

Julia Tietjen

Intersektionale Perspektiven auf Mutterschaft und Gleichberechtigung

Eine affekttheoretische
Situationsanalyse der Erfahrungen
benachteiligter Mütter

Julia Tietjen
Intersektionale Perspektiven auf
Mutterschaft und Gleichberechtigung

Studien zu Differenz, Bildung und Kultur

herausgegeben von
Jürgen Budde

Band 23

Im Zentrum der Reihe „Studien zu Differenz, Bildung und Kultur“ stehen Fragen nach Ausdrucksgestalten von pädagogischen Ordnungen und Konstruktionen sozialer Differenzkategorien in Bildungsprozessen. Der methodologische Zugriff ist qualitativ-rekonstruktiv auf die soziale Praxis der Akteur*innen in ihren Handlungsfeldern ausgerichtet. Die Reihe versammelt schul-, unterrichts- sowie bildungstheoretische Studien.

<https://shop.budrich.de/reihe/studien-zu-differenz-bildung-und-kultur/>

Julia Tietjen

Intersektionale Perspektiven auf Mutterschaft und Gleichberechtigung

Eine affekttheoretische Situationsanalyse der Erfahrungen benachteiligter Mütter

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<https://portal.dnb.de> abrufbar.

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch den Open-Access-Publikationsfonds der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen.

Angenommene Dissertation am Fachbereich Erziehungswissenschaften an der Universität Bremen,
Disputation am 16.06.2025

Unser Open-Access-Buchprogramm profitiert von der kontinuierlichen Unterstützung durch das Open Book Collective und die uns fördernden Bibliotheken.

© 2026 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International

(CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO₂-kompensierte Produktion. Mehr Informationen unter <https://budrich.de/nachhaltigkeit/>. Printed in Europe.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84743185>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-3185-5 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-3323-1 (eBook)
eISBN 978-3-8474-3375-0 (EPUB)
DOI 10.3224/84743185

Druck: Libri Plureos, Hamburg

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Danksagung

Diese Arbeit wäre ohne die Unterstützung, das Vertrauen und die Inspiration vieler Menschen nicht möglich gewesen. Sie war nicht nur eine wissenschaftliche Reise, sondern vor allem auch eine persönliche, in der ich viel mit und von anderen Menschen lernen durfte. Aus tiefsten Herzen und mit einiger Berührung möchte ich diesen Menschen danken.

Zunächst möchte ich **Prof.in Dr.in Alisha Heinemann** danken. Deine beinahe endlose Geduld, dein Vertrauen in mich und deine ermutigenden Worte haben mir mindestens so viel geholfen wie deine fachliche Expertise, deine kritischen Rückfragen und deine inspirierende Haltung, mit der du mir ein bedeutendes Vorbild warst, bist und sein wirst. Außerdem möchte ich **Prof. Dr. Robert Baar** und **Prof.in Dr.in Sabine Grenz** danken, die sich meiner Arbeit bereitwillig, interessiert und ohne Vorbehalte angenommen haben und mir mit konstruktivem Feedback, reflektierenden Gesprächen sowie beruhigender Gelassenheit begegnet sind. Für ihre drastische Klarheit, ihre unaufgeregte Zuversicht sowie für ihre wissenschaftliche Expertise möchte ich meiner Mentorin **Dr.in Daniela Ahrens** danken, die mich immer wieder auf den Boden zurückholte. Ein herzliches Dankeschön geht auch an das **think*lab** und im Besonderen **Dr.in Franziska Bonna, Verena Honkomp-Wilkens, Marija Cubalevska und Myrthe Reinsberg**. Eure hilfreichen Anregungen und wertvollen Impulse, der konstruktive Austausch und eure liebevolle Begleitung in den Wirrungen des Dissertationsprozesses haben mich immer wieder ermutigt, über den Tellerrand zu schauen und weiterzumachen. Mein Dank gilt ebenfalls dem **Institut Technik und Bildung**, das mir in den vergangenen Jahren nicht nur Arbeitsplatz war, sondern durch seine Interdisziplinarität auch Ort der Inspiration und des kollegialen Austauschs. Die Möglichkeit, meine Ideen in Gesprächen frei entwickeln und entdecken zu können, ist eine wertvolle Erfahrung. Danke auch an **meine Mitstreiter*innen am ITB**, die den Weg durch den Dissertationsprozess mit mir geteilt haben. Gemeinsam haben wir uns durch die Herausforderungen der Promotion gekämpft, haben uns gegenseitig motiviert, inspiriert und unterstützt. Mit euch wusste ich, dass ich mit meinen Fragen und Sorgen nie allein bin. Besonders möchte ich an dieser Stelle **Lisa Meyne** und **Dr.in Christine Siemer** danken, die mir nicht nur fantastische Kolleginnen sind, sondern viel wichtiger noch Freundinnen, die ich niemals missen möchte. Ihr habt mir so viel Kraft gegeben, wart in allen Höhen und Tiefen für mich da und standet mir mit offenen Ohren, klugen Ratschlägen und Herzlichkeit zur Seite. Ebenso möchte **André Flathmann, Svenja Thomas, Patrik Sieverding, Christina Hach und Sabrina Metje** danken, die immer bereit waren, mir zuzuhören, mir Mut zuzusprechen und mich in den anstrengendsten und schönsten Momenten zum Lachen gebracht haben. Eure Unterstützung und euer Dasein bedeuten mir mehr, als Worte ausdrücken können. Danke, dass ich immer auf euch zählen kann. Zu guter Letzt möchte ich **meiner Familie und meinen Freund*innen** meine Dankbarkeit aussprechen. Mit eurer Unterstützung, eurem unermüdlichen Humor und eurer Bereitwilligkeit, meine Überlegungen konsequent auf Alltagstauglichkeit zu prüfen, habt ihr mir nicht nur geholfen, klarer zu denken, sondern mich auch in schwierigen Momenten ermutigt und aufgebaut. Danke, dass ihr immer an meiner Seite seid.

*Für alle Träumer*innen, für alle Vorsichtigen, für alle Kämpfer*innen,
für alle Macher*innen*

und für all die lieben Menschen in meinem Leben

Für Alisha, die immer mehr an mich geglaubt hat als ich selbst

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|------------|
| 1 Einleitung | 11 |
| 2 Der Forschungsstand – Mutterschaft intersektional..... | 18 |
| 2.1 Mutterschaft und Heteronormativität..... | 19 |
| 2.2 Mutterschaft und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit..... | 27 |
| 2.3 Mutterschaft und Klassenverhältnisse | 33 |
| 2.4 Mutterschaft und Disability | 37 |
| 2.5 Mutterschaft und Gleichberechtigung – Eine erste Zusammenfassung und Reflexion..... | 41 |
| 3 Sensibilisierende Konzepte | 44 |
| 3.1 Affekttheorie..... | 45 |
| 3.2 Affektive Ökonomien, Glückspfade und -versprechen..... | 49 |
| 3.3 Affekttheorie, Intersektionalität und Familie | 55 |
| 3.4 Affekt, Geschlecht und Fürsorge | 62 |
| 3.5 Affekte und Mutterschaft – Eine zweite Zusammenfassung und Reflexion | 69 |
| 4 Methoden | 71 |
| 4.1 Ein Feld für die Grounded Theory und die Situationsanalyse | 72 |
| 4.2 Mütter und ihre Vielfältigkeit – eine Samplebeschreibung..... | 73 |
| 4.3 Einblicke in den Untersuchungsprozess und die Forscherinnenperspektive..... | 76 |
| 4.4 Methodisches Vorgehen und Gütekriterien | 84 |
| 4.4.1 Situationsanalyse nach Adele E. Clarke..... | 84 |
| 4.4.2 Grounded Theory nach Anselm Strauss und Juliet Corbin | 94 |
| 4.4.3 Gütekriterien | 97 |
| 5 Auswertung und Interpretation | 100 |
| 5.1 Einflussreiche Lebensbedingungen – Eine Analyse mit Relations-Maps | 100 |
| 5.1.1 Jonglieren mit Ressourcen – Relationen um Klassenverhältnisse | 102 |
| 5.1.2 Balancieren in Interdependenzen – Relationen um psychische Gesundheit | 116 |
| 5.1.3 Akrobatik in Verbindungen – Relationen um natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit..... | 122 |
| 5.1.4 Gewichtheben in Verengungen – Relationen um Heteronormativität..... | 134 |

| | |
|---|------------|
| 5.2 Mutterschaft und Gleichberechtigung – Eine Map der sozialen Welten | 152 |
| 5.2.1 Elternbeziehung als Teamsport – Die soziale Welt der Elternbeziehung | 153 |
| 5.2.2 Paarbeziehung als gemeinsamer Tanz – Die soziale Welt der Paarbeziehung..... | 167 |
| 5.2.3 Suchende und findende Bewegungen – Die soziale Welt der Beziehung zu sich selbst..... | 184 |
| 5.3 Positions-Maps um Lebensbedingungen, Fürsorge und Gleichberechtigung – Eine zusammenfassende Ergebnisdiskussion | 208 |
| 5.3.1 Von Lebensbedingungen beeinflusste Entscheidungspositionen | 210 |
| 5.3.2 Entscheidungspositionen zwischen Fürsorgeverantwortung und Gleichberechtigung..... | 220 |
| 6 Limitationen und Ausblicke | 223 |
| 7 Implikationen für die Elternbildungsarbeit..... | 225 |
| 8 Literaturverzeichnis..... | 229 |
| 9 Anhang | 241 |
| 9.1 Leitfaden | 241 |
| 9.2 Transkriptionsregeln..... | 242 |
| 9.3 Darstellung des Kategoriensystems | 242 |
| 9.4 Relations-Maps in tabellarischer Form | 244 |

1 Einleitung

„Ich möchte Kinder haben, ohne dem gesellschaftlichen Druck einer ‚guten Mutter‘ ausgesetzt zu sein. Eigentlich möchte ich einfach ‚Vater‘ sein.“

Eine Mutter (UN women Deutschland 2023)

Kinder zu bekommen, verändert das Leben von Menschen erheblich. Auf welche Weise es sich verändert, hängt jedoch stark davon ab, ob ein Mensch eine Mutter¹ oder ein Vater wird. In einem feministischen Muttertagswunsch für eine gerechte Gesellschaft (ebd.) formuliert eine Mutter, Kinder haben zu wollen, ohne dem gesellschaftlichen Druck einer „guten Mutter“ ausgesetzt zu sein. Dabei ist ihr klar, dass für sie andere gesellschaftliche Regeln gelten, als dies der Fall wäre, wenn sie Vater wäre. Während der gesellschaftliche Druck, eine „gute Mutter“ zu sein – was auch immer das bedeutet – für Frauen und Mütter sehr prägend ist und ihren Lebensalltag massiv beeinflusst, scheint es kaum so klare und vor allen Dingen durch gesetzliche Regelungen oder soziale Geschlechternormen stabilisierte Vorstellungen darüber zu geben, was einen „Vater“ ausmacht – ganz zu schweigen von trans*, inter* und non-binären Eltern, die im Diskurs um Elternschaft fast komplett ausgeblendet werden. Für Väter scheint es gesellschaftlich ausreichend zu sein, einfach zu existieren. Die Anforderung an Väter „gut“ zu sein, wird weder in diesem Zitat noch im Alltagsdiskurs oder in der erziehungswissenschaftlichen Forschung ausgeleuchtet. Folglich sind Väter auch selten mit diesem gesellschaftlichen Druck konfrontiert. Gleichzeitig wirft dieses Zitat auch Fragen zur gleichberechtigten Elternschaft auf. Ist es wirklich das Ziel für Mütter, Väter und Eltern, so wenig Verantwortung zu übernehmen, wie es derzeit für Väter vermeintlich ausreichend ist? Oder geht es nicht vielmehr darum, mit Elternschaft verbundene Verantwortungen und damit einhergehenden gesellschaftlichen Druck auf alle Elternpersonen gleichmäßig zu verteilen? Benötigt es den gesellschaftlichen Druck überhaupt? Oder sind nicht eher Gleichberechtigung ermöglichende Rahmenbedingungen erforderlich?

Gegenwärtig sind Mütter nicht nur mit verschiedensten Vorstellungen zur guten Mutter- schaft konfrontiert (u.a. Mayer 2022; Toppe 2022), ihre Erfahrungen und Perspektiven bleiben zudem sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft oftmals unterrepräsentiert (Krüger- Kirn 2022: 18). Vielmehr zeichnen sich wissenschaftliche Diskurse wie auch die deutschen bürgerlichen Frauenbewegungen – unabhängig davon, ob sie differenz- oder gleichheitsfeministischen Ansätzen folgen – durch eine starke Orientierung an der Erwerbsarbeit aus. So wurde in frühen Ansätzen die geistige Mütterlichkeit als Basis für die Berufstätigkeit von Frauen konzipiert und Geschlechterdifferenzen als wichtige, gleichwertige Qualifikationen interpretiert, wodurch die sozialen Praktiken von Müttern wie beispielsweise Kinderversorgung, Haushalt und emotionale Arbeit sichtbar gemacht wurden. In gleichheitsfeministischen Bewegungen setzten sich Feminist*innen für die Sichtbarmachung weiblicher Arbeit ein, appellierten an die Gleichwertigkeit von Erwerbs- und Familienarbeit und kritisierten die „kategorische Festlegung des weiblichen Wertes auf die Mutterschaft als wesentliche Ursache für Diskriminierung von Frauen“ (Krüger-Kirn 2022: 15). Auch wenn feministische

1 Hinsichtlich der Geschlechterbezeichnungen habe ich mich für kontextbezogene und selbstbestimmungsorientierte Formulierungen entschieden. Dabei verstehe ich beispielsweise unter dem Begriff „Mutter“ alle Personen, die sich mit diesem Begriff identifizieren. Dies beinhaltet sowohl cis-geschlechtliche als auch trans*, inter* und non-binäre Personen. Falls ich den Eindruck habe, dass es besonders wichtig ist, zu betonen, dass auch trans*, inter* und/oder non-binäre Personen gemeint sind, verwende ich zusätzlich einen Asterisk. Dies findet meist explizit im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse statt.

Bewegungen seit Jahrzehnten eine geschlechtergerechte Verteilung von Sorgearbeiten fordern, ist diese bei allen Veränderungen in den geschlechtlichen (Macht-)Verhältnissen noch immer nicht gegeben und Diskurse über Gleichberechtigung stellen noch immer Frauen und Erwerbstätigkeit sowie ungleiche materielle Bedingungen ins Zentrum².

Gleichzeitig stellen Mutterschaft und mütterliche Erfahrungen feministische Diskurse vor ein noch immer anhaltendes Dilemma, für das bislang nur bedingt Sprache gefunden wird (ebd; Malich 2014). Was tun mit der körperlichen Erfahrung? Im Zuge poststrukturalistischer, diskursanalytischer Herangehensweisen wird die diskursive Konstruktion geschlechtlicher und sexueller Identitäten fokussiert. Dies stellt für die Anerkennung queerer Menschen und Lebensrealitäten einen wichtigen Schritt dar, doch führen ausschließlich diskursanalytisch geführte Forschungen zur Verdeckung der auch körperlichen Erfahrungen von Müttern (O'Reilly 2021: 12; Krüger-Kirn 2022: 16). Aktuelle Forschungen machen es damit notwendig, sowohl die normativen und materiellen Bedingungen von Mutterschaft als auch die Vielfalt von Mutterschaften und ihr Erleben von Müttern Rechnung zu tragen. In Einstellungen, Interpretationen, aber auch Körperpraktiken und Affekten verdeutlichen sich die untrennbar-en Wechselwirkungen von gesellschaftlichen Strukturen, Wissensbeständen, Tätigkeiten und Subjektivierungen. Da Mutterschaft bisher vor allem als Institution und weniger als Erfahrung untersucht wurde – letzteres galt in feministischen Kreisen selten als relevante Analysekategorie (Krüger-Kirn 2022: 17ff) – strebe ich in dieser Arbeit an, mit einer affekttheoretischen Perspektivierung einen Beitrag zur Schließung dieser Leerstelle anzubieten.

Die Bedeutung mütterlicher Erfahrungen wird mit intersektionalen Perspektiven besonders spürbar, wenn bestimmte Mutterschaften privilegiert werden, während andere Mütter, die den hegemonial „erwünschten“ Körpern nicht entsprechen, diskriminiert werden. So erfahren vor allen Dingen als hochgebildet geltende, able-bodied, *weiße*, cis-geschlechtliche³ Mütter, die ihre Kinder etwa im Alter zwischen 25 und 35 Jahren gebären und diese in einer heterosexuellen, monogamen Elternbeziehung großziehen, wesentlich mehr sozialstaatliche und gesellschaftliche Unterstützung und Anerkennung als Mütter, die sozioökonomisch benachteiligt sind, zu alt oder zu jung Mutter werden, natio-ethno-kulturell mehrfach zugehörig sind, keine deutsche Staatsangehörigkeit haben, disabled, lesbisch, queer, trans*, inter* oder non-binär sind, als Solo-Mutter oder in multiplen Elternschaften ihre Kinder aufziehen (Malich 2014: 162). Ebendiese Erfahrungen stellen den Gegenstand der angloamerikanischen maternal studies dar, welche im Kontrast zur deutschsprachigen feministischen Forschung die engen Verflechtungen gelebter Erfahrungen von Müttern und ihren Identitäten, Praktiken und sozialen Positionierungen analysieren und sichtbar machen (Reynolds 2020: 2). Mithilfe von Analysen, die sowohl gesellschaftliche und materielle wie auch affektive und subjektivierende Faktoren würdigen, wird es möglich, die Erweiterung und Verengung von Möglichkeitsräumen von Müttern zu untersuchen und herauszuarbeiten, welche gesellschaftlichen Teilhabechancen eröffnet oder verschlossen werden.

2 Weiterführend zur Frauenquote (Buchenau 2016), zu Geschlecht, Gleichberechtigung und Kommunikation im Unternehmen (Hernandez Bark/Hentschel 2021), zu Frauen in Führungspositionen (Rybnikova/Menzel 2021), zu Gender Pay Gap (Busch 2013), zu Gender Pension Gap (BMFSFJ 2011), zu Gender Care Gap (Statistisches Bundesamt 2024), zu Gender Health Gap (Becker 2020).

3 Cis-Geschlechtlichkeit meint Personen, die sich mit dem bei der Geburt zugeordneten Geschlecht identifizieren. In Kontexten der privilegierten Positionen meint dies außerdem auch eine gesellschaftlich anerkannte Passung zwischen biologischem Geschlecht, Geschlechtsidentität und Geschlechtsausdruck. Nichtsdestotrotz bleibt der Begriff der Cis-Geschlechtlichkeit diskussionswürdig, wenn er Geschlecht zur Identität erklärt und die Möglichkeitsräume zur geschlechtlichen Entfaltung einschränkt.

Ein maßgeblicher Faktor stellt die Fürsorgeverantwortung dar. Aufgrund der Assoziation von Weiblichkeit und Fürsorge erfährt eine Vielzahl von Frauen und Müttern über verschiedene Differenzdimensionen hinweg die Zuschreibung der Fürsorgeverantwortung. An dieser Stelle entfaltet sich eine massive Ungleichverteilung, die die Gleichberechtigung für alle Geschlechter (und) in Elternbeziehungen erheblich beeinträchtigt. Fürsorgeverantwortung und Sorgearrangements spielen eine wichtige Rolle, wenn es um Gleichberechtigungs- und Gerechtigkeitsansprüche von Menschen geht. Während Erwerbstätigkeit laut Mona Motakef et al. (2018) wissenschaftlich häufig als normativer Bezugspunkt für Gerechtigkeitsansprüche diskutiert wird, gerät die Sphäre des Lebenszusammenhangs und der Fürsorge oftmals in den Hintergrund, wenn es um Gerechtigkeit geht. Zugleich sind es in der Regel Frauen*, die Sorgearbeiten ausführen und die Belastungen kritisieren. Trotz der Erschwernisse und Verengungen von Möglichkeitsräumen – für Menschen aller Geschlechter – erfährt weibliche* Fürsorge im Gegensatz zur männlichen wesentlich höhere gesellschaftliche Legitimierung (ebd.). Legitimierungsprozesse der Feminisierung von Fürsorgeverantwortung spiegeln sich auch auf sozialstaatlicher Ebene beispielsweise im Kontext der Pflegeversicherungen wider, welche bislang nicht an die abnehmende Bereitschaft von Frauen*, ihre berufliche Entwicklung und finanzielle Sicherheit zugunsten der Pflege von Angehörigen einzuschränken, angepasst wurden. Als Antwort auf die Problematik der Vereinbarkeit von Beruf und Fürsorge wird insbesondere die Institutionalisierung der Pflege diskutiert – jedoch kaum die Möglichkeit von Männern als Pflegende (Kunstmann 2022). Ähnliches verdichtete sich während der Covid-19-Pandemie, in der Frauen* zum einen durch prekäre Beschäftigung wie in der Pflege oder als Kassiererinnen* einem wesentlich höheren Infektionsrisiko ausgesetzt waren und zum anderen auch mehr Fürsorgetätigkeiten ausgeführt haben, während sie beispielsweise im Homeoffice arbeiteten. Daneben konnte gezeigt werden, dass die Zahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von männlichen Autoren zunahm, während sich die weiblicher* Autorinnen* reduzierte (Kohlrausch/Zucco 2020). Obwohl sich gesellschaftliche Verschiebungen zeigen und Frauen* immer eher die Menge der Haus- und Fürsorge verweigern, bleibt es sowohl lokal als auch global gesehen dabei, dass Frauen* die meiste bezahlte und unbezahlte Haus- und Fürsorgearbeit ausführen (Karatas/Hogebach/Zängl 2023). Damit verwoben zeichnen sich aktuelle Transformationen des deutschen Wohlfahrtstaats durch die „sich gegenseitig stützende(...) und bedingende(...) Paradigmen Aktivierung, Eigenverantwortung sowie Autonomie bzw. Selbstbestimmung“ (Menke 2019: 368) aus und stärken womöglich bis wahrscheinlich die Privatisierung und Feminisierung von Fürsorge. Entgegen der Ideen von Aktivierung, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung stehen die strukturellen Machtverhältnisse. Insbesondere im Kontext Mutterschaft wird unter der Betrachtung der Kategorien-Trias natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, Klasse und Geschlecht deutlich, wie sehr sich Wahlmöglichkeiten sowohl in privaten als auch in beruflichen Entscheidungssituationen vergrößern oder verringern, abhängig davon wie Menschen sozial positioniert sind bzw. werden (Menke 2019: 368f.). Es wird deutlich, dass Gleichberechtigung im Rahmen familialer Fürsorgeverantwortung somit noch in erheblichem Maße aussteht und sie gleichzeitig nicht nur ein Phänomen auf individueller Ebene darstellt, sondern maßgeblich von strukturellen (Lebens-)Bedingungen beeinflusst wird.

All jenes spannt sich innerhalb einer heteronormativen Ordnung auf, welche wiederum niemals als singuläres Machtverhältnis verstanden werden sollte, sondern immer auch in Wechselwirkung mit weiteren Differenzdimensionen steht. Der Begriff der Heteronormativität ist nach Bettina Kleiner (2016) ein bedeutendes Analysewerkzeug der Queer Theory, um die Naturalisierung wie auch die Privilegierung von Heterosexualität, Zwei- und Cis-

Geschlechtlichkeit zu hinterfragen. Gegenstände der Kritik sind neben der – nicht nur im Alltagsverständnis wirksamen – Annahme, es gäbe lediglich zwei komplementäre Geschlechter, welche sich ausschließlich gegenseitig sexuell begehrten und von Geburt an immer gleich blieben, auch die oftmals durch Eheverträge geregelte Heteronormativität, welche Privilegien erfährt, während Menschen, die andere Lebensentwürfe verfolgen, mit Diskriminierungen konfrontiert sind. Der Heteronormativitätsbegriff ermöglicht die Infragestellung der Idee der Heterosexualität „als zeitlose, unveränderbare Institution (...) ohne Geschichte“ (ebd.: o.S.) sowie die Sichtbarmachung von Heteronormativität stabilisierenden Reproduktionsmechanismen und institutionellen Zwängen. Durch heteronormativitätskritische Analysen kann gezeigt werden, wie und wo Heterosexualität in die sozialen Beschaffenheiten einwirkt und Bilder von u.a. Familie, Körper, Nation, Individualität und eben auch Mutterschaft formen (ebd.). Heteronormativitätskritik stellt laut Florian Cristóbal Klenk (2023) nicht nur die institutionellen und strukturellen Machtverhältnisse infrage, sondern wendet sich auch gegen „jegliche Form der Festschreibung geschlechtlicher und sexueller Identität“ (ebd.: 13) als Momente epistemischer Gewalt. Geschlecht und sexuelles Begehrten versteht Klenk dabei weder als feststehende Entitäten noch als klar abgrenzbar. Vielmehr hebt er das konstitutive und dynamische Wechselverhältnis beider Begriffe hervor (ebd.: 15f.). Besonders in der Beziehung von Heteronormativität und Mutterschaft kann so in Anlehnung an Kleiner und Klenk (2017) gefragt werden, wie, wann und in welcher Gestalt Geschlecht und Heteronormativität im Kontext von Mutterschaft angeführt werden und welche Normalisierungen oder auch Transformationen damit erzeugt werden (ebd.: 100).

Für die intersektionale Auseinandersetzung mit Mutterschaft bedeutet dies, dass es zahlreiche Situationen geben kann, in denen die in der vorliegenden Arbeiten untersuchten Ungleichheitslinien Geschlecht, sexuelle Orientierung, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, sozioökonomische Positionierung und psychische Gesundheit ganz unterschiedlich wirksam werden können. Es wird untersucht, in welcher Weise die interviewten Mütter Privilegien und Marginalisierungen erfahren, wie sie diese thematisieren oder auch nicht thematisieren, wo sie Unsicherheiten erleben, welche Einflüsse sie durch ihr soziales Umfeld und ihre Lebensbedingungen wahrnehmen und wie sie diese interpretieren. Welche Verhältnisse empfinden die Interviewpartnerinnen als legitim? Wo äußern sie Kritik? Wie wird mit der Kritik umgegangen? Welche Aushandlungsprozesse finden mit ihren Beziehungspersonen statt und wie? Welche Diskriminierungslinien ziehen die interviewten Mütter als Erklärungen heran? Welchen Raum zur Reflexion beschreiben sie? Und welche Entscheidungen treffen die Interviewpartnerinnen vor diesen Hintergründen?

Wie bereits angedeutet, können Heteronormativität, Geschlecht und Mutterschaft nicht losgelöst von weiteren Diskriminierungslinien verstanden werden. Zur Analyse des Ineinanderwirkens mehrerer Diskriminierungslinien führte Kimberlé Crenshaw 1989 am Beispiel der Erfahrungen Schwarzer Frauen den Begriff der Intersektionalität in die wissenschaftlichen Diskurse ein. Durch das Konzept der Intersektionalität kann analytisch gezeigt werden, dass Frauen of Color von mindestens zwei Ungleichheitslinien negativ betroffen sind (Crenshaw 2019). Viele marginalisierte Menschen machen die Erfahrung, von mehreren Differenzlinien gleichzeitig betroffen zu sein, welche sich gegenseitig beeinflussen und dabei sehr komplex ineinanderwirken, weshalb das Erwirken von Sichtbarkeit, Anerkennung und gleichwertiger Behandlung von immensen Herausforderungen geprägt ist (Collins/Bilge 2020: 3f; Combahee River Collective 2019: 51ff). Machtverhältnisse können als gesellschaftliche Ordnungen verstanden werden, welche soziale Ungleichheiten und somit den Zugang zu ökonomischen und gesellschaftlichen Ressourcen regulieren.

Die Auseinandersetzung mit Mutterschaft und Gleichberechtigung aus intersektionaler Perspektive erlangt auf dreierlei Ebenen Bedeutung für die Disziplin der Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Dem vorauszuschicken ist die Anerkennung von Müttern, welche bislang auf all diesen Ebenen in der Forschung nur bedingt als relevante Subjekte wahrgenommen wurden. Vielmehr adressieren Forscher*innen die Einflüsse von Müttern auf ihre Kinder (u.a. Dahmen et al. 2013; Fahrer 2023) – jedoch kaum unter welchen Bedingungen Mütter leben, welche Einflüsse diese Bedingungen auf sie haben und wie Mütter damit umgehen. Somit stellt die erste Ebene der Relevanz die Familie als primäre Sozialisationsinstanz ins Zentrum. Familie bildet einen wichtigen Ort der Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen, die lernen, wie Gesellschaft funktioniert und wie sie auf ihre ganz unterschiedlichen Arten und Weisen Mitglieder der Gesellschaft werden (Hurrelmann/Grundmann/Walper 2008; Grundmann/Wernberger 2015). Dabei ist Familie eingebunden in gesellschaftliche Verhältnisse, die von Geschlechterordnungen und -differenzen geprägt sind und beispielsweise in alltäglichen Handlungen und Arbeitsteilungen Gestalt annehmen. In diesen können sowohl Relevanz als auch Irrelevanz von Geschlecht beobachtet, thematisiert, gelernt und verlernt werden. Dies wird umso bedeutsamer, wenn sich die Reproduktions- und Care-Arbeiten vor Augen geführt werden, die nach wie vor in erster Linie von Frauen* durchgeführt werden (Baar/Maier 2022). Zugleich untersucht die Forschung Sozialisation selten als lebenslange Sozialisationsprozesse, in denen sich Menschen weiterhin auf sich ändernde gesellschaftliche Bedingungen einstellen. Durch das Eltern- bzw. Mutterwerden wirken gesellschaftliche Bedingungen anders auf Menschen ein, als dies vor der Familiengründung der Fall war. Daraus resultiert die zweite Ebene der Bedeutung für die Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Mutterwerden und -sein wird so als Bildungsmoment wirksam, in dem es zu kontinuierlichen Transformationen der Welt- und Selbstverhältnisse kommt (Liechti 2017; Koller 2018). Diese Transformationen können auf verschiedene Weisen stattfinden. So erleben Mütter Veränderungen und Verunsicherungen direkt nach der Geburt, wenn sich der neue Alltag plötzlich massiv von dem vor der Geburt unterscheidet. Parallel erleben Mütter durch das Mutterwerden auch existentielle und persönliche Veränderungen durch den „Prozess der Transition von Frau zu Frau und Mutter“ (Wicki 2023: 192). Dieser kann mit erfüllten und unerfüllten Erwartungen an Gefühle der Mutterliebe, damit verbundenen Verunsicherungen und zu findenden Umgangsstrategien einhergehen und zu neuen Definitionen des Selbst als Mutter oder auch zur Suche nach gesellschaftlichen Ursprüngen für die erlebten Ambivalenzen führen (ebd.) – also zu transformierten Welt- und Selbstverhältnissen. Zu guter Letzt ist die Ebene der Elternbildung anzusprechen. Die Elternbildung bildet einen Zweig der Erwachsenenbildung und gewinnt durch sozialstrukturelle Veränderungen vermehrt an Bedeutung. Gleichzeitig heben psychologische Entwicklungstheorien den erheblichen Einfluss der Familie auf die physische, soziale und psychische Entfaltung des Kindes hervor. Vor diesem Hintergrund soll Elternbildung die Erziehungskompetenzen der Eltern stärken und das gesunde Heranwachsen des Kindes fördern. Teilbereiche der Elternarbeit stellen sowohl das Selbstvertrauen der Elternpersonen ihre Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten als auch die Art und Weise des Umgangs mit sich selbst dar. Die Qualität der Paarbeziehung – und diese kann durch gleichberechtigte Elternschaft gestärkt werden (Riecher-Rössler 2016) – hat so nicht nur einen Einfluss auf die Zufriedenheit in der elterlichen Beziehung, sie bewirkt auch, dass Eltern feinfühliger und passender auf ihre Kinder eingehen können und so nicht nur ihr eigenes Wohlergehen fördern, sondern auch das ihrer Kinder (Kadera/Minsel 2018).

Das Ziel der vorliegenden Forschungsarbeit ist die Sichtbarmachung der heterogenen Perspektiven und Lebensrealitäten (mehrfach) marginalisierter Mütter und ihre Position als Subjekte und Individuen im wissenschaftlichen Diskurs wie auch in der Bildungsarbeit zu stärken.

In leitfadengestützten Einzelinterviews und einem affekttheoretisch geprägten Forschungsprozess wird deshalb der Frage nachgegangen: Wie beeinflussen Lebensbedingungen die Entscheidungen von Müttern in Elternbeziehungen mit Gleichberechtigungswunsch in heteronormativen Verhältnissen?

Die qualitativ-empirische Vorgehensweise der Situationsanalyse als Postmodernisierung der Grounded Theory bildet die forschungsmethodische Basis dieser Arbeit.

Nachdem nun einleitend die Relevanz der Perspektiven von marginalisierten Müttern in Bezug auf ihre Lebensbedingungen, Aushandlungen und Entscheidungen vorgestellt wurden, wird im zweiten Kapitel der Forschungsstand zu Mutterschaft vorgestellt. Der Fokus wird mit einer intersektionalen Perspektivierung auf die vier Schwerpunkte dieser Arbeit gelegt. So wird die Forschung zu Mutterschaft in Hinblick auf *Heteronormativität* und mit ihr verbunden auf Sexismus, Cis-Sexismus und Queerfeindlichkeit sowie auf Gleichberechtigung dargestellt. Dies beinhaltet nicht nur die Darstellung vermeintlicher Mutterideale, welche sich durch alle weiteren Ungleichheitsdimensionen ziehen, sondern auch stabilisierende soziale Normen, Strukturen und Gesetze. Weiterhin werden im Zuge der Forschung um Mutterschaft und *natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit* Vertiefungen bezogen auf Rassismus und Migration herausgearbeitet. Damit einher gehen die Darstellungen unterschiedlicher (rassismuskritischer) Mutterschaftskonzepte und eine Rekonstruktion der Diskurse um Mutterschaft und Migration und Rassismus im deutschsprachigen Raum im Unterschied zum angloamerikanischen. Im Rahmen der *Klassenverhältnisse* werden das Armutsrisko von Müttern, geschlechterorientierte Arbeitsteilungen und stabilisierende staatliche Regelungen thematisiert. Besonders hervor stechen in diesem Kontext erneut vermeintliche Mutterideale, die Nicht-Adressierung väterlicher Fürsorgeverantwortung wie auch die starke Verwobenheit dieser Ungleichheitslinie mit allen anderen Diskriminierungslinien. Die vierte Vertiefung findet sich in Mutterschaft und *Disability*. Hier wird zunächst auf die massive Leerstelle in Bezug auf Mütter mit Behinderung und/oder chronischer Erkrankung bei gleichzeitiger Pathologisierung von Müttern generell eingegangen. Diese Dynamiken werden genauer herausgearbeitet, bevor der Fokus auf psychische Gesundheit gerichtet wird, da diese eine große Rolle bei den interviewten Müttern spielt. Um die Gewordenheit der Rezeptionen und teils auch ausbleibenden Rezeptionen von Mutterschaft nachzeichnen zu können, beginnen alle Unterkapitel mit einer kurzen historischen bzw. theoretischen Einordnung der jeweiligen Ungleichheitslinie. Das Kapitel des Forschungsstandes schließt mit einer reflektierenden Zusammenfassung und gibt erste Überlegungen in Hinblick auf Gleichberechtigung.

Das dritte Kapitel zentriert affekttheoretische Zugänge als sensibilisierende, theoretische Konzepte, die dieser Arbeit zugrunde liegen. Dazu erfolgen zunächst Einblicke in Affekttheorien im Allgemeinen und den affective turn, um anschließend auf Sara Ahmeds Theorieerungen einzugehen. Sara Ahmed versteht Affekte als Bewegungen in ihren affektiven Ökonomien. Ihre Überlegungen hinsichtlich der Heteronormativität und des Glück/lichseins werden illustriert und auf Mutterschaft bezogen. Im Anschluss daran werden mit Jasbir Puars Ansätzen der Assemblages Intersektionalität und Affekttheorie in Beziehung gesetzt, wodurch der sich kontinuierlich konstruierende Charakter sozialer Phänomene betont und die Veränderlichkeit hervorgehoben wird. Es folgen Puars und Patricia Hill Collins“ Überlegungen zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im Kontext des Konzepts der Familie. Die

Ansätze der theoretischen Überlegungen werden in Bezug auf Geschlecht und Fürsorge gebündelt, indem die Assoziation von Mutterschaft und Fürsorge mit Ahmeds affekttheoretischer Perspektive nachgezeichnet wird. Die Bewegung geht von geschlechterbezogenen Sozialisationen über Geschlechterverhältnisse und Identifikationen von Mutterschaft und Fürsorge zum Fürsorgebegriff und der mangelnden Thematisierung von Fürsorge im Kontext von Männlichkeit. Auch dieses Kapitel wird mit einer reflektierenden Zusammenfassung beendet, in der die Fokussetzungen für die Fragebogenentwicklung formuliert werden.

Im vierten Kapitel werden die Situationsanalyse als methodisches Vorgehen sowie eine Samplebeschreibung und die Positionierung der Forscherin dargelegt. Dazu wird zuerst auf die Beziehung zwischen der Grounded Theory Methodologie und der Situationsanalyse als Postmodernisierung der ersteren eingegangen. Darauf folgt eine Samplebeschreibung, in der die Vielfältigkeit der intersektionalen Positionierungen der interviewten Mütter veranschaulicht wird. Auf dieser Basis werden die Positionierung der Forscherin sowie Einflüsse auf den Untersuchungsprozess reflektiert, nachdem letzterer dokumentiert wurde. Es folgen detaillierte Einblicke in das methodische Vorgehen, in denen zunächst die Situationsanalyse nach Adele E. Clarke beschrieben wird. Da die Situationsanalyse und die Grounded Theory Methodologie nach Anselm Strauss und Juliet Corbin in enger Beziehung zueinanderstehen und die Situationsanalyse auf den Analysevorgehen der Grounded Theory beruht, werden die in dieser Arbeit verwendeten Kodierungsverfahren der Grounded Theory aufgezeigt. Das Kapitel wird mit einer Darstellung der Gütekriterien im Kontext qualitativ-methodischer Forschung abgeschlossen.

Die Auswertung und Interpretation der Forschungsergebnisse bilden den Kern des fünften Kapitels. Mithilfe der Relations-Maps, der Map der sozialen Welten und der Positions-Maps aus der Situationsanalyse werden spezifische Fokussetzungen in Hinblick auf die Forschungsfrage vorgenommen. So werden im ersten Unterkapitel unter Verwendung der Relations-Maps ausgehend von den ausgewählten Ungleichheitsdimensionen die Lebensbedingungen der interviewten Mütter untersucht. Die Beziehungen der Mütter zu den entsprechenden Ungleichheitsdimensionen werden mit affekttheoretischer Perspektive zu Bewegungsformen verdichtet, die eine Vorstellung davon geben können, wie die Lebensbedingungen die Bewegungen und Räume der Mütter eröffnen oder beschränken. Im zweiten Unterkapitel werden unter Hinzunahme der Map der sozialen Welten Aushandlungsprozesse über Gleichberechtigung im Kontext von Mutterschaft exploriert. Dabei wird untersucht, inwiefern die Thematisierung von Gleichberechtigung genutzt oder nicht genutzt wird, wenn durch affektive Begegnungen wie mit Lebensbedingungen, durch Sozialisation oder in Interaktionen die Konturen sozialer Welten hergestellt werden. Im dritten Unterkapitel werden aus den vorangegangenen Analysen Entscheidungspositionen der Mütter abgeleitet, welche als Ergebniszusammenfassung in Positions-Maps aufbereitet und diskutiert werden. Zur Beantwortung der Forschungsfrage werden in diesem Unterkapitel die Entscheidungspositionen in Bezug auf die Lebensbedingungen im Kontext von Gleichberechtigung dargestellt, bevor die Entscheidungspositionen in Bezug auf die Anerkennung der Fürsorgeverantwortung und die Thematisierung von Gleichberechtigung abgebildet werden. Im sechsten Kapitel werden die Limitationen dieser Arbeit offengelegt und Ausblicke in mögliche weitere Forschungen gegeben. Die Arbeit schließt im siebten und letzten Kapitel mit Implikationen für die Elternbildungsarbeit, die aus den Ergebnissen dieser Forschung abgeleitet werden können.

2 Der Forschungsstand – Mutterschaft intersektional

„I'm a bitch, I'm a lover, I'm a child, I'm a mother

I'm a sinner, I'm a saint. I do not feel ashamed.“

Meredith Brooks

Wie schon 1997 die Sängerin Meredith Brooks in ihrem Song „Bitch“ andeutet, sind Frauen mit allerhand Zuschreibungen konfrontiert, denen sie entsprechen oder gerade nicht entsprechen sollen, um als wertvolle Mitglieder der Gesellschaft anerkannt zu werden – oder die sie auch als Teile ihrer Identität erleben und als empowernde Selbstbeschreibungen nutzen, um sich ihre Selbstbestimmung wieder zu eignen zu machen. Brooks spricht den Affekt der Scham an, der mit Sara Ahmed als ein Affekt verstanden werden kann, der aufkommt, wenn Subjekte vermuten, einen Fehler gemacht zu haben und befürchten aus der sozialen Gruppe oder Gesellschaft verwiesen zu werden, während sie gleichzeitig hoffen, dass diese sie doch weiterhin akzeptiert (Ahmed 2014b: 101ff). Von ebendiesem Affekt distanziert sich Brooks in ihren Zeilen – „I do not feel ashamed“ – und schafft damit Raum zur weiblichen Selbstentfaltung. Insbesondere Mütter sind kontinuierlich mit idealisierten Muttermythen (Mallich/Weise 2022: 39ff; Krüger-Kirn/Wolf 2018) konfrontiert, denen sie oftmals entweder nicht nachkommen können oder wollen. Diese Muttermythen orientieren sich stark an Vorstellungen der *weißen*, able-bodied, cis-geschlechtlichen, bürgerlichen, teilzeiterwerbstätigen Mutter in einer heterosexuellen, monogamen Kleinfamilie. Eine Vielzahl mütterlicher Lebensrealitäten weicht jedoch von diesen Ideen ab, weshalb im folgenden Forschungsstand das gegenwärtige wissenschaftliche Wissen diesbezüglich dargestellt werden soll. Eine intersektional perspektivierte Untersuchung mütterlicher Positionierungen in gesellschaftlichen Ordnungen ist durch eine gegenstandsorientierte Offenheit im Forschungsprozess unter besonderer Berücksichtigung situativer Verflechtungen von Machtverhältnissen geprägt (Goel 2022: 133). Sie eröffnet ein Verständnis, wie Machtverhältnisse in Kategorien geschaffen und mit Bedeutung aufgeladen werden. Diese beeinflussen wiederum die Subjektivierung von Individuen, welche sich ins Verhältnis zu jenen Kategorien setzen. Gleichzeitig stehen verschiedene Machtverhältnisse kontinuierlich in Wechselwirkung, weshalb Kategorien, Identitäten und Subjektpositionen eher als „kontextspezifische und fluide Identifikationen“ (Anthias 2008 in: ebd.: 134) und unter der Frage nach ihrer Entstehung, Stabilisierung und Ambivalenz zu verstehen seien. Intersektionale Forschungen ermöglichen auf diese Weise die Analyse von sowohl marginalisierten und hegemonialen Positionen als auch ihrer ambivalenten Kombinationen und Situationsbedingtheiten (Goel 2022: 133). Dieses Dissertationsprojekt setzt seinen Fokus im Rahmen von Mutterschaft auf vier Schwerpunktbereiche, auf die in diesem Kapitel eingegangen wird. Es folgen daher dezidierte Einblicke zu (1.) Mutterschaft im Kontext Heteronormativität, (2.) natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit sowie (3.) in Bezug auf Klassenverhältnisse und (4.) Disability, bis mit einem zusammenfassenden Zwischenfazit in das Kapitel der sensibilisierenden Konzepte übergeleitet wird.

2.1 Mutterschaft und Heteronormativität

Zur Untersuchung von Heteronormativität und Mutterschaft wird zum Verständnis des Begriffs im Folgenden knapp auf die Theoriegeschichte und Verwendung des Konzepts der Heteronormativität eingegangen. Anschließend wird der Bogen zu Heteronormativität und Elternschaft gespannt. Da Heteronormativität geschlechtliche Machtverhältnisse beschreiben kann, die Geschlechternormen in heterosexuellen und homosexuellen Beziehungen als auch im Rahmen von Trans*- und Intergeschlechtlichkeit⁴ umfassen, wird im Anschluss an den Einblick in die Theoriegeschichte feministische Mutterschaft, gleichberechtigte sowie homosexuelle und queere Elternschaft thematisiert.

Christine Klappe (2015) zeichnet die Theoriegeschichte und Verwendung des Konzepts der Heteronormativität als herrschafts- und machtkritisches Instrument zur Intervention in gesellschaftliche Ungleichheiten nach. Trotz des Ausbleibens einer Einigung auf eine konkrete Definition aufgrund verschiedenster theoretischer Rezeptionslinien hat sich eine Arbeitsdefinition von Heteronormativität als ein Konzept, mit dem die gesellschaftliche Norm zur Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität beschrieben werden kann, etabliert. Mit dieser Fassung können v.a. Lebensweisen und Menschen verstanden werden, die diesen normativen Vorstellungen nicht nachkommen können und/oder wollen. Dazu gehören Menschen, die sich nicht-heterosexuell positionieren und/oder trans*, inter* wie auch non-binäre Menschen. Zugleich geht die Verdichtung auf Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit mit einem Ausblenden geopolitischer Interdependenzverhältnisse einher, welche im Kontext der Kolonialisierung und „Aufklärung“ zur Marginalisierung vielfältiger Geschlechter- und Sexualitätskonzepte sowie zur Durchsetzung „moderner“ Heteronormativität führten. Um dieser Ausblendung entgegenzuwirken, spricht sich Klappe für ein dynamisches, intersektionales Verständnis von Heteronormativität aus (ebd.: 25f.). Dies beinhaltet darüber hinaus, dass Heteronormativität nicht nur auf individueller Ebene wirksam, sondern auch auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen (re-)produziert wird, indem sie als „organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema“ (Degele 2008: 89) Einfluss nimmt. Deutlich wird daran, dass Heteronormativität neben Identifizierungen und Subjektivierungen auch alltägliche Handlungen, Sprechgewohnheiten und Interpretationen der Welt wie auch politische und soziale Institutionen mit formt – selbst, wenn diese zunächst gar nicht mit Heteronormativität zusammenzuhängen scheinen. Als Beispiele können der Arbeitsmarkt, (Aus-) Bildungseinrichtungen oder auch wissenschaftliche Theorien genannt werden. Klappe verweist hier auf zahlreiche feministisch-lesbische Theoretiker*innen, die das System der Geschlechterungleichheit, damit einhergehende vergeschlechtliche Arbeitsteilungen und Formen der Gewalt mit Diskriminierung und heterosexistischen, rassistischen und klassistischen Legitimationsstrategien in Verbindung setzen (Klappe 2015: 29ff.).

In Bezug auf Heteronormativität und die „moderne“, westliche Familienorganisation ruft Peter Wagenknecht (2007) die Entstehung in der christlichen Morallehre in Erinnerung, nach der die Ehe als gottgegebene, natürliche Ordnung verstanden wurde. In dieser sei die Frau dem Mann untergeordnet und Sexualität werden nur zur Fortpflanzung ausgelebt. Im Zuge des Kapitalismus veränderten sich diese sozialen Institutionen und mit ihnen Interpretationen

4 Auch wenn trans*- und inter*-geschlechtliche Mutterschaft leider kein Inhalt bzw. nur in der Thematisierung ihrer Leerstelle Inhalt der empirischen Auswertung sein wird, so ist die ihre Rezeption wichtig und grundlegend für weitere erziehungswissenschaftliche Mutterschaftsforschung, weshalb trotzdem der gegenwärtige Forschungsstand dargestellt wird.

geschlechtlicher und sexueller Körper. Dazu gehörten u.a. die Trennung von Politik und Ökonomie, die Hysterisierung des weiblichen Körpers, die Psychiatrisierung der (perversen) Lust sowie die Homosexualität als verworfenes Außen. Im Verlauf dieser Prozesse wurden Verhaltensformen zu Innerlichkeitsverhältnissen⁵ uminterpretiert, die wiederum als Naturen der Geschlechter etikettiert und letztlich als Norm wirksam wurden (ebd.: 19f.).

Elternschaft und insbesondere Mutterschaft werden gegenwärtig hochdiskutiert und erweisen sich als stark affektiv aufgeladene Gegenstände. Während rechtskonservative bis rechtsextreme Akteur*innen und „besorgte Eltern“ das Ende der „traditionellen“ Familie befürchten (Lehnert 2022), distanzieren sich parallel sowohl queerfeministische Forschende als auch Eltern zunehmend von der Naturalisierung der Geschlechternormen (Baig 2023). Auch wenn sich Eltern in Deutschland vermehrt für gleichberechtigte Elternschaften und Aufgabenverteilungen aussprechen (Familienreport 2020: 127), entfalten Heteronormen noch immer ihre Wirkungen in Elternschaft und Vorstellungen zur Elternschaft. Darauf bezugnehmend analysieren Christiane Micus-Loos und Melanie Plößer (2021) kollektive Sinn- und Orientierungsmuster junger Mädchen* und Frauen*, wenn es um ihre Zukunftsentwürfe hinsichtlich der Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf geht und arbeiten dabei heraus, dass diese Thematik einen enorm hohen Stellenwert bei den Interviewpartnerinnen* einnimmt. Zugleich beobachten sie – trotz des lange bestehenden Wissens um die gesamtgesellschaftliche und strukturelle Problematik der Geschlechterungleichheit – die Dominanz einer Individualitätslogik, nach der die Schülerinnen* anstreben, Vereinbarkeitsfragen alleine zu bewältigen. Dabei legen sie Wert auf finanzielle Unabhängigkeit von einer (meist männlichen) Beziehungsperson, die durch Berufstätigkeit erwirkt werden soll. Zugleich planen sie die Beziehungspersonen kaum weiter in Fragen der Fürsorgeverantwortung ein und sehen sich selbst als hauptsächlich zuständig. Um dieser drohenden Überforderungssituation zu begegnen, stellen die Schülerinnen* bereits früh die Überlegungen zum Einstellen einer „Nanny“ an und verfolgen so die Praxis der Auslagerung von Reproduktionsarbeiten an andere, meist rassistisch oder klassistisch marginalisierte Frauen (ebd.: 89ff).

Vergleichbare Tendenzen zur Verantwortlichmachung von Müttern beobachtet auch Eva Tolasch (2016) in ihren Forschungen zur Konstruktion der „guten Mutter“ anhand einer diskursanalytischen Untersuchung der Krisenfigur der „Kindstöterin“ bzw. der kindstötenden Mutter. Mithilfe von Polizeiaukten der Kindstötung beschuldigter Mütter rekonstruiert Tolasch die normative Verhandlung von Mutterschaft, die sich einerseits als feldabhängig und andererseits als heteronormativ geprägt erweist. Mutterschaft wird so als ehezentriert, bürgerlich wie auch körperlich und zeitlich exklusiv für das Kleinkind verfügbar konstruiert. Die Konstruktion werde durch die Differenzkategorien „beziehungs- und sozioökonomischer Status, Empathie, Alter, körperliche Verfügbarkeit, biologische Elternschaft gekoppelt an eine heterosexuelle dauerhafte Liebesbeziehung sowie psychische Verfassung und die Anzahl bereits vorhandener Kinder“ (Tolasch 2016: 234) beeinflusst. Auf dieser Basis versteht die Forscherin die Konstruktion der „guten Mutterschaft“ als flexibilisierte Restabilisierung der Geschlechterordnung, die zwar vielfältige Lebensformen würdigt und nicht in allen Lebensbereichen gleichermaßen wirkt, aber dennoch traditionellen Geschlechtervorstellungen folgt. Dabei wird Fürsorgeverantwortung weiterhin Frauen zugeschrieben, während Männer sich wahlweise beteiligen können. Falls Fürsorgeanforderungen scheitern, werden jedoch zuvorderst Frauen und Mütter zur Rechenschaft gezogen (ebd.: 233ff).

5 Mit Innerlichkeitsverhältnisse sind Handlungsweisen gemeint, die zu Charakter-, Wesens- und Persönlichkeits-eigenschaften umdeklariert und essenzialisiert werden.

Nicht nur in vergeschlechtlichenden Sozialisationen und Polizeiakten zeichnen sich heteronormative Orientierungsmuster ab. Auch das arbeitsrechtliche Elternschutzrecht verfestigt ebendiese Strukturen. Maria Sagmeister (2019) setzt dieses in Verbindung mit Heteronormativität und hält fest, dass das Recht derzeit traditionelle Aufgabenteilungen zwischen Geburtsmutter und Vater bzw. zweitem Elternteil begünstigt, indem es für die Geburtsmutter eine obligatorische und für die zweite Elternperson eine freiwillige Erwerbsarbeitsunterbrechung bereithält. Auch wenn sich von biologisierenden Erklärungen für die Entscheidungen zur Kinderbetreuung meist distanziert wird, werden trotzdem naturalisierende Begründungsmuster für den Zeitraum um die Geburt deutlich. Diese und andere Begründungsmuster führen dazu, dass die (geschlechts-)neutralen Regelungen im Elternschutzrecht nicht in egalitäre Arbeitsteilungen münden, sodass die formelle Gleichberechtigung von traditionellen Familien- und Geschlechtervorstellungen unterwandert wird. Folglich sieht Sagmeister die Etablierung rechtlicher Möglichkeiten zur Väter-Beteiligung als nicht ausreichend und spricht sich stattdessen für obligatorische Regelungen aus, sodass die Anerkennung elterlicher Fähigkeiten gestärkt und biologisch-vergeschlechtlichende Verantwortungszuschreibungen abgebaut werden (ebd.: 116ff).

Neben diesen anhaltend reproduzierenden Orientierungsmustern und sozialen Strukturen werden auch Ansprüche an transformierende Interpretationen von Mutterschaft deutlich. Samira Baig (2023) untersucht diesbezüglich (Gegen-)Entwürfe von Mutterschaft und verdichtet sie zu Konzepten feministischen Mutterseins. In ihrer empirischen Studie interviewte Baig in narrativen Interviews achtzehn Feminist*innen zu ihrem Verständnis von Mutterschaft und konnte mithilfe der dokumentarischen Methode nachweisen, dass feministische Mütter ein offenes Verständnis von Mutterschaft verfolgen, wodurch sich vielfältige Gestaltungs- und Freiheitsräume entwickeln lassen. Diese lassen sich erweitern durch das Bewusstsein über Optionen, der Umdeutung der Anforderungen zu eigenen Ansprüchen, dem Eröffnen von Handlungsmöglichkeiten durch Identifikation der Anforderungen (Konzept des integrierten Mutterseins), der Veränderung und Reflexion der Umstände als Möglichkeit Anforderungen zu begegnen (Konzept des umstandsorientierten Mutterseins) sowie das Eröffnen von Handlungsoptionen durch die Identifizierung von Normierungsprozessen (ebd.: 229f.).

Auch Andrea O'Reilly (2021) untersucht feministische Mutterschaft und plädiert diesbezüglich für einen ganzen Forschungsbereich des matrizentralen Feminismus. Dabei analysiert sie den Begriff des Mutterns als Praxis aus queerer und rassismuskritischer Perspektive. In diesem Zuge entwirft sie die fünf A's des empowernden Mutterns: „agency, autonomy, authenticity, authority, and advocacy/activism“ (O'Reilly 2021: 11) und betont, dass sie den Begriff „Mutter“ auf alle Menschen bezieht, die mütterliche Arbeit leisten. Somit reduziert sie ihn nicht auf cis-geschlechtliche Frauen (ebd.). Gleichzeitig kritisiert sie am Begriff des Elterns (als Praxis), dass dieser die spezifischen, vergeschlechtlichten Unterdrückungen des Mutterns verdecke (ebd.: 12). Insbesondere, wenn es um Widerstandspraktiken indigener oder Schwarzer Mütter geht, macht der Begriff des Elterns die mütterlichen Praxen unsichtbar, weshalb der Begriff des Mutterns in diesem Rahmen unbedingt gehalten werden muss (ebd.: 16ff). Anders sehe dies in Hinblick auf queeres Muttern aus, wenn sich vor Augen geführt werde, dass nicht alle Eltern Frauen sind und zahlreiche Möglichkeiten existieren, Familien zu gründen. Mutterschaft zu queeren, bedeutet somit, dass sowohl der Wunsch als auch die Fähigkeiten des Mutterns nicht nur einem Geschlecht innewohnen, sondern auch dass Verwandtschaft nicht ausschließlich in Blutlinien begründet liegt. Parallel bestehe die Gefahr, dass die geschlechterneutrale Formulierung des Elterns die geschlechterspezifischen, rassistischen und klassistischen Unterdrückungen mutternder, meist weiblicher Menschen

verdeckt (ebd.: 20f.). Es wird also erforderlich, sich mit den spezifischen Kontexten zu befassen, in denen Begriffe wie Muttern, Vatern oder Eltern verwendet werden. Insgesamt versteht O'Reilly Mutterschaft aus matrizentrisch-feministischer Perspektive als „socially and historically constructed by imperialist, white supremacist, and capitalist patriarchy; it [matrcentric feminism] positions mothering as a practice and not as a fixed, stable, and essentialist identity“ (ebd.: 26).

Feministische Überlegungen werden zunehmend in der mütterlichen und elterlichen Alltagspraxis umgesetzt. Immer häufiger werden in Deutschland Stimmen der Bevölkerung über gleichberechtigte Elternschaft als gemeinsames Erziehungs-, Beziehungs- und Organisationsmodell hörbar (Familienreport 2024: 102, 2020: 127). Den Begriff der gleichberechtigten Elternschaft und seiner Ausgestaltung im Alltag untersucht Karin Flaake (2022) und führt an, dass unter gleichberechtigter, egalitärer, paritätischer oder geteilter Elternschaft ähnliche Konzepte fallen. Diese meinen „die in einer Paarbeziehung gemeinsame Zuständigkeit und Verantwortung für die Betreuung, Versorgung und Erziehung der Kinder sowie für die Hausarbeiten“ (ebd.: 389). Auf diese Weise werden Aufgaben gleichgewichtig und gleichwertig unter hier beiden Elternteilen geteilt und beiden kontinuierliche Erwerbstätigkeit eröffnet bzw. erhalten. Laut Flaake führten im Jahr 2015 9% der heterosexuellen Kleinfamilien nach eigenem Selbstverständnis ein Leben nach diesem Konzept (ebd.). Dieses kennzeichne sich vor allem durch ein besonders hohes Maß an Kommunikation, Abstimmung und individueller Aushandlung. Während traditionelle Verständnisse von Elternrollen und damit verknüpfte Aufgabenteilungen mehr oder minder festgelegte Strukturen anbieten, machen die Umsetzungen gleichberechtigter Elternschaften diverse Auseinandersetzungen beispielsweise über Zeitmanagement, Nähe-Distanz-Verhältnisse zum Kind sowie zueinander und über daraus resultierende Emotionen wie Ängste, Ärger oder Unsicherheiten notwendig. Die aktive Gestaltung der gleichberechtigten Elternschaft werde so zu einem unverzichtbaren Erfordernis im Familienalltag und erstrecke sich auf die so gleichermaßen wichtigen Bedeutungen von sowohl mütterlichen als auch väterlichen Orientierungs- und Verhaltensmustern. Als besonders herausfordernd erweisen sich für junge Familien laut Flaake frühzeitige Vater-Kind-Alleinzeiten oder Stillsituationen zwischen Mutter und Kind, welche im Zuge von Naturalisierungsgesetzungen in Traditionalisierungsfällen einladen (ebd.: 390). Ein anderer Aspekt, der bezüglich der Retraditionalisierung relevant werde, sei laut Flaake in der Hausarbeit zu sehen. Während die direkt kindbezogenen Aufgaben zunehmend gleichmäßiger verteilte Verantwortung unter heterosexuellen Elternpaaren erfahren, scheint die geteilte Hausarbeit noch nicht ins Zentrum männlicher Aufmerksamkeit gelangt zu sein und vielmehr noch: Sie scheint von männlich sozialisierten Menschen als hemmend für das Selbstbewusstsein erlebt zu werden. So hebt Flaake hervor, dass geteilte Hausarbeit am ehesten gelinge, wenn diese nicht affektiv aufgeladen sei oder schlicht ausgelagert werde. Hausarbeit werde dann von anderen – meist migrantischen – Frauen zu geringer Bezahlung und in oftmals prekären Verhältnissen durchgeführt. Unter diesen ökonomischen Bedingungen bleibe Hausarbeit weiterhin abgewertet (Flaake 2022: 393).

In diesem Kontext ergeben sich weitere Fragen, die für den Forschungsrahmen an Bedeutung gewinnen. So ist zu überlegen, wie sich Emanzipationsmöglichkeiten für migrantische und nicht-migrantische Frauen, die Fürsorgearbeiten für andere übernehmen, gestalten und was in diesem Zusammenhang als Emanzipation gesehen wird. Bevor diese Überlegungen vertieft werden, soll zunächst noch ein Blick auf das Konzept der gleichberechtigten Elternschaft in akademischen und nicht-akademischen Kontexten geworfen werden. Dafür wird Sabine Dreßler (2017) herangezogen, die im Rahmen ihres Dissertationsprojekts

kollektive Orientierungsmuster von Müttern und den darin eingeschriebenen Umgang mit der sozialen Normierung der Figur der Mutter herausarbeitete. Auf diese Weise schuf sie eine empirische Variationsbreite an Mutterschaftskonzeptionen samt ihrer Rückführung auf unterschiedliche Erfahrungsdimensionen (ebd.: 111). Mutterschaft bewege sich so unter Bedingungen, in denen die Idee der Eltern-Kind-Beziehung zunehmend als soziales Lernprogramm verstanden werde, das weniger geschlechts- als erfahrungsabhängig sei. Auch die Erwerbstätigkeit erweise sich als relevanter Faktor, der nicht nur die Finanzierung des Lebensunterhalts sicherstelle, sondern auch als Quelle sozialer Anerkennung wie auch individueller Selbstverwirklichung emporgehoben werde (ebd.: 109f.). Mithilfe der Analyse von Gruppen-diskussionen mit akademischen und nicht-akademischen Müttern konnte Dreßler zeigen, dass die kollektiven Orientierungsmuster und Interpretationen der Mutterfiguren mit dem Bildungsgrad variieren. Insbesondere in nicht-akademischen Milieus sowohl in West- als auch in Ostdeutschland nehme das Konzept der gleichberechtigten Elternschaft keine übergeordnete Rolle im Alltagsdiskurs ein (ebd.: 112). In Kontrast dazu seien Konzepte gleichberechtigter Elternschaft als kollektive Ansprüche der interviewten Akademiker*innenpaare vorzufinden, welche gleichzeitig von widersprüchlichen, gesellschaftlichen Erwartungen bezüglich egalitärer Elternschaft, beruflicher Erfolge und mütterlicher Präsenz und Deutungshoheit geprägt seien. Übergreifend sei in dieser Gruppe ein Verständnis väterlicher Kompetenzerückstände bei ansonstiger Ebenbürtigkeit, das unterschiedlich stark affektiv aufgeladen sei. Je nach Intensität der Aufladung begegnen die Mütter dem Verhalten eher durch ein „Laufenlassen“ oder mehr im Ärger über die mütterliche Mehrverantwortung (ebd.: 113ff.). Dreßler stellt heraus, dass die Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit im Sinne einer gleichberechtigten Elternschaft explizit angestrebt werde und einen handlungsleitenden Einfluss auf die Orientierungs- und Entscheidungsmuster habe, die jedoch auch in reale Konflikte münden könne, die sich nicht auf diskursiver Ebene lösen lassen (ebd.: 121f.).

Auch Madeleine Tietge (2019) beschäftigt sich mit Gleichberechtigung in heterosexuellen Paar- und Elternbeziehungen – im Konkreten befasst sie sich mit der Reproduktion von Männlichkeit bei Paaren und Eltern, die sich explizit bemühen, Geschlechterrollen zu reflektieren und zu unterwandern. Die Rolle von Männlichkeit wird insofern für die Fragestellung relevant, da Geschlechterrollen im Verhältnis zueinander hergestellt werden und damit Hinweise auf die Konstruktion von Mutterschaft und Weiblichkeit zu finden sind. Diesbezüglich kann Tietge zeigen, dass Transformationen von Geschlechterrollen zuvorderst auf individueller Ebene durch die Inszenierung der interviewten Mütter als dominant und „rüpelig“ und der Väter als feinfühlig und familienorientiert vollzogen werden. Nichtsdestotrotz lassen sich auf tiefenhermeneutischer Ebene vier Mechanismen zur Reproduktion von Geschlecht nachzeichnen. Dies seien die inszenierte Mutter-Sohn-Beziehung zwischen den Beziehungspersonen, die Inszenierung kindlicher Passivität des männlichen Partners, die Überbetonung der männlichen Autonomie bei der Positionierung der Partnerin als Wartende und Abhängige sowie das Verharren der Partnerin in einem sexuellen Objektstatus (Tietge 2019: 263ff.). Es zeigt sich also, dass selbst bei dem expliziten Anliegen einer gleichberechtigten Beziehung heteronormative Denk- und Orientierungsmuster wirksam werden und der kontinuierlichen Reflexion bedürfen.

Die Bedeutung von Geschlecht in Paarbeziehungen kann wesentlich differenzierter betrachtet werden, wenn die Konstruktionen hetero- und homosexueller Paaridentitäten vergleichend reflektiert werden. Dazu befragte Maja S. Maier (2022) in einem qualitativ-empirischen Forschungsdesign 24 Paare in 48 Einzelinterviews zu ihren Beziehungserzählungen, welche sie zu Idealtypen aufbereitete (ebd.: 21). Dabei zeigte sie, dass die geschlechtliche

Zuordnung (mit Ausnahme eines Idealtyps bei heterosexuellen Paaren) weder bei hetero- noch bei homosexuellen Paaren als konstitutives Merkmal interpretiert wurde. Stattdessen kann tendenziell eher eine Entkopplung geschlechtlicher und sexueller Identitäten herausgearbeitet werden. Das heißt u.a., dass gleichgeschlechtliche Paare sich einerseits bis zu einem gewissen Maß von heterosexuellen Normen und somit auch in Teilen von Geschlechternormen lösen können, während sie andererseits noch immer durch Diskriminierung ausgegrenzt und in ihren Möglichkeiten beschnitten werden. Die in homosexuellen Paarbeziehungen lebenden Interviewpartner*innen formulieren differenzierte Auseinandersetzungen mit weiblich* bzw. männlich* konnotierten Lebensentwürfen und nahmen teils auch Abgrenzungen von ihnen vor. Die Entdramatisierung geschlechtlicher Zugehörigkeit in homosexuellen Paarbeziehungen ermöglicht wesentlich größere identitätsstiftende Gestaltungsspielräume der Beziehungspersonen, als dies oftmals in heterosexuellen Beziehungen der Fall ist. Stattdessen gewinnt eher die individuelle sexuelle Identität an Bedeutung in homosexuellen Paarbeziehungen (ebd.: 276ff).

Während die vorangegangenen Forschungen in erster Linie heterosexuelle Beziehungen in den Blick nehmen, soll im Folgenden der Fokus auf queere Elternbeziehungen gerichtet werden. Wenn Fragen zur Gleichberechtigung in Elternschaft gestellt werden, können aus heteronormativitätskritischer Perspektive Lebensrealitäten queerer Mutter- und Elternschaft nicht ignoriert werden. Constanze Körner (2015) setzt sich diesbezüglich mit Regenbogenfamilien und dem Kinderwunsch von LGBTIQ* Personen auseinander. Sie hält fest, dass die Sichtbarkeit und Anerkennung von Regenbogenfamilien noch relativ jung sei und sie erst seit den vergangenen zwei Jahrzehnten durch rechtliche und soziale Anerkennung gleichgeschlechtlicher Beziehungen weniger Diskriminierung erfahren. Mit der Einführung eingetragener Lebenspartnerschaften 2001 und der Stiefkindadoption 2005 (sowie der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare 2017) können queere Personen Wünsche, Familien zu gründen und Kinder zu haben, zunehmend in die Realität überführen (ebd.: 111ff). Trotz der zunehmenden rechtlichen Gleichstellung sind Regenbogenfamilien nach wie vor häufig mit abwertenden Zuschreibungen konfrontiert, die sich empirisch nicht tragen lassen. So weisen die Studien von Martina Rupp (2009), die Eltern- und Expert*innenbefragungen durchführte, und von Tobias Kläser (2011), der mit mixed methods Ansätzen die Lebenssituation von Regenbogenfamilien in Deutschland analysierte, nach, dass sich gleichgeschlechtliche Eltern sehr um ein stabiles Familienleben und zugewandte, fürsorgliche Beziehungen zu ihren Kindern bemühen (Körner 2015: 116).

Ungleichbehandlungen von verschieden- und gleichgeschlechtlichen Paaren finden nicht nur auf individueller, sondern auch auf rechtlicher Ebene statt. Michelle Cottier (2022) analysiert diesbezüglich das Schweizer Recht der Elternschaft auf Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass die Kenntnis der biologischen Abstammungsverhältnisse – wie auch in Deutschland (Bundesministerium der Justiz 2024) – bei gleichgeschlechtlichen Paaren als wichtiger erachtet wird als bei verschiedengeschlechtlichen Paaren. Während bei verschiedengeschlechtlichen Paaren oft der Mann, mit dem die Mutter eine Beziehung oder Ehe führt, als Vater angenommen wird – unabhängig davon, ob dies tatsächlich der Fall ist, wie beispielsweise bei anonymen Samenspenden –, wird das Wissen um die biologische Abstammung bei gleichgeschlechtlichen Paaren als notwendig erachtet. Dadurch finde eine Verschiebung der Norm heterosexueller Elternschaft auf die Ebene des Wissens um die Abstammung statt und führe zu zahlreichen Herausforderungen in der Anerkennung queerer Elternschaft beispielsweise im Rahmen der Stiefkindadoption. Rechtlich werde damit eine Übereinstimmung von rechtlicher und genetischer Elternschaft

suggeriert, die Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit als Norm voraussetzen (Cottier 2022: 39ff). Tatsächliche Lebensrealitäten queerer Beziehungs- und Familienformen brechen mit der heteronormativen Annahme, dass jedes Kind zwangsläufig nur einen Vater und nur eine Mutter habe (ebd.: 46f.). Darauf basierend spricht sich Cottier sowohl für den Verzicht der geschlechterkonnotierten Begriffe „Mutter“ und „Vater“ in der rechtlichen Festlegung als auch für die Anerkennung von mehr als zwei Elternpersonen pro Kind aus, um Elternschaftsprojekte, in denen mehr als zwei Elternpersonen Sorge für das kindliche Aufwachsen tragen, auch rechtlich zu stärken (ebd.: 52).

Heteronormativ geprägte Gesetze produzieren nicht nur eine besondere Prekarität, wenn es um gleichgeschlechtliche Elternschaften geht, sondern vor allem auch bei trans* Schwangerschaften. In Bezug darauf beleuchtet Annika Spahn (2019) heteronormative Biopolitiken. Auch wenn die Forscherin ihren Fokus auf trans* Väter legt, werden ihre Analysen doch relevant für Fragen um Heteronormativität und Mutterschaft. Spahn zeigt die spezifischen Diskriminierungen von schwangeren trans* Männern und non-binären Personen mit Uteri in Medizin und Justiz. Die Änderung des Transsexuellengesetz (TSG), das am 1. November 2024 vom Selbstbestimmungsgesetz abgelöst wurde, ermöglichte es juristisch männlichen Personen Kinder zu gebären. Dies hatte jedoch Auswirkungen auf die Änderung des Vornamens, wenn nach (!) mehr als 300 Tagen nach der Personenstandsänderung ein Kind geboren wird (Bundesministerium der Justiz 2017, TSG § 7). In diesem Fall wurde die Änderung unwirksam, weil durch das Gesetz angenommen wurde, dass sich der trans* Vater oder die non-binäre Elternperson nun doch dem weiblichen Geschlecht zugehörig fühle. Der Rückerhalt des selbstbestimmten Geschlechts konnte unter erheblichem rechtlichen Aufwand erstritten werden⁶. Es konnte somit eine Feminisierung von Schwangerschaft festgestellt werden, die trans* Vätern und non-binären Eltern ihr selbstbestimmtes Geschlecht abspricht (Spahn 2019: 168ff).

Die Abwertung nicht-heterosexueller Eltern- und Mutterschaft findet nicht nur auf rechtlicher Ebene statt. Auch soziale und mediale Diskurse stabilisieren heteronormative Orientierungsmuster, die auch queere Beziehungen berühren und beeinflussen. Leila Zoe Tichy und Helga Krüger-Kirn (2020) wenden sich der Diskursivierung homosexueller Elternschaft in aktuellen Elternzeitschriften zu und zeigen anhand dessen, dass die Legitimation homosexueller Eltern mit Idealvorstellungen der heterosexuellen Kleinfamilie verbunden wird. Dabei entfalten heteronormative Eltern- und Geschlechtervorstellungen weiterhin ihre Wirkung, in denen Weiblichkeit und Mutterschaft nach wie vor identisch verstanden werden. Während strukturelle Diskriminierungen homosexueller Elternschaft als vermeintlicher Gewinn an Wahlfreiheit individualisiert und verdeckt werden⁷, wird lesbische Elternschaft durch anhaltende Rückbezüge auf biologische Abstammungen als defizitär interpretiert. Dieses Defizit könnte im Namen der Liebe überwunden werden. Die Strategie der Anerkennung homosexueller Elternschaft bezeichnen Tichy und Krüger-Kirn als affirmative Assimilation, nach der homosexuelle Elternschaft in Elternzeitschriften als „anders, aber normal“ konstruiert werden – ohne jedoch inhaltlich bestimmter dabei zu werden (ebd.: 108ff). Ähnlich widersprüch-

6 Mit der Ablösung des TSG durch das SGBB kommt es zu einer Interimslösung, bis die Abstammungsreform in der nächsten Legislaturperiode verhandelt wird. In der Interimslösung werden eingetragenes Geschlecht und Vorname nicht mehr in direkte Verbindung gesetzt. Es können also die unpassenden Geschlechtszuordnungen eingetragen werden, um die Elternschaft zu beanspruchen, während zugleich die selbstbestimmten Vornamen in die Geburtsurkunde eingetragen werden. Diese Auslegung ist bisher umstritten und muss neu ausgehandelt werden (BMFSFJ 2024).

7 Vertiefend zu Homonormativität: Duggan 2003.

liche Auffassungen und Adressierungen kann Angela Wegener (2005) im deutschsprachigen Diskurs über homosexuelle Familien nachzeichnen, in denen homosexuelle Eltern gleichzeitig normalisiert und exotisiert werden (ebd.: 62).

Diese Beobachtungen teilen Maria Anzengruber et al. (2022) und stellen darüber hinaus aus intersektionaler Perspektive Erfahrungen von LGBTIQ* Eltern und ihren Kindern in u.a. pädagogischen Räumen vor. Queere Eltern, die sich nicht als heterosexuell und/oder cis-schlechtlich positionieren oder multiple Elternschaften und Beziehungen leben, erfahren häufig mangelnde Anerkennung, da das gegenwärtige Elternbild noch immer von einem Cis-Vater und einer Cis-Mutter geprägt sei. Entsprechend komme queeren Eltern, die dem heteronormativen, bürgerlichen, akademischen, gesunden, *weißen* Ideal am meisten ähneln, die größte Anerkennung zu, wohingegen genderfluide, non-binäre und trans* Eltern oder auch Ein- oder Mehrelternkonstellationen wesentlich stärker marginalisiert werden (ebd.: 201ff). Queeren Eltern werde so mit ambivalenten Normalisierungen und gleichzeitigen Anerkennungs- und Veränderungsprozessen begegnet (ebd.: 204; vertiefend zu Homonationalismus Puar 2005; 2017; in dieser Arbeit: Kapitel 3.3). Auf dieser Basis konnten Anzengruber et al. wechselnde Umgangsweisen von LGBTIQ* Eltern ausmachen, die sich zwischen situations- und kontextbezogenem Unsichtbar-Bleiben und Transparent-Machen bewegen. Welche Möglichkeiten der Normalisierungsstrategien und des Passings den befragten Eltern offensteht, hänge jedoch sehr von ihren gesellschaftlichen Positionierungen ab (Anzengruber/Riegel/Schubert 2022: 217f.).

Besondere Prekarität erfahren marginalisierte Menschen an der Intersektion Queerness und Staatsangehörigkeit. Ilka Quirling und Elisabeth Tuider (2022) analysieren diesbezüglich die geltende Rechtslage Deutschlands am Beispiel einer binationalen, lesbischen Paarbeziehung und zeigen anhand dessen, dass das deutsche Recht mit der Öffnung der Ehe zwar erweitert wurde, jedoch anhaltend von vergeschlechtlichenden, rassifizierenden, heteronormativen und deutschnationalen Auslegungen geprägt ist, die u.a. in Ausländerbehörden oder Adoptionsvermittlungen wirksam werden. Die eingetragene Lebenspartnerschaft und später auch die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare⁸ eröffnet gleichgeschlechtlichen Paaren sowohl die Einreise nach Deutschland als auch den Erhalt einer Arbeitserlaubnis und den Zugang zu Integrationskursen. Zugleich werden mit dieser Gesetzeslage zahlreiche geschlechtliche Identitäten und Beziehungsformen, die sich nicht in zweigeschlechtlichen Paarbeziehungen wiederfinden, nicht anerkannt und diskriminiert. Diese Auslegung ermöglicht es Deutschland, sich als emanzipierte, homofreundliche Nation darzustellen und Homofeindlichkeit, Sexismus und Rassismus in nicht-westliche Nationen auszulagern, während parallel nur bestimmte sexuelle und geschlechtliche Identität geduldet werden (Quirling/Tuider 2022: 167ff).

8 Die Bezeichnung „Ehe für alle“ scheint vor einem homonationalistischen Hintergrund mehr als unzutreffend zu sein, da trans*, inter* oder non-binäre Eltern- und Beziehungskonstellationen weiterhin benachteiligt werden.

2.2 Mutterschaft und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit

Sarah Speck (2016) zeichnet die historische Genese, Transformationen und Ambivalenzen des Deutungsmusters von Mutterschaft im westeuropäischen Raum nach. Laut Speck findet die Entstehung des Deutungsmusters der „guten Mutter“ in denselben Zeitraum wie die Bildung der europäischen Nationalstaaten und damit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung statt und wird eng mit diesbezüglichen Idealvorstellungen verwoben. Speck verweist auf Rousseau, nach dessen Vorstellungen Müttern nicht mehr nur die Verantwortung für ihr Kind als Individuum zukomme, sondern auch für das Gemeinwohl. Mutterschaft wurde so zu einem nationalen Anliegen und Frauen und Mütter zu symbolischen Repräsentantinnen der Nation (ebd.: 31). Verfestigt wurde eine nationalistische Aufladung des Deutungsmusters der „guten Mutter“, welches in kolonialistische Legitimationsstrategien integriert wurde. Kolonialisierung wurde so als vermeintlich behütende und erzieherische Praxis verschleiert, in der *weiße* Frauen und Mütter durch Fürsorge und Erziehung der Kolonisierten als Mediatorinnen zwischen ihnen und Kolonisierenden fungieren sollten (ebd.: 32). Die bürgerliche Frauenbewegung etablierte im Zuge dessen das moderne Leitbild der Mutterschaft und interpretierte sich bald nicht mehr nur als für die Erziehung ihrer eigenen Kinder verantwortlich, sondern auch für die Erziehung rassistisch und sozioökonomisch benachteiligter Menschen entlang nationalistischer Werte (ebd.: 33). Mutterschaft wurde in diesem Prozess eine ideologische Funktion zugewiesen, durch die eine bestimmte Geschlechterordnung konstruiert wurde. In dieser Ordnung wurden Frauen als homogene Gruppe mit spezifischen Eigenschaften und Kompetenzen konzipiert und essentialisiert. Unter Bezug auf die Zuschreibung bestimmter Eigenschaften und Kompetenzen wurde die ökonomische Ausbeutung innerhalb der geschlechterbezogenen Arbeitsteilung verleugnet und naturalisiert. Parallel „rief das Leitbild bestimmte Frauen dazu auf, andere zu dominieren, zu disziplinieren und zu domestizieren und hatte damit auch an der Stabilisierung einer neuen Klassenordnung wie an der Etablierung globaler Macht- und Herrschaftsverhältnisse teil“ (ebd.: 33f.).

Diese Etablierung globaler Macht- und Herrschaftsverhältnisse beinhaltet auch rassistische Ordnungssysteme, welche sich insbesondere dann zeigen, wenn es um die Repräsentation von Müttern geht, die rassistisch diskriminiert werden. Dabei unterscheiden sich die Diskurse, anhand derer Mutterschaft in angloamerikanisch- und deutschsprachigen Forschungsräumen diskutiert werden. Während Mutterschaft im Kontext natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit in angloamerikanischen Forschung oft entlang von Rassismus und rassismuskritischen Widerstandspraxen thematisiert wird (u.a. Collins 1998; hooks 2014; O'Reilly 2021; Richards 2016; Reynolds 2020), orientieren sich deutschsprachige Diskurse im Nachgang an die Migration von sog. „Gastarbeiter*innen“ (Tuider/Trzeciak 2015: 361f; Kemper/Weinbach 2009: 142) an Schwerpunkten wie Transnationalität (Tuider/Trzeciak 2015; Wirz 2020; u.a. Haidinger 2016) und (diskriminierungskritischen Perspektiven auf) die Integration migrantischen Müttern (u.a. Erel 2011; Herwartz-Emden 2022). Rassismuskritische Veröffentlichungen, die Perspektiven und Umgangsstrategien von rassialisierten Müttern vertiefen, haben in der deutschsprachigen Forschung bislang leider eher Seltenheitswert (u.a. Feldmann-Savelsberg 2016; Thoen-McGeehan 2022; Mihciyazgan 2010). Damit verbunden hat sich in der deutschsprachigen Forschung auch noch kein Forschungsfeld zum Thema „rassismuskritische Mutterschaftsforschung“ etablieren können. Paul Mecheril (2019) kritisiert, dass hiesige politische Debatten Deutschland lange nicht als Einwanderungsland akzeptiert haben. Dabei wurden und werden in natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsordnungen nach wie vor rassistische Konstruktionen wirksam. In Hinblick auf Migrationspädagogik

hebt Mecheril hervor, dass es sich bei ihr um keine zielgruppenorientierte Integrationspädagogik handele, die die assimilative Veränderung von Migrant*innen anstrebe, sondern um eine Kritik an migrationsgesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen (ebd.: 9ff). Ähnlich scheinen die deutschsprachigen Mutterschaftsdiskurse geprägt zu sein, wenn sie sich in erster Linie zu einer Politik verhalten (müssen), die an Integrationsideen festhält und dabei bestehende rassistische Wirkweisen verleugnet. Dies bedeutet gleichzeitig auch, dass insbesondere die deutschsprachige Forschung zu Mutterschaft in Hinblick auf natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit starke Tendenzen zur Homogenisierung der Gruppen der „Migrationsfamilien“ und „migrantischer Mütter“ aufweist, wodurch der Konstruktionscharakter dieser Kategorisierung oftmals verdeckt wird.

Um den gegenwärtigen Forschungsstand zu verdeutlichen, wird zunächst auf den migrationstheoretischen – meist deutschsprachigen – Diskurs eingegangen, der sich mit Mutterschaft und Familie befasst. Anschließend wird der rassismuskritische – überwiegend englischsprachige – Forschungsstand herausgearbeitet, der stärker in das Feld der intersektionalen Mutterschaftsforschung fällt.

Im migrationstheoretischen Kontext kritisieren Elisabeth Tuider und Miriam Trzeciak (2015), dass deutschsprachige Migrationsforschung bis in die späten 1990er Jahre hinein vor allem von einer androzentrischen Perspektive geleitet war, die Frauen insbesondere als abhängig Wandernde konstruierte. Sie wurden so eher im Rahmen von Familienzusammenführungen gesehen, weniger jedoch in ihrer Rolle als in das Sozialsystem einzuhaltende Arbeitnehmerinnen (ebd.: 361f.). Vor diesem Hintergrund untersuchen die Forscherinnen doing gender und Intersektionalitätsansätze im Forschungsfeld Familie-Mutterschaft-Care und halten dabei fest, dass westliche Konstruktionen über die physische und psychische Nähe von Mutterschaft durch arbeitsmigrerende Mütter, deren Kinder im Herkunftsland aufwachsen, in Frage gestellt werden, weshalb sie das Konzept von „Mutterschaft auf Distanz“ vorschlagen (ebd.: 369). Zudem beobachten sie eine Kritik an der Refiguration von Fürsorge als feminisierte, nicht-entlohnte Arbeit und heben erneut die Anerkennung und Entlohnung von Hausarbeit als grundlegende Forderung des materialistischen Feminismus (vertiefend Dalla Costa 2022) unter Berücksichtigung von Transnationalisierungsprozessen hervor (Tuider/Trzeciak 2015: 369ff).

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Eugenie Wirz (2020), die in ihrer Dissertation eben diese Position der Transmigrantinnen und im Zuge dessen die Gestaltung von Care-Arbeit in den Familien von transnational mobilen ukrainischen Arbeitsmigrantinnen, die Tätigkeiten im Sektor der personenbezogenen und haushaltsnahen Dienstleistungen ausüben, untersucht. Ihren Fokus legt die Forscherin auf die Care-Arrangements für die nicht-migrierten Familienmitglieder (ebd.: 4). In Bezug auf soziale Ungleichheiten beobachtet Wirz ungleiche Lebenschancen von Transmigrantinnen und nicht-migrierten Personen im Herkunftsland. Dies betrifft beispielsweise Unterschiede im Familienleben. Daneben ermögliche das Einkommen der Transmigrantinnen bessere Lebenschancen für die nicht-migrierten Familienmitglieder. In Verbindung damit verstehen die Frauen die Herstellung transnationaler Care-Praktiken, wie u.a. transnationale Mutterschaft. Dieses Verständnis kennzeichnet sich durch die Verfügbarmachung finanzieller Ressourcen für ihre Kinder oder regelmäßige Kontakte über digitale Medien oder Besuche. Laut Wirz finde keine Trennlinie zwischen den Rollen als Ernährerin und als Fürsorgerin und somit auch kein Bruch mit der Familienarbeit statt, da sich die Transmigrantinnen mit der Rolle der Care-Managerin identifizieren (ebd.: 262ff).

Während Tuider und Trzeciak wie auch Wirz die Konstruktionen transnationaler Mutterschaft aus Perspektive der Mütter analysieren, untersucht Umut Erel (2011) die Frage, auf

welche Weise ethnische Identität von migrantischen Müttern weitergegeben wird und hebt die uneindeutigen Darstellungen und Zuschreibungen ihrer Rollen hervor. Auf der einen Seite werden migrantische Mütter laut Erel im Aufenthaltsland als Repräsentantinnen ihrer ethnischen Gruppe gelesen. Auf der anderen Seite werde ihnen der Auftrag zugeschrieben, ihre Kinder in die Gesellschaft des Aufenthaltslandes zu integrieren (ebd.: 321). Die Komplexität und Ambivalenz verstärkend komme hinzu, dass Geschlechterverhältnisse in Diskursen zu Migration oftmals polarisierend und zur Verstärkung dichotomisierender Vorstellungen über Moderne und Tradition missbraucht werden (ebd.: 322). Zugleich werden durch migrantische Mütter die Verortung von Mutterschaft und Care im privaten Raum veruneinigt, wenn ihre Erziehung unter gesteigerter Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit steht (ebd.: 325). Erel argumentiert, dass migrantische Mutterschaft in ihrer aktiven Auseinandersetzung mit der Gesellschaft im Aufenthaltsland Regeln über Einschlüsse und Zugehörigkeiten transformieren und hybridisieren (ebd.: 321).

Dass das Forschungsfeld Familie und Migration erst kürzlich wieder wissenschaftlich diskutiert werde, beobachten Manuela Westphal, Berrin Özlem Otyakmaz und Yasemin Uçan (2020) und sehen, dass Migrationsfamilien durch ihre statistische Identifizierung als Migrationsfamilie unter besonderer Beobachtung stehen (ebd.: 267f.). In ihrer Forschung befassten sich die Wissenschaftlerinnen mit Erfolgsvorstellungen im Zusammenhang mit Migration, da sich migrierte Eltern nach Westphal et al. besonders eine Verbesserung der Lebensbedingungen und Aufwärtsmobilität für ihre Kinder wünschen. Westphal et al. arbeiten hierbei unterschiedliche Erfolgskriterien aufseiten der Forschung und der Eltern heraus. Während die Forschungsperspektive eher Integration und Anpassung, Bildungserfolg der Kinder, Resilienz und Bewältigung von Migrationsrisiken, migrationsspezifisches Kapitel und Habitustransformation sowie Wohlbefinden und Glück bzw. ein gutes Leben als Erfolgskriterien interpretiert, sehen migrantische Eltern eher die Familie als Ort des Wohlbefindens und der Entwicklung von Werten und Idealen, als Ressource zur Bewältigung schwieriger Lebenslangen sowie lebenslanger familiärer Zusammenhalt als Erfolgskriterien (Westphal/Otyakmaz/Uçan 2020: 269ff, 274ff).

Für die deutschsprachige Migrationsforschung lässt sich in Bezug auf Mutterschaft festhalten, dass ein Konstrukt migrantischer Mutterschaft hergestellt wird, nach dem das westliche Konzept von physischer und psychischer Nähe von Müttern und Kindern sowie die Trennung von privater und öffentlicher Sphäre destabilisiert werde. Die Heterogenität migrantischer Mütter wird durch die gesteigerte Observation beispielsweise durch statistische Kategorisierungen oder soziale Zuschreibungsprozesse verdeckt, wodurch migrantische Mütter nicht nur mit einem starken Mythos der „guten Mutter“ konfrontiert, sondern zudem auch als vermeintliche Repräsentantinnen ihres Herkunftslandes verändert werden. Weiterhin orientiert sich die Migrationsforschung, wenn sie sich überhaupt mit Mutterschaft befasst, eher an Schwerpunkten wie Integration und Anpassung, Bildungserfolge der Kinder oder psychologische Aspekte wie Resilienz und Bewältigung. Rassismuskritische, mütterliche Perspektiven bleiben bis auf wenige Ausnahmen unterrepräsentiert.

Zu diesen Ausnahmen können u.a. Leonie Herwartz-Emden (2022) und Ursula Mihciyazgan (2010) gezählt werden, die Überlegungen zur westlichen und nicht-westlichen Organisation und Konzeptualisierung von Mutterschaft anbieten. Herwartz-Emden zeichnet nach, dass die westliche Idee, dass die leibliche Mutter kulturübergreifend einzig und allein für ihr selbst geborenes Kind Sorge trage, schon frühzeitig durch die sozialanthropologischen Studien von Margaret Mead widerlegt werden konnte. Im Jahr 1936 setzte sich die Forscherin in Indonesien mit unterschiedlichen, kulturellen Praktiken zum Umgang mit Kindern

auseinander (Herwartz-Emden 2022: 81f.). Obwohl die Idee der Mutterschaft in Verbindung mit der Figur, der sich selbst aufgebenden, ihre Bedürfnisse verleugnenden Mutter, nicht universal sei, sei sie noch immer sehr dominant in hiesigen Kontexten. Ursula Mihciyazgan (2010) führt aus interkultureller⁹ Perspektive unterschiedliche Konzepte an, die insbesondere im außereuropäischen Raum zum Tragen kommen. Vor allem während der frühen Mutterschaft seien die Fürsorge- und Erziehungspraktiken kollektivistisch bzw. nicht-individualistisch orientiert, sodass diese als zentrale Aufgaben der Familienkette gesehen werden. Mihciyazgan fasst dies unter den Begriff des allmothering¹⁰. Sie differenziert, dass die leibliche Mutter auch hier die primär zuständige Person sei. Jedoch sei dies eher ein gradueller denn ein prinzipieller Aspekt. Die individualistisch orientierte Organisation der Fürsorge und Erziehung bezeichnet Mihciyazgan als mothering, da dieses um die Mutter zentriert sei. Dennoch manifestiere sich in beiden Kontexten die Vergeschlechtlichung von Erziehungs- und Fürsorgeaufgaben (Mihciyazgan 2010: 111ff.).

Eine Auseinandersetzung mit ebendiesen als nicht-westlich markierten Konzepten von Mutterschaft fand laut Emden-Herwartz im Rahmen der gestiegenen Migration in Deutschland statt. Durch die Präsenz und Praktiken migrierter Müttern, welche andere Konzepte als die heterosexuelle Kleinfamilie leben oder die dieses Konzept selbst anders ausgestalten möchten, wurde und wird das traditionelle, individualisierte Kleinfamilienideal zunehmend infrage gestellt. Gleichzeitig verdeutlichen sich daran weiterhin koloniale Denkweisen, welche weißdeutsche Mütter als „gute Mütter“ labelten und der Anspruch an migrantisch gelebene Mütter gestellt wurde, sich daran anzupassen (Herwartz-Emden 2022: 83). Insgesamt wirkt sich die Dominanz des traditionellen, individualisierten Kleinfamilienideals auf alle Menschen unabhängig von ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit aus und macht es erforderlich, dass Familien im Allgemeinen und Mütter im Besonderen einen Umgang mit dieser heteronormativen Verengung finden. Diese Umgangsweisen können sowohl in Anpassungen als auch in alternativen Praktiken liegen. Emden-Herwartz resümiert in Bezug auf alternative Praktiken die Analysen ihrer Befragungen von in den 1990er Jahren nach Deutschland migrierten Frauen. Aus diesen folgert sie, dass für den Herkunftscontext Türkei beispielsweise nach Geschlecht segregierte Räume benannt werden, die Beziehungen unter Frauen erlauben, und Konzeptionen von Mutterschaft, die wie zuvor beschrieben, nicht auf eine einzige Frau abzielen und streng mutterbezogen sind (ebd.: 84). Nicht nur für den Herkunftscontext Türkei, sondern auch für ehemalige Sowjetunion zeichnete sich laut Emden-Herwartz ab, dass Mutterschaft als die übergeordnete Kontinuität sichernde, existenzielle Strategie interpretiert wird, die weniger ausgrenzend als inkludierend erlebt wird. Nichtsdestotrotz werde die Erfahrung beschrieben, dass die Hoffnungen auf eine multiple Mutterschaft im Sinne familiärer, weiblicher Netzwerke im hiesigen Kontext kaum umsetzbar waren. Gemeinsam sei sowohl migrierten als auch nicht-migrierten Frauengruppen, dass weibliche Selbstkonzepte eng mit Mutterschaft verwoben seien, sodass Frauen nach diesem

9 Leider argumentiert Mihciyazgan eher normativ, essentialisierend und wenig rassismuskritisch. Zugleich stellt sie die Universalität westlicher Mutterschaftskonstruktionen in Frage und bietet deshalb trotzdem wichtige Hinweise für dieses Forschungsprojekt.

10 Es kann zwischen allmothering nach Mihciyazgan (2010) und othermothering nach Collins (1999) unterschieden werden. Allmothering meint die Erziehung der Kinder zu wertvollen Mitgliedern der Gemeinschaft, wobei Kinder früh aufgefordert werden, Aufgaben zugunsten des Gemeinwohls zu übernehmen. Dabei sehen sich nicht nur Mütter für die Erziehung ihrer eigenen Kinder verantwortlich, sondern zahlreiche Mitglieder der Familienkette ebenso (Mihciyazgan 2010: 112). Othermothering legt eher Wert auf politischen Aktivismus gegen intersektionale Diskriminierungen, wobei die Fürsorge weit über die Kernfamilie hinausgeht und diverse weitere rassistisch diskriminierte Personen einbezieht (Collins 1999: 189f.).

Verständnis selbstverständlich auch Mütter seien oder sein wollen. Differenzierungen fanden jedoch in der Bewertung der Mutterrolle statt, sodass *weiß*deutsche Frauen die Idee des ausschließlich durch Kinder erfüllten Frauenlebens oftmals eher abwerteten und migrierten Frauen zuschrieben (ebd.: 85).

Auch Pamela Feldmann-Savelsberg (2016) beschäftigt sich in ihren Forschungen mit den Erfahrungen und Perspektiven migrierter Frauen und interviewt diesbezüglich Frauen aus Kamerun, wie sie nach ihrer Migration nach Berlin ihre reproduktiven Ziele erreichen und wie sie ein Zugehörigkeitsgefühl empfinden und entwickeln. Feldmann-Savelsberg beobachtet, dass die interviewten Frauen soziale Verbindungen mit Familienangehörigen, weiteren Migrant*innen, dem deutschen Staat und Mitarbeitenden von Nicht-Regierungs-Organisationen aufbauen. Diese bezeichnet Feldmann-Savelsberg als affektive Schaltkreise, die eine von mehreren Strategien im Umgang mit dem Leben und den Erfordernissen in der Diaspora darstellt (ebd.: 275ff). Demnach gibt es Hinweise darauf, dass unterschiedliche Strategien angewendet werden und/oder dass seit den 1990er Jahren vermehrt Möglichkeiten zur Vernetzung geschaffen wurden.

Katherine Charsley et al. (2020) analysieren daneben für den englischen Raum mit einem mixed methods Ansatz die Verknüpfung von transnationalen Ehen und Migration und ihre Auswirkungen auf Integrationsprozesse. Dafür wurden Menschen, die den zwei größten britischen ethnischen Minderheitengruppen – pakistanischen Muslim*innen und indischen Sikhs – angehören, befragt. Die Verknüpfung liege für die Studienteilnehmer*innen in einer Phase, die sich stark auf Familiengründung, finanzielle Versorgung und Hausarbeit richte. Die migrierenden Partner*innen benennen daher zunächst vor allem ethnisch und familienbezogene Netzwerke und weniger andere soziale Netzwerke. Charsley et al. sehen hierin Notwendigkeit für politische Maßnahmen, die die Erweiterung von Netzwerken für migrierte Partner*innen erleichtern (Charsley et al. 2020: 276f.).

In der deutschsprachigen, rassismuskritischen Mutterschaftsforschung¹¹ ist neben Pamela Feldmann-Savelsberg auch Yandé Thoen-McGeehan (2022) zu nennen, die explizit die Subjektivierungsprozesse von Müttern of Color und Schwarzen Müttern untersucht. Thoen-McGeehan beobachtet, dass diese Subjektivierungsprozesse im deutschen Bild der Mutterschaft unsichtbar bleiben, da dieses noch immer von der Idee einer *weißen* Mutter geprägt sei. Dabei werden die teils erheblichen Unterschiede zwischen Schwarzer Mutterschaft sowie Mutterschaft of Color und *weißer* – wie beispielsweise die elterliche Vorbereitung der Kinder auf rassistische Polizeigewalt – verdeckt (ebd.: 67f.). In der Auseinandersetzung mit verschiedenen Aspekten der Mutterschaft of Color macht die Forscherin auf biologisierende Argumentationen aufmerksam, die rassistische Ideologien auf Weiblichkeit und Mutterschaft ausweite. Im Kontext von Kolonialismus und Rassismus bedeute dies nach Thoen-McGeehan, dass Körper nicht nur vergeschlechtlicht, sondern auch performativ als *weiß* und nicht-*weiß* konstruiert werden. Dabei können Haushalt und darin zu verrichtende, unbezahlte, teils prekäre Hausarbeit als ein Herrschaftsinstrument verstanden werden. Mit der anhaltenden Abwertung von Hausarbeit werden auch die sie ausführenden, meist weiblichen, sozioökonomisch und/oder rassistisch diskriminierten Menschen benachteiligt, da die Zeit und Energie, die sie für diese Arbeit aufwenden, nicht für anerkanntere Tätigkeiten oder Selbstfürsorge aufbringen können, die ihnen zu besseren gesellschaftlichen Positionen verhelfen können¹². Indem privilegiertere Menschen Hausarbeit auf benachteiligte Menschen auslagern, werden Konstrukte von Männlichkeit und *Weißsein* zur Machtabsicherung stabilisiert. Im

11 Ich benenne die rassismuskritische Mutterschaftsforschung so – in der Hoffnung, dass sie sich bald so etabliert.

12 Für vertiefende Überlegungen zum feministischen Generalstreik: Dalla Costa 2022.

Rahmen kolonialer Machtverhältnisse spannen sich in der Hausarbeit grundlegende Wechselwirkungen zwischen den Differenzlinien *race*, Geschlecht und Klasse auf, wodurch Hausarbeit zu einem spezifischen Schauplatz der Unterdrückung werde (ebd.: 70). Thoen-McGeehan sieht Schwarze Mütter und Mütter of Color in ihrer Widerstandspraktiken und begreift sie mit Shirley Hill (2005) als „active agents“ ihres eigenen Lebens. Orientiert an der „black single mother“ interpretierte Hill diese Form der Elternschaft als widerständige Praktik gegen das dominante Ideal der klassischen Kleinfamilie. Im Zuge der Problematisierung alleinerziehender Schwarzer Mütter seien allerdings erneut vergeschlechtlichende Annahmen über sexuelle Moral, Heirat und Familienrollen erkennbar geworden, die Schwarze alleinerziehende Mütter durch rassistische und sexistische Stereotype negativ betreffen. Stattdessen spricht sich Thoen-McGeehan mit Hill dafür aus alleinerziehende Schwarze Mütter als Mütter, die eigene Entscheidungen zugunsten ihrer Kinder wie auch ihrer kulturellen Ressourcen, anzuerkennen (ebd.: 71). Insgesamt plädiert Thoen-McGeehan für eine dynamische, feinfühlige Art und Weise der Betrachtung von Mutterschaft, da konsequent gleichheitsorientierte Konzepte die Auseinandersetzungen mit Rassismus und Marginalisierung erschweren. „Anstelle der Betonung zwischen Männern und Frauen und *Weiß*en und People of Color erscheint die Anerkennung unterschiedlicher Lebensrealitäten und der für sie spezifischen Herausforderungen notwendig“ (Thoen-McGeehan 2022: 75).

Im Rahmen der englischsprachigen Forschungen resümiert Tracey Reynolds (2020) über die Leistungen feministischer Schwarzer Mutterschaftsforscherinnen, die die Debatten um die Konstruktion des Mütterlichen, das *weiße*, hegemoniale, westliche, Mittelklassenperspektiven auf Mutterschaft zentriert, in Frage stellen. Schwarze Mutterschaftsforschung ermögliche, die täglichen Aktivitäten in Hinblick auf ihre soziale Konstruktion zu analysieren und bieten einen Rahmen, in dem das Wissen Schwarzer Mütter gewürdigt wird. Schwarze Mutterschaft wird hier außerhalb biologischer Beziehungen und Funktionen gesehen, sondern als kollektive Praxis des community activism, in der Schwarze Mütter auch Fürsorge für andere Kinder der Community übernehmen (u.a. Collins 1999; hooks 2014). Daneben wehren sich Schwarze Mutterschaftsforscherinnen gegen die Individualisierung und victim-blaming Ansätze, welche Schwarze Mütter in die Verantwortung für den Bildungserfolg, die Kriminalität oder psychische Gesundheit ihrer Kinder ziehen, während strukturelle Diskriminierungen unsichtbar gemacht werden (Reynolds 2020: 2ff).

Ähnliche rassismuskritische Überlegungen, die untersuchen, welche Menschen von staatlichen Institutionen „in Ruhe gelassen werden“, welche Menschen also beispielsweise weniger für die Bildungserfolge, die Kriminalität oder psychische Gesundheit ihrer Kinder verantwortlich gemacht werden und welche Menschen mehr, erforschen Jessica Vasquez-Tokos und Priscilla Yamin (2021) im US-amerikanischen Raum und schlagen das Konzept der „racialization of privacy“ vor. Anhand dieses Konzepts kann die enge staatliche Verzahnung von Familien- und *race*-Konstruktionen verdeutlicht werden, die einen Einfluss auf die Art und Weise haben, wie Mütter mehr oder weniger ungestört ihre Vorstellungen von Mutterschaft leben können. Mithilfe der Untersuchung des früheren Native American Boarding School Systems, eugenischer Gesetze und gegenwärtiger Deportationen arbeiten die Forscherinnen Privatsphäre und die Anerkennung der Familie als *weiße* Privilegien heraus. Die „racialization of privacy“ kennzeichne sich durch drei Kernelemente. Diese seien staatliche und politische Interventionen, die Familien direkt oder indirekt berühren, Verletzlichkeit aufgrund rassistischer Diskriminierung und die materiellen Folgen ebener rassistischer Diskriminierung (ebd.: 717ff). Unter Rückbezug auf den deutschsprachigen Forschungsstand halte ich eingeschränkte Übertragungen des Konzepts auch auf diesen Raum für sinnvoll,

wenn sich z.B. die gesteigerte Beobachtung migrantisierter Familien oder der Integrations- und Anpassungsdruck vergegenwärtigt werden.

Die Heterogenität Schwarzer Mütter würdigend untersucht Jennifer Turner (2020) die Intersektion von Klassismus und Schwarzer Mutterschaft ebenfalls im US-amerikanischen Raum. Eine grundlegende Praktik Schwarzer Mutterschaft liege in der Vorbereitung der Kinder auf ein rassistisches, diskriminierendes Gesellschaftssystem. Diese Praktik benennt sie als „racial socialization“. Da sich eine Vielzahl Schwarzer Mutterschaftsforschungen auf die Mittelklasse beziehen, vergleicht Turner diese mit den Praktiken Schwarzer Mütter mit einem geringen Einkommen und macht dabei Respektabilitätspolitiken aus, nach denen diese Mütter ihren Kindern beibringen, sich orientiert an der Mittelklasse zu kleiden und zu verhalten, um nicht als kriminell stereotypisiert zu werden. Schwarze Mütter mit geringem Einkommen stehen dabei vor besonderen Herausforderungen, da ihnen nicht dasselbe „toolkit“ wie Schwarzen Müttern der Mittelklasse zur Verfügung stehe (ebd.: 242ff).

2.3 Mutterschaft und Klassenverhältnisse

Inwieweit die bürgerliche Frauenbewegung und Mutterschaftsforschung in Deutschland intersektional verstanden werden können, bleibt diskussionswürdig. Auf der einen Seite waren klassismusrelevante Themen wie der Zugang zu Bildung oder strukturelle Abhängigkeit von Ernährer oder Wohlfahrtstaat bereits Anfang des 20. Jahrhunderts Inhalte der Auseinandersetzungen. Auf der anderen Seite adressierte die bürgerliche Frauenbewegung nach wie vor stark das Ideal der „guten Mutter“, das an der *weißen*, bürgerlichen Mutter, Gattin und Hausfrau ausgerichtet war und anhand dessen auch bürgerliche Feminist*innen Normierungen forcierten (Toppe 2021: 22ff). Der Klassismusbegriff und die damit verbundene Kritik an sozioökonomischen Machtverhältnissen gewannen erst durch Intersektionalitätsdiskurse im US-amerikanischen Raum an wissenschaftlicher und aktivistischer Bedeutung, die allmählich auch Aufmerksamkeit im deutschsprachigen Raum erlangten. Zugleich hält Heike Weinbach fest, dass Klassismus bislang noch kein etablierter Begriff im deutschsprachigen Kontext sei (Weinbach 2020: 108f.). Klassismus als integralen Bestandteil kritischer Mutterschaftsforschung zu verstehen, steht im hiesigen Rahmen daher noch aus, während diese Perspektiven in intersektionalen, Schwarzen Feminismusbewegungen und -forschungen bereits seit Jahrzehnten etabliert sind. Grundlagen hierfür schufen u.a. Angela Davis (2019 [1981]), bell hooks (2014) und Patricia Hill Collins (1998). Wie Mutterschaft und sozioökonomische Positionierungen im deutschsprachigen Forschungskontext diskutiert werden, wird nach einer kurzen historischen Einordnung im Folgenden dargestellt.

In Bezug auf sozioökonomische Bedingungen und Prekarität von Mutterschaft reflektiert Sabine Toppe (2021) die Spannungsfelder hinsichtlich aktueller und historischer Perspektiven. Sie hält fest, dass die enge Verwobenheit von Mutterschaft und sozioökonomischen, wohlfahrtstaatlichen Regulierungen sowohl wesentlich sei als auch in der Forschung häufig vernachlässigt werde. Diese Verwobenheit werde begleitet von Geschlechtervorstellungen von mütterlichen und väterlichen Fürsorgeverantwortungen und -übernahmen, die sich seit der historischen Transformation von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft in Deutschland zwar verändert habe, aber im Kern noch immer an einer innerfamilialen, vergeschlechtlichten Arbeitsteilung orientiert sei. In ihren Untersuchungen beleuchtet Toppe die Widersprüchlichkeit von Mutterschaftsentwürfen und gelebter Mutterschaft im Kontext von

Sorgearbeit und Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit. Mutterschaft sei dabei moralisch und geschlechtlich aufgeladen sowie mit idealisierenden und ausgrenzenden Mutterbildern verbunden, welche die prekäre Situation von Müttern vernebeln. Dabei werden Erwartungen in Bezug auf das Familien- und Erwerbsleben gestellt, die sich gegenseitig widersprechen und Mütter in ein kontinuierliches Spannungsverhältnis bringen (ebd.: 19ff). Dieses Spannungsverhältnis sei nicht neu und schon im frühen 20. Jahrhundert Gegenstand der bürgerlichen Frauenbewegung gewesen. Selbst die Frauenbewegung essentialisierte Mutterschaft als basalen Wesenszug „der Frau“¹³. Die Mutterschaft war jedoch auch für kinderlose Frauen möglich, indem Konzepte wie „Mutterschaft als Beruf“ oder „geistige Mütterlichkeit“ entwickelt wurden (ebd.: 23). Neben diesen Konzepten wurden auch mütterliche Lebensbedingungen und Belastungsfaktoren erforscht, die m.E. kaum an Aktualität eingebüßt haben und „insbesondere die materielle Lage, überkommene Rollenbilder, die Nicht-Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit, das Verhältnis von Schule und Familie und die Zeitökonomie innerhalb der Familie sowie die Instabilität des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit in Wohlfahrtstaaten“ (Toppe 2021: 27) beinhalten. Wohlfahrtstaatliche Regelungen, Mutterschaftsbilder und Armut stehen in enger Verbindung, wenn u.a. die Armuts- und Reichtumsberichterstattung Teilzeitarbeit als Form mütterlicher Erwerbstätigkeit zentriert und dabei die langfristige (Re-)Privatisierung und (Re-)Individualisierung sozialer Risiken zuungunsten von Müttern außer Acht lässt. In diesem Zuge wird die Erwerbstätigkeit von Müttern fokussiert, während Fürsorgeanforderungen an Väter und geschlechterorientierte Betreuungs- und Care-Verhältnisse nicht thematisiert werden (ebd.: 30f.). Familienpolitik sei „immer noch wenigstens auf einem Auge väterblind, indem sie die typisch männliche Ernährerrolle nicht ernsthaft in Frage“ (ebd.: 35) stelle, obwohl partner*innenschaftliche Aufgabenteilungen notwendig seien, um gleiche Chancen auf Familien- und Erwerbsarbeit zu ermöglichen und sich und die Familie vor Armut zu schützen (ebd.: 32).

Zwischen den Diskursen um Mutterschaft samt ihrer symbolischen Aufladung und den diskriminierenden Auswirkungen der Familienpolitik, die die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsleben für Mütter erschweren, bewegt sich auch der gegenwärtige Forschungsstand. Lisa Malich (2014) setzt sich diesbezüglich mit feministischen Perspektiven auf Mutterschaft auseinander und beobachtet sowohl eine abnehmende Solidarität mit Müttern in feministischen Diskursen als auch eine klassismusrelevante Pluralisierung legitimer mütterlicher Lebensentwürfe. In diesem Prozess wurde die Gegenfigur der erwerbstätigen Frau in das Mutterideal integriert, während dies für Mütter der Arbeiter*innenklasse schon längst Lebensrealität war (ebd.: 155ff). Malich entwickelt die neoliberalen Figur der Top Mom als neuen Muttermythos, der wiederum nütze, um die nach wie vor noch ausstehende Gleichberechtigung zu verdecken. Das Ernährermodell sei nämlich wegen gesunkenener Reallöhne kaum mehr möglich, weshalb viele Mütter schlicht erwerbstätig sind, um den Lebensunterhalt zu finanzieren. Neben dem Ausbleiben beruflicher Selbstverwirklichung und gesellschaftlicher Macht seien Mütter auch weiterhin der Bedrohung durch Altersarmut und Prekarisierung gegenübergestellt (ebd.: 158f.).

Die spezifischen Problemlagen, denen Frauen unterschiedlicher Generationen der westdeutschen Arbeiter*innenklassen in Bezug auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ausgesetzt sind, untersucht Fiona Kalkstein (2021) aus intersektionaler Perspektive der Kritischen Psychologie und beobachtet dabei die normative Unvereinbarkeit mit dem Bild der guten Mutter, die Individualisierung eines strukturellen Problems, die Unterschätzung der

13 An dieser Formulierung wird zugleich deutlich, dass die bürgerliche Frauenbewegung klare Vorstellungen eines Mutterideals hatte, das weiß, heteronormativ und mittelständisch geprägt war.

Risiken finanzieller Abhängigkeit sowie die Notwendigkeit der sozialen Einbindung als Weg in die Selbstbestimmung (ebd.: 399ff).

Diese Bedrohung und Unsichtbarmachung spiegeln sich ebenfalls im fünften Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung wieder. Zwar waren laut Heike Weinbach (2020) an der Formulierung des Berichts Betroffenenverbände beteiligt, jedoch blieben Hauptgruppen wenig bis gar nicht repräsentiert. Zu ihnen zählen u.a. Frauen, Alleinerziehende, Menschen mit Behinderung, migrantisierte Menschen und Menschen aus Ostdeutschland. Entsprechend bleiben auch intersektionale Perspektiven auf Klassismus oftmals unterrepräsentiert. Beispielhaft nennt Weinbach den Zwang zu heterosexuellen Beziehungen mit der Abhängigkeit von einem Mann als Ernährer, aber auch sexistische und adultistische Elemente, wenn durch ideologische Muttermythen angenommen werde, dass Kinder in den ersten drei Lebensjahren zwingend ihre Mutter benötigten, sodass junge Mütter oftmals erhebliche Einschränkungen erfahren, wenn sie eine Ausbildung oder ein Studium abschließen wollen, und bei Trennung und fehlender Ausbildung weiterhin von Armut bedroht bleiben. Gesellschaftlich werden junge alleinerziehende Mütter oftmals abwertend als „Teenie-Mütter“ oder „Risikomütter“ diskutiert, während strukturelle Aspekte wie angemessene Entlohnung, verlässliche Kinderversorgung oder Veränderung der Rollenbilder vernachlässigt werden (Weinbach 2020: 105ff).

Auch Bettina Ritter (2022) kritisiert die ökonomische Benachteiligung und Armut von Frauen und setzt dabei ins Zentrum, dass dies insbesondere Mütter betrifft. Die Ursache sieht sie in der gesellschaftlichen Organisation von Produktion und Reproduktion und so als Klassenfrage. Trotz hoher Bildungsabschlüsse und gestiegener Erwerbstätigkeitsquote verdienen Frauen weiterhin weniger als Männer (Gender Wage Gap). In Ritters Untersuchungen zeigt sich, dass diese Benachteiligungsmechanismen für Frauen zuvorderst mit dem Kinderhaben zusammenhängen. Bei Männern verändert sich am Lebenserwerbseinkommen mit der Geburt eines Kindes verhältnismäßig wenig. Bei kinderlosen Frauen nähert sich das Lebenserwerbseinkommen dem der Männer an, wohingegen Mütter erhebliche Einbußen erfahren. Dem liege die Reproduktion traditioneller Geschlechterverhältnisse zugrunde, die Mütter in einer Fürsorgerolle und als verantwortlich positionieren. Daraus resultieren schnell Zuschreibungen und Stigmatisierungen gegenüber Müttern – seltener gegenüber Eltern. Oftmals erfahren von Armut betroffene Mütter so u.a. von sozialen Diensten Zuschreibungen „schlechter“ Mutterschaft und müssen sich gegen Verdachtslogiken wehren (ebd.: 166ff). Insbesondere junge alleinerziehende Mütter werden laut Alexandra Klein et al. (2018) als „Risikomütter“ und als gefährdete wie auch das Kindeswohl gefährdende Mütter gelabelt und moralisiert. Klein et al. fragen nach der Konstruktion der Figur der „Risikomutter“ und ihren gesellschaftlichen Funktionen und Effekten. In diesem Kontext kann das Kindeswohl als zentrales Steuerungselement für die Formierung der Lebensführung von v.a. Müttern herausgearbeitet werden, bei dem das Wohlergehen der Kinder als normative Figur genutzt werde, um Mütter zu spezifischen, begrenzenden Lebensweisen zu bewegen. Ritter differenziert daneben, dass die Angewiesenheit junger Mütter auf staatliche Transferleistungen in erster Linie Resultat eingeschränkter Lebensbedingungen durch Armut sei und nicht aufgrund des Kinderhabens selbst (ebd.: 127ff).

Alexandra Klein und Jann Schweitzer (2020) setzen sich mit der Verbindung von Kinderarmut und elterlicher Einkommensarmut auseinander, die bei genauerer Betrachtung in der Regel eher Mütterarmut sei. Es sei nachzuweisen, dass Mütter und v.a. alleinerziehende Mütter und ihre Kinder unverhältnismäßig oft von Armut betroffen sind. Um dieser zu begegnen, werde insbesondere die Vereinbarkeit von Familie und Beruf diskutiert. Zugleich

werde das vergeschlechtlichte Ungleichgewicht zwischen bezahlter Erwerbs- und unbezahlter Sorgearbeit kaum Gegenstand des Diskurses. Dies wird umso relevanter im Kontext von Zeitbudget-Studien. In diesen Studien kann belegt werden, dass selbst wenn Frauen im gleichen Umfang wie Männer einer Erwerbstätigkeit nachgehen, keine angemessene Anpassung der innerfamilialen Sorgearbeit stattfinde. Es kann also auch an dieser Stelle eine mütterliche Verantwortlichmachung beobachtet werden. Noch mehr sind dieser alleinerziehende Mütter ausgesetzt, die auf der einen Seite als „schlechte“ Mütter diffamiert werden, während sie empirisch gesehen sowohl eine hohe Erwerbsorientierung bei zugleich hoher Familienorientierung aufweisen (ebd.: 170ff).

Familienpolitisch und gesellschaftlich wird Müttern eine Wahlfreiheit unterstellt, nach der Mütter sich vermeintlich aussuchen können, welche Lebensweisen sie leben wollen und dementsprechend die Konsequenzen für ihre Entscheidungen tragen müssen. Susanne Dern und Maria Wersig (2020) analysieren diese scheinbare Wahlfreiheit in der Auswahl zwischen verschiedenen Lebensmodellen, die durch geschlechtliche Machtverhältnisse eingeschränkt wird und dass die Armut von Alleinerziehenden eher auf mangelnden staatlichen Unterstützungsmaßnahmen von Frauen und Müttern in Partner*innenschaften beruht. Die Wahlfreiheit gehe von einer Idee der Privatautonomie von Gleichberechtigten aus und wird durch real existierende Ungleichheitsverhältnisse unterwandert. Dies basiert darauf, dass familienrechtlich zwar keine festgelegte geschlechtliche Arbeitsteilung existiert, jedoch die sozialen Verantwortungszuschreibungen zu Benachteiligungen von Frauen und Müttern führen (ebd.: 143ff).

Diese Benachteiligungen werden durch neoliberale, familienpolitische Reformen eher verstärkt, denn reduziert. Gabriele Winker (2020) beleuchtet bestehende politische Regulierungen und kritisiert das gegenwärtige neoliberal-kapitalistische Gesellschaftssystem. Für ein gutes Leben aller Menschen werden nach Winker wirtschaftliche und politische Rahmenbedingungen notwendig, die für Sorgearbeit ausreichende materielle und zeitliche Ressourcen verschaffen (ebd.: 450f.). Zugleich sei bislang eher das Gegenteil der Fall, wie beispielhaft an der Einführung des Elterngeldes zum 1. Januar 2007 sichtbar werde. Dieses solle Menschen entlasten und motivieren, Kinder zu bekommen. Leider hat die Regulierung sehr klassistische Züge, wenn gut verdienende Eltern bis zu 1.800 € als monatliche Lohnersatzleistung erhalten können, während ALG II-Empfangende lediglich 300 € zugesprochen bekommen, die jedoch mit dem Arbeitslosengeld verrechnet werden – sodass das Elterngeld für ALG II-Empfangende letztlich gestrichen wird (ebd.: 455).

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Susanne Schultz und Anthea Kyere (2020), die klassistische und rassistische Ausschlüsse in der Familienpolitik Deutschlands untersuchen. Anhand zentraler familienpolitischer Konzepte wie Humankapital und Zeitpolitik analysieren die Forscherinnen die Stabilisierung stratifizierender Reproduktionsverhältnisse, die Kinderkriegen orientiert an sexistischen, klassistischen und rassistischen Differenzlinien be- oder entwertet. Zu erkennen sei die Stabilisierung u.a. an Reformen zum Elterngeld, das maßgeblich gutverdienenden Familien zu Gute komme, während es an ALG II-Empfangende nicht mehr ausgezahlt werde und auch Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit die Bedingung eines „dauerhaften Aufenthalts“ und die Berechtigung zur Erwerbstätigkeit erfüllen müssen, um die Unterstützung zu erhalten. Faktisch führen diese Regulierungen zu Diskriminierungen sozioökonomisch und rassistisch benachteiligter Eltern, wodurch Familienpolitik Familiengründungen in ein selektiv pronatalistisches nationales Projekt überführe und soziale Machtverhältnisse verschärfe (ebd.: 201ff).

Klassistische Regulierungen entfalten ihre Wirkungen nicht nur auf rechtlicher und familienpolitischer Ebene. Auch auf individueller Ebene kommt es zu Reproduktionen klassischer Verhältnisse. Sören Mohr et al. (2023) zeigen, wie sich die Diskriminierungen fürsorgender Personen im alltäglichen Arbeitskontext aufspannen, welche Unterstützungen sie erfahren und welche Verbesserungen sie sich wünschen. Vor allem werden in diesem Zusammenhang betriebliche und gesetzliche Rahmenbedingungen genannt, die die zeitliche Einteilung von Erwerbs- und Fürsorgetätigkeiten erschweren. Dazu gehört beispielsweise der Mangel an Kinderbetreuungsmöglichkeiten. Aber auch soziale Herabwürdigungen durch Vorgesetzte und Kolleg*innen bei der Bekanntgabe von Schwangerschaften oder Pflegetätigkeiten fallen unter die negativen Erfahrungen der Befragten. Dies kann sich ebenso in der schlechteren Bewertung von Arbeitsleistungen, der Nichtberücksichtigung familiärer Verpflichtungen, Kündigungen, dem Aufzwingen von Aufhebungsverträgen, einem Einmischen der Vorgesetzten in die Dauer und den Zeitpunkt der Elternzeit oder dem Verwehren von flexiblen Arbeitszeiten oder Teilzeitbeschäftigungen nach der Elternzeit zeigen. Müttern wurden oft Führungspositionen verwehrt, wohingegen Väter erhebliche Herausforderungen hatte, längere Elternzeit zu nehmen (Mohr et al. 2023: 123ff).

Diese und vergleichbare Geschlechterdynamiken verdichten sich oftmals in Krisenzeiten. Für den portugiesischen Raum analysieren Vieira et al. (2019), wie portugiesische Frauen im Nachgang an die Wirtschaftskrise 2011 bis 2014 ihre Mehrbelastungen in Haushalts- und Fürsorgetätigkeiten erklären. In diesem Zeitraum entschieden sich viele Familien dazu, ausgelagerte Haushaltsleistungen wie Restaurantbesuche oder dem Einstellen von Reinigungskräften zu reduzieren. Dies sind Tätigkeiten, die gegenwärtig in der Regel von Frauen ausgeübt werden. Durch die freigewordenen zeitlichen Ressourcen und dem verringerten Einkommen übernahmen Frauen einen Großteil der Haushaltstätigkeiten – unabhängig von der Beschäftigung ihrer Beziehungspersonen, ihres sozioökonomischen Status, ihrer Profession oder ihres Bildungsstatus. Vieira et al. bezeichnen die zugrundeliegende Legitimationsstrategie als „learned disadvantage“ (ebd.: 30), mit der Frauen die Naturalisierung ihrer Hauptverantwortung für Fürsorge- und Haushaltstätigkeiten, ihr Bedürfnis nach Kompensation ihres niedrigeren Einkommens sowie ihre geringere professionelle Anforderungen, die es ihnen „psychologisch“ ermöglichen, auch zu schlechteren, unkomfortableren Bedingungen wie beispielsweise nachts oder unbezahlt zuhause zu arbeiten, begründen (ebd.: 19ff). Ähnliche Dynamiken beobachten auch Bettina Kohlrausch und Aline Zucco (2020) in Deutschland während der Covid-19-Pandemie, in der Frauen einen wesentlich größeren Anteil der Fürsorgearbeiten auf sich nehmen und öfter mit Arbeitszeitreduktionen und Gehalts einbußen konfrontiert sind. Das daraus resultierende geringere Einkommen wird ähnlich wie von Frauen in Portugal als Argument angeführt, weiterhin mehr Fürsorgetätigkeiten zu übernehmen (ebd.: 10).

2.4 Mutterschaft und Disability

Für die historische Einordnung des Deutungsmusters der Mutterschaft in Verbindung mit der Diskriminierungsdimension Disability ist insbesondere der Zeitraum des frühen 20. Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre von Bedeutung. Sarah Speck beschreibt für diese Phase eine Verwissenschaftlichung der Mutter-Kind-Beziehung. Insbesondere die frühe Psychoanalyse habe zur Psychologisierung von Müttern und zur Verschiebung der Verantwortung für das

gelingende Aufwachsen des Kindes zur Schuld für etwaige, vermeintliche Defizite in der kindlichen Entwicklung beigetragen (Speck 2016: 34f.). Diese Veränderungen führten kaum zu einer neuen Ausgestaltung des Leithildes einer „guten Mutter“, versahen es aber mit neuen Anforderungen. Im Zuge der anfänglichen psychoanalytischen Arbeiten wurde die Bedeutung der Mutter erheblich gesteigert, während parallel das Bild der „schlechten Mutter“ in den Bereich der Medizin verschoben und problematisiert wurde. Auf diese Weise wurden Frauen über unterschiedliche Wege pathologisiert. Zum einen wurde die Idee der bösen und damit kranken Frau verfestigt und zum anderen wurden Frauen, die entweder keine oder keine „guten Mütter“ waren, als hysterisch etikettiert (Speck 2016: 35). Durch die Pathologisierung der Mutterschaft verlagerten sich die Anforderungen zusätzlich auf eine emotionale Ebene. Als mütterliche Eigenschaft wurde das Gefühl persönlicher Bereicherung durch die Fürsorge für das Kind konstruiert. Spürten Mütter diese nicht oder fühlten negative Emotionen in Bezug auf ihr Kind, waren sie nicht nur von Pathologisierung bedroht, sondern wurden zudem dem Vorwurf ausgesetzt, ihrem Kind zu schaden (ebd.: 36f.).

Ähnliche pathologisierende und Emotionen unsichtbar machende Auswirkungen dieser Deutungsmuster zeichnen sich auch in der gegenwärtigen Forschung ab, wenn der Forschungsstand zu Mutterschaft und Disability im Allgemeinen und psychischer Gesundheit und Erkrankung im Besonderen untersucht wird. Auf der einen Seite scheinen Mütter grundsätzlich der Gefahr der Pathologisierung ausgesetzt zu sein, wenn sie den gesellschaftlich konstruierten Ansprüchen einer „guten Mutter“ nicht entsprechen. Im Zusammenhang mit Disability untersucht Priya Lalvani (2019) zudem, wie Mütter von behinderten Kindern selbst pathologisiert und verändert werden. Durch die Responsibilisierung von Müttern für die (Gesundheits-)Zustände des Kindes und die Dichotomisierung „normal-abnormal“ werden Mütter von behinderten Kindern laut Lalvani selbst als nicht-fähig gelesen und infrage gestellt (ebd.: 3f.). Auf der anderen Seite werden Mütter mit Behinderung und/oder chronischer Erkrankung selbst unterrepräsentiert bis ausgeblendet. Entsprechend existieren zahlreiche Forschungen, die eher die Kinder von erkrankten Eltern fokussieren und Schwerpunkte wie das kindliche Wohlergehen, ihre Entwicklung und Kinderschutz oder die Vererbung und Transmission von Erkrankungen setzen (Zimmermann/Allroggen 2023; u.a. Fahrer 2023). Daneben existiert kaum Material, das Eltern und Mütter mit Behinderungen und/oder Erkrankungen ins Zentrum stellt (Mertens 2016; Kalcher 2015; Hermes 2015; More 2021; Achilles/Walter 2002). Stattdessen kommt es zu einer Tabuisierung von Eltern und Müttern mit Behinderung (Hermes 2004, 2015), die sich neben mangelnder Repräsentation in der Forschung auch in zu wenigen Unterstützungs-, Beratungs- und Informationsangeboten trotz UN-Behindertenrechtskonvention und dem Recht auf reproduktive Selbstbestimmung nach der International Planned Parenthood Federation zeigt (Mertens 2016; IPPF 2008: Art. 9).

In diesem Wirkungsgefüge, in dem sich die Diskriminierungslinien Geschlecht und Disability beeinflussen und heil- und behindertenpädagogische Literatur Menschen mit Behinderung oftmals ihre Geschlechtlichkeit abspricht, lernen Mädchen und Frauen mit Behinderung laut Swantje Köbsell frühzeitig, dass sie keine „richtigen Frauen“ und entsprechend keine Mütter werden können. Die Lebensbedingungen behinderter Frauen zeichnen sich so dadurch aus, dass ihnen wesentlich häufiger anstelle von angemessenen Unterstützungsangeboten Schwangerschaftsabbrüche oder Sterilisationen nahegelegt werden (Köbsell 2010: 21). Somit existieren nur wenige Netzwerke, die es behinderten und erkrankten Müttern im Sinne der reproductive justice ermöglichen, (1) Kinder unter den Bedingungen ihrer Wahl zu bekommen, (2) dabei nicht mit Geburtenkontrolle, Abtreibung oder Enthaltsamkeit konfrontiert zu werden und (3) ihre Kinder in sicheren, gewaltfreien und gesundheitsförderlichen

Umgebungen aufziehen zu können (Ross 2017: 290). An dieser Stelle kristallisieren sich derzeit noch Unterscheidungen zwischen behinderten und nicht-behinderten Müttern heraus. Während sich nicht-behinderte Frauen in den 1970er Jahren für ihr Recht auf Abtreibung engagierten, müssen sich behinderte Mädchen und Frauen bis in die Gegenwart hinein für ihr Recht auf eigene Kinder und gegen (Zwangs-)Sterilisationen oder Abtreibungen einsetzen¹⁴. Behinderte Mädchen und Frauen sehen sich häufig mit dem Stereotyp der hilfebedürftigen asexuellen Behinderten konfrontiert, welches zudem mit einer Skepsis hinsichtlich der Eignung als fürsorgliche Mutter verbunden wird. In dem stereotypen Verständnis wird behinderten Menschen eine Fürsorgebedürftigkeit zugeschrieben, die mit der Annahme, dass sich hilfebedürftige Menschen anderen gegenüber nicht fürsorglich oder helfend zeigen können, verknüpft wird (Zinsmeister 2010: 115ff).

Diesen Stereotypen entsprechend erweist sich der Forschungsstand zu den Perspektiven behinderter Mütter als eher überschaubar. Julia N. Daniels (2019) formuliert in Bezug auf disabled mothering eine Autoethnographie, in der sie die Nuancen, Mikroaggressionen und internalisierte Ableismen herausarbeitet und mit Fiona K. Campbells Konzept der „ontoviolence“ (Campbell 2020: 220) – der Verletzung durch ebenjenes So-Sein – die Nicht-Anerkennung von behinderten Müttern erforscht. Diese manifestieren sich in diversen normativen Momenten, die Menschen behindern. Dazu gehören u.a. der Umgang mit Energieschwankungen, enge gesellschaftliche Definitionen von kognitiven Fähigkeiten oder der Mangel an Möglichkeiten, beispielsweise durch Gebärdensprache oder Braille-Schrift, mit der Gesellschaft kommunizieren zu können. Diese Lücken ziehen sich bis in die oftmals ausbleibenden Unterstützungssysteme für behinderte Mütter fort (Daniels 2019: 114f.). Aus dem diskriminierenden Wechselspiel aus Stereotypisierungen und ausbleibenden Unterstützungssystemen streben viele behinderte Mütter laut Daniels an, die Rolle der able-bodied, „guten Mutter“ in idealerweise Weise auszufüllen – unter Bedingungen des emotionalen und körperlichen Mehraufwandes bei gleichzeitiger Vernachlässigung der besonderen Qualitäten behinderter Mütter: Die Würdigung von Interdependenz, Kooperation und Verbindung (ebd.: 120). Stattdessen internalisieren behinderte Mütter oftmals ableistische Denkmuster und interpretieren die Behinderung als individuelles Problem, dem sie durch Assimilation an behindertenfeindliche Normalvorstellungen zu begegnen versuchen (ebd.). Dabei stellt Daniels die These auf, dass „Disabled motherhood creates fear because it exposes the instability and the futility of aspects of individualism and the incessant race for perfection that it is grounded upon“ (ebd.: 121).

Martina Kalcher (2015) untersucht die Situation von Müttern mit Körperbehinderung. Ähnlich wie Daniels zeigt auch Kalcher die Herausforderungen aufgrund gesellschaftlicher Vorurteile und Erwartungen, die allerdings nicht nur für die Mütter negative Konsequenzen haben, sondern auch für ihre Kinder. Diese bilden sich besonders in Bildungseinrichtungen ab. Hier kommt es wiederholt zu problematischen Kooperationen von behinderten Müttern und Lehrenden, die oftmals die Bedürfnisse der Mütter ignorieren. Kalcher hält daneben in ihren Analysen fest, dass Mütter mit nicht-sichtbaren Behinderungen von höheren Belastungen als Mütter mit sichtbaren Behinderungen berichten, da die Versuche der Verheimlichung zusätzliche Anstrengungen erfordern. Zudem werden Unterstützungssysteme kritisiert, die durch einen hohen Bürokratisierungsgrad massive Barrieren für Mütter mit Behinderung herstellen (ebd.: 104ff).

Den Datenmangel zu Eltern mit Behinderung beanstandet auch Rahel More (2021), die in ihrer Dissertation die Bedeutungen von Zuschreibungen, Fremdwahrnehmungen und

14 Dies betrifft im Übrigen auch Women of Color (Thoen-McGeehan 2022: 74).

Selbstverständnissen für Eltern mit Lernschwierigkeiten analysiert. Dafür untersuchte sie Perspektiven von Menschen in Internetforen, die sich in der Regel als Außenperspektiven herauskristallisierten, Einschätzungen von sozialpädagogischen Fachkräften und Eltern mit Lernschwierigkeiten selbst. In ihrer Arbeit beschreibt More, dass zwar eine Pluralisierung von Familienformen zu vernehmen sei, sich diese jedoch nicht auf die Anerkennung von Eltern mit Lernschwierigkeiten erstrecke. Ursächlich dafür sieht More die ableistische Individualisierung elterlicher Verantwortung. Rahel More benennt die häufige Konfrontation von Eltern mit Lernschwierigkeiten mit sozialstaatlichen Interventionen wie der Kinder- und Jugendhilfe. Auf der einen Seite könne diese Hilfe und Unterstützung im Hinblick auf die Normalisierung von disabled parenthood bieten. Auf der anderen Seite werden Eltern mit Lernschwierigkeiten jedoch oft kontrollierenden Maßnahmen ausgesetzt, die mit Zwang verbunden seien und sich an gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen orientieren (More 2021: 312f.).

In dem vorliegenden Dissertationsprojekt sticht durch die Positionierungen der interviewten Mütter der Schwerpunkt der psychischen Gesundheit und Erkrankung hervor, sodass diesem nun gesonderte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Janin Zimmermann und Marc Allroggen halten fest, dass psychische Erkrankungen zu den häufigsten in der deutschen Bevölkerung gehören. Innerhalb eines Jahres weisen etwa 25 % bis 30 % der Erwachsenen Symptome einer voll ausgeprägten psychischen Erkrankung auf. Hierbei zeigen sich unterschiedliche Häufigkeiten in Bezug auf Geschlecht, Alter und sozioökonomischen Status. So erkranken Frauen (mit Ausnahme in Bezug auf Substanzmittelkonsum), Menschen im Alter von 18 bis 34 Jahren und sozioökonomisch benachteiligte Menschen am häufigsten. Daraus lasse sich schließen, dass es auch viele psychisch erkrankte Mütter gebe (Zimmermann/Allroggen 2023: 408).

Im Gegensatz zu Zimmermann und Allroggen richte ich in meiner Arbeit den Blick auf die Perspektiven der Mütter. Beatrice Frasl (2022) setzt psychische Erkrankungen und Belastungen ins Verhältnis mit kapitalistischen, patriarchalen Gesellschaftssystemen und macht auf die 12,5 Milliarden Stunden unbezahlte Arbeit, die Frauen weltweit leisten, aufmerksam. Frasl zieht daraus den Schluss, dass es Frauen sowohl an Zeit als auch an Geld mangle, die es ihnen ermöglichen, sich zu erholen, sich (weiter) zu bilden oder auch bezahlter Erwerbstätigkeit nachzugehen (ebd.: 185). Die häufigen Mehrfachbelastungen durch unbezahlte Fürsorge- und atypische oder prekäre Erwerbstätigkeit konfrontieren Frauen laut Gender-Gesundheitsbericht wesentlich stärker mit Risikofaktoren für Depression oder Suizid (ebd.: 190). Diese Einschätzung deckt sich mit Beate Wimmer-Puchinger (2016), die festhält, dass Frauen auch in internationalen Studien weltweit signifikant häufiger psychische Erkrankungen und Traumatisierungen erfahren. Wimmer-Puchinger stellt die Überlegung an, ob der Gender Bias, der Frauen als verletzlicher interpretiert, sowohl zu diesen Ergebnissen als auch zum Nachteil weiblichen Selbstbewusstseins führt. Gesellschaftliche Deutungsmuster, die Fertilität, Schwangerschaft und Geburt als emotionalisierende Erlebnisse lesen, können mit Hilfe des Ineinanderwirkens von Sprache, Denk- und Verhaltensgeboten wie auch -verboden zu einer erhöhten Verletzlichkeit von Frauen und Müttern führen. Frauen und Mütter erlernen laut Wimmer-Puchinger relativ frühzeitig, was sie dürfen, nicht dürfen, was ihnen zugetraut wird und was eben auch nicht (ebd.: 15). In diesem Gefüge spielen heteronormative Verhältnisse und die „costs of caring“ eine übergeordnete Rolle, wenn Frauen in heterosexuellen Beziehungen einen Großteil der Fürsorgearbeiten übernehmen, während Partnerschafts- und Familienkonflikte von Frauen im Vergleich zu Männern doppelt so oft als Auslöser für psychische Erkrankungen benannt werden (Rudolf 2002 in ebd.: 8). Anita Riecher-Rösslers

Analysen (2016) geben Hinweise darauf, dass diese Unterschiede nicht zutage treten, wenn Menschen in heterosexuellen Paarbeziehungen Fürsorgeaufgaben gleichberechtigt aufteilen. Dies sei jedoch noch nicht der Regelfall, da Ehefrauen doppelt so häufig an Depressionen erkranken wie Ehemänner (Riecher-Rössler 2016: 23). Diese Verteilungen demonstrieren, dass die gegenwärtigen Geschlechtervorstellungen im Kontext heterosexueller Paarbeziehungen ein nicht zu unterschätzendes Gesundheitsrisiko für Frauen darstellen.

2.5 Mutterschaft und Gleichberechtigung – Eine erste Zusammenfassung und Reflexion

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass laut aktuellem Forschungsstand heteronormative Verhältnisse auf komplexe Weise auf Mutterschaften und Elternschaften einwirken und Gleichberechtigung auf verschiedensten Ebenen erschweren. Gleichberechtigung und Mutterschaft bleiben darin ambivalent und widersprüchlich. Es zeigen sich anhaltende Individualisierungslogiken, nach denen Mädchen, Frauen und Mütter versuchen, strukturelle Schieflagen auf individueller Ebene zu lösen und Fürsorgeverantwortung internalisieren (Micus-Loos/Plößer 2021). Diese strukturellen Schieflagen sind auf rechtlicher Ebene nachzuweisen, wo sie im Kontext von Mutterschaft nicht nur vergeschlechtlichte Arbeitsteilungen stabilisieren (Sagmeister 2019), sondern auch Zweigeschlechtlichkeit (Cottier 2022) und Cis-Geschlechtlichkeit (Spahn 2019). Während rechtskonservative und rechtsextreme Akteur*innen um die „traditionelle“ Familie fürchten (Lehnert 2022), setzen sich feministische Forcher*innen und Familien mit feministischen Mutterschaftskonzepten (Baig 2023; O'Reilly 2021) und gleichberechtigten Elternschaften (Flaake 2022; Dreßler 2017; Maier 2022) auseinander, welche aus intersektional-heteronormativitätskritischer Perspektive auch unter der Berücksichtigung des Ineinanderwirkens mehrerer Diskriminierungslinien zu verstehen sind. Vor allem in der Repräsentation (mehrfach marginalisierter) queerer Familien (Körner 2015; Rupp 2009; Kläser 2011; Tichy/Krüger-Kirn 2020; Wegener 2005; Anzengruber/Riegel/Schubert 2022) als auch konkret an der Intersektion Queerness und Staatsangehörigkeit (Quirling/Tuider 2022) zeigen sich die massiven Verengungen von Möglichkeitsräumen, denen Mütter* ausgesetzt sind.

In Hinblick auf den Forschungsstand bezogen auf Mutterschaft und natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit werden zwei größere Diskurslinien erkennbar – Migration und Rassismuskritik. So zeichnet sich der deutschsprachige Diskurs überwiegend durch die Zentrierung migrationsbezogener Argumentationen und Perspektiven aus. Diese prägen den Diskurs um Mutterschaft durch zahlreiche Zuschreibungsprozesse, die die gesteigerte Observation verdeutlichen, denen als migrantisch markierte Mütter ausgesetzt sind. Dabei befinden sich migrantische Mütter häufig in einem Spannungsverhältnis, in dem ihre eigenen Perspektiven verdeckt werden, während sie zugleich mit gesteigerter Beobachtung und Integrations- wie auch Anpassungsdruck konfrontiert sind (Westphal/Otyakmaz/Uçan 2020; Tuider/Trześciak 2015). Im deutschsprachigen Diskurs werden verschiedene Mutterschaftskonzepte diskutiert, die oftmals Bilder westlicher und nicht-westlicher Mutterschaft gegenüberstellen und auf diese Weise zwar Differenzierungen anbieten, während sie zugleich Veränderungsmodelle reproduzieren. Nichtsdestotrotz kann so die Universalität eines westlichen Mutterschaftskonzepts widerlegt werden (Herwartz-Emden 2022; Mihciyazgan 2010), Mutterschaftskonzepte in Verbindung mit transnationaler Mutterschaft diversifiziert

(Tuider/Trzeciak 2015; Wirz 2020) und verschiedene Perspektiven von Müttern mit Migrationserfahrungen sichtbar gemacht werden (Herwartz-Emden 2022; Charsley et al. 2020; Feldmann-Savelsberg 2016). Dabei thematisieren Forscher*innen relativ häufig die Bedeutung familienbezogener Netzwerke im Kontext Migration. Dies ist vor allem interessant, weil anzunehmen ist, dass diese für alle Mütter und Familien relevant sind – jedoch werden sie eher in Hinblick auf migrantische Mütter diskutiert. Daneben ist rassismuskritische Mutterschaftsforschung im deutschsprachigen Diskurs wenig etabliert, sodass u.a. Subjektivierungsprozesse von rassistisch diskriminierten Müttern, rassismuskritische Praktiken oder intersektionale Reflexionen von Mutterschaftskonzepten nur von wenigen Autor*innen fokussiert werden (Thoen-McGeehan 2022; Feldmann-Savelsberg 2016). Diese Untersuchungen sind bisher vor allem Gegenstand angloamerikanischer Forschungen, welche zudem wesentlich intersektionaler angelegt sind, als es gegenwärtig im deutschen Diskurs der Fall ist (Reynolds 2020; Vasquez-Tokos/Yamin 2021; Turner 2020).

Wenn Mutterschaft im Kontext von Klassenverhältnissen analysiert wird, zeigt sich die enge Verknüpfung wohlfahrtstaatlicher Regelungen, die von neoliberalen, familienpolitischen Reformen geprägt sind (Winker 2020; Toppe 2021), Mutterschaftsbildern, die widersprüchliche Anforderungen an Mütter stellen (Malich 2014), und eine erhebliche Armutgefährdung, die häufig von Müttern unterschätzt wird (Kalkstein 2021). In diesem Spannungsfeld verdeutlicht sich nach wie vor die Feminisierung der Fürsorgeverantwortung (Toppe 2021), die insbesondere für Mütter – weniger für kinderlose Frauen und Väter – mit erheblichen Benachteiligungen und Verengungen von Möglichkeitsräumen verbunden ist (Ritter 2022). Dabei bleibt es bislang bei einem vergeschlechtlichten Ungleichgewicht zwischen bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Fürsorgearbeit, welches sozialpolitisch wenig diskutiert wird (Klein/Schweitzer 2020). Auch diesen strukturellen Schieflagen begegnen sowohl Sozialpolitik als auch Familien mit einer (Re-)Privatisierung und (Re-)Individualisierung des Armutsriskos, indem beispielsweise (Teilzeit-)Erwerbstätigkeit in das Bild einer „guten Mutter“ integriert wurde, während dies in Arbeiter*innenklassen schon immer der Fall war (Malich 2014). Zugleich wirken (Mehrfach-)Marginalisierungen stark ineinander, sodass aus klassismuskritischer Perspektive Mutterschaft und Klassismus eng mit Gesundheit (Kalkstein 2021), Alter und Ausbildung (Weinbach 2020; Klein/Ott/Seehaus 2018), Heteronormativität und Solo-Mutterschaft (Klein/Schweitzer 2020; Dern/Wersig 2020) und natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit (Schultz/Kyere 2020) verwoben sind. Dabei erfahren Fürsorgende auf verschiedensten rechtlichen, strukturellen, symbolischen und individuellen Ebenen Diskriminierungen (Mohr et al. 2023), welche sich in Krisenzeiten klassistisch-sexistisch zuspielen (Vieira/Coelho/Portugal 2019; Kohlrausch/Zucco 2020).

Die genaue Untersuchung des Feldes Mutterschaft und Disability sowie psychische Gesundheit und Erkrankung verdeutlicht die noch immer wirkende Psychologisierung von Mutterschaft und dadurch die Gefahr der Pathologisierung von Müttern, wenn sie nicht dem Ideal der „guten Mutter“ entsprechen (Speck 2016). Dies bedeutet auch, dass Mütter oftmals für den (Gesundheits-)Zustand ihrer Kinder verantwortlich gemacht werden und somit selbst der Gefahr der Pathologisierung ausgesetzt sind, wenn sie ein behindertes und/oder erkranktes Kind haben (Lalvani 2019). Wissenschaftliche Forschungen stabilisieren dieses Bild oftmals, indem sie vor allem die Einflüsse, die behinderte und/oder erkrankte Eltern und Mütter auf ihre Kinder ausüben, untersuchen (Fahrer 2023; Zimmermann/Allroggen 2023). Die Perspektiven von Eltern und Müttern mit Behinderung und/oder Erkrankungen werden so kaum wissenschaftlich repräsentiert (Achilles/Walter 2002; Kalcher 2015; Mertens 2016; More 2021). Die oft ausbleibende Forschung kann in gesellschaftlichen Vorurteilen und dem damit

verbundenen Absprechen von Geschlechtlichkeit und Fürsorgefähigkeit begründet liegen und reproduziert diese Stereotype zugleich. Somit existiert nicht nur wenige Forschung zu Müttern mit Behinderung, sondern auch wenige Unterstützungssysteme, die es ihnen ermöglichen, ihre reproduktiven Rechte zu realisieren (Köbsell 2010; Ross 2017; Zinsmeister 2010; Daniels 2019; More 2021). Die mangelnde Repräsentanz ist begleitet von mangelnder Anerkennung behinderter Mütter und der Vernachlässigung der besonderen Qualitäten der disabled motherhood, welche in der Wertschätzung von Interdependenz, Kooperation und Verbindung verstanden werden kann (Daniels 2019). Stattdessen begegnen viele Mütter mit Behinderung der gesellschaftlichen Diskriminierung durch die Internalisierung ableistischer Denkmuster und Versuchen der Geheimhaltung (ebd; Kalcher 2015). In Hinblick auf die spezifische Tiefenbohrung psychischer Gesundheit und Erkrankung kann von einer erhöhten Prävalenz junger Mütter ausgegangen werden (Zimmermann/Allroggen 2023). Psychische Belastungen können im Verhältnis mit kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaftssystemen verstanden werden, in denen marginalisierte Menschen und im Besonderen Mütter durch häufige Mehrfachbelastungen wie prekärer Sorgearbeit oder Armutsgefährdungen öfter von psychischen Erkrankungen bedroht sind (Frasl 2022; Wimmer-Puchinger 2016; Riecher-Rössler 2016).

Vor diesen Hintergründen wird eine Mutterschaftsforschung notwendig, die unterschiedlichen Lebensrealitäten mit Feinfühligkeit und Anerkennung begegnet und die Perspektiven von Müttern ins Zentrum stellt. Diesbezüglich zeigen sich bisher erhebliche Forschungslücken, zu deren Schließungen dieses Forschungsprojekt einen kleinen Beitrag liefern soll. Um diesem Anliegen nachzukommen, liegt dieser Arbeit ein konsequent intersektionales Verständnis zugrunde, das die spezifischen und sehr heterogenen Lebensrealitäten von Müttern in ihren intersektionalen Positionierungen würdigt. Dabei geht die Arbeit mit einer affekttheoretischen Herangehensweise grundlegend von einer Perspektive aus, die soziale Phänomene in ihren Veränderungsprozessen begreift. Da Mütter in der Forschung oftmals eher als Objekte, denn als Subjekte mit Erfahrungen, Haltungen und Gefühlen gelesen wurden, zentriert dieses Forschungsprojekt die Frage, wie Lebensbedingungen die Entscheidungen von Müttern in Elternbeziehungen mit Gleichberechtigungswunsch in heteronormativen Verhältnissen beeinflussen. Mithilfe der Situationsanalyse werden Lebensbedingungen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungspositionen aus der Perspektive marginalisierter Mütter herausgearbeitet. Um analysieren zu können, wie strukturelle Lebensbedingungen ihren Weg in das affektive (Selbst-)Erleben von Müttern finden und ihre Entscheidungspositionen beeinflussen, werden im folgenden Kapitel affekttheoretische Ansätze und im Besonderen Sara Ahmeds vorgestellt, diskutiert und in Verbindung mit Fürsorgeverantwortung gesetzt.

3 Sensibilisierende Konzepte

Wie sich im vorangegangenen Kapitel zeigen lässt, sind Mutterschaften durchzogen von zahlreichen miteinander verwobenen Diskriminierungsdimensionen wie Sexismus, Cis-Sexismus und Heterosexismus, Klassismus, Rassismus sowie Ableismus und im Besonderen psychischer Gesundheit und Erkrankung. Die Verwobenheiten vollziehen sich auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen – seien es die Ebenen der symbolischen Mutterideale, der rechtlichen Regelungen, der alltäglichen Formen der Ungleichbehandlung oder der Internalisierung diskriminierender Vorstellungen. All dies wirkt auf das affektive Erleben der Mütter ein. Zugleich befindet sich Mutterschaft in einem Spannungsfeld aus Reproduktion und Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse. Dabei ist nach wie vor zu beobachten, dass Fürsorgeverantwortung in kollektiven Sinn- und Orientierungsmustern weiterhin überwiegend weiblich gelesen wird und in einem westlichen Verständnis weitgehend individualisiert interpretiert wird. Für einen transformierenden und konstruktiven Umgang mit Geschlecht arbeiten Bettina Kleiner und Florian Cristóbal Klenk das Konzept der Geschlechterkompetenzlosigkeitskompetenz in der pädagogischen Professionalisierung heraus, welches auch im Rahmen der Analysen von Mutterschaft und Gleichberechtigung nützliche Ansatzpunkte gibt. Die Forschenden erweitern den geschlechtersensibilisierenden Dreischritt der Dramatisierung der Differenz über die Differenzierung innerhalb der jeweiligen Geschlechtergruppen zur Entdramatisierung von Geschlechtern, in dem sich Kleiner und Klenk für lebenslange Dispositionen aussprechen, die flexible Umgangsstrategien mit sich kontinuierlich verändernden gesellschaftlichen Anforderungen anerkennen (Kleiner/Klenk 2017: 105, 111). Reflexive Umgänge mit Geschlecht machen es nicht nur im Kontext der pädagogischen Professionalisierung, sondern auch im Zusammenhang mit Mutterschaft und Gleichberechtigung erforderlich, Entscheidungen zu treffen, während gleichzeitig auch immer ganz andere Lösungen gefunden werden können. Es bleibe also immer eine „Rest-Unsicherheit“ und ein nicht überwindbares „Nicht-Wissen“ (ebd.: 114) im geschlechtersensiblen Handeln. Kleiner und Klenk sehen in dieser Perspektive eine doppelte Herausforderung. Zum einen gilt es die Relevanz von Geschlecht zu erkennen und konstruktiv mit ihr umzugehen. Zum anderen macht diese Auseinandersetzung notwendig, Zweigeschlechtlichkeit nicht unreflektiert zu reproduzieren und Geschlecht nicht unabhängig von anderen Diskriminierungslinien zu sehen. Geschlecht werde zwar sozial konstruiert, doch gleichzeitig zeigt sich die Kategorisierung sehr wirksam in ihren realen Konsequenzen und befindet sich zudem immer in Wechselwirkung mit verschiedenen Ungleichheitslinien (ebd.).

Ein von Geschlechterkompetenzlosigkeitskompetenz geprägter Umgang kann hilfreiche Ansätze bieten, wenn sich der nach wie vor wirksamen westlichen Vorstellung der alleinverantwortlichen Mutter die zunehmenden Wünsche gleichberechtigter Elternschaften, in denen sich alle Elternpersonen die Fürsorge für ihr Kind sowie für den Haushalt gleichermaßen teilen, gegenüberstellen. Dieser Wunsch wird dabei nicht nur von Müttern, sondern auch von immer mehr Vätern geäußert. Trotz dieser Ambitionen spiegelt sich diese Art der Gleichberechtigung noch nicht flächendeckend in Familien wieder. Um diese Diskrepanz und die Beharrlichkeit traditioneller Mutterideale und Vorstellungen von Fürsorgeverantwortung, aber auch transformative Potentiale zu analysieren, bieten sich affekttheoretische Perspektiven an. Diese ermöglichen es, affizierte Elemente verschiedenster gesellschaftlicher Ebenen in ihrem Ineinanderwirken zu untersuchen, wobei von einer grundsätzlich ökonomischen Idee des Affekts ausgegangen wird. Affekte werden so als soziale Praktiken gesehen, die Gesellschaften und Subjekte formen, ausrichten und bewegen und auf diese Weise gesellschaftliche

Ordnungen beeinflussen. Damit diese Wirkweisen und das damit verbundene Transformationspotential nachvollziehbarer werden, wird im ersten Unterkapitel auf Affekttheorien im Allgemeinen eingegangen. Dies beinhaltet einen kurzen Einblick in den affective turn und eine anschließende Hinwendung zum affekttheoretischen Verständnis von Heteronormativität nach Sara Ahmed. Im zweiten Unterkapitel werden diese Überlegungen vertieft und auf Mutterschaft und Familie angewendet. Dies geschieht mit Ahmeds Analysen des Glück/lichseins, anhand derer sie herausarbeitet, wie es dazu kommt, dass gesellschaftlich scheinbar nicht alle das gleiche Recht darauf haben, nach eigenen Vorstellungen glücklich zu sein. So seien manche Personen eher veranlasst, ihr „eigenes“ Glück/lichsein hinten zu stellen – dies werde beispielsweise von Frauen und besonders Müttern erwartet. Da die Lebensrealitäten von Müttern sehr unterschiedlich und von zahlreichen Ungleichheitsdimensionen beeinflusst sind, wird im dritten Unterkapitel auf Jasbir Puars Konzept der Assemblages eingegangen. Puar arbeitet in das Konzept der Intersektionalität affekttheoretische Perspektiven ein, die es ermöglichen, Beziehungsverhältnisse in ihrer räumlich-zeitlichen Gebundenheit zu verstehen. Die damit einhergehende Distanzierung positionaler Analysen begünstigt, soziale und politische Entwicklungen in ihrem Zusammenwirken mit biologischen und kulturellen Faktoren zu analysieren. In der Untersuchung von Mutterschaft können so Beziehungsgeflechte der Mütter zu sich selbst, innerhalb der Familie und zur Umwelt reflektiert und in Verbindung gesetzt werden. Dabei helfen Puars Begriff des Homonationalismus sowie ihre spezifischen Auseinandersetzungen mit Heteronormativität, Queerness, Rassismus und Nation. Das vierte Unterkapitel fokussiert auf der Grundlage von Sozialisationsmodellen, wie Menschen geschlechterbezogenes Handeln erlernen und richtet dabei aus affekttheoretischer Perspektive den Blick auf Fürsorge und Care. Dafür werden zunächst Ahmeds Analysen des „Eindrucks“ untersucht. Mit dieser Perspektivierung wird angenommen, dass Menschen im Verlauf ihrer Sozialisation Eindrücke erfahren, die ihre Konturen wie auch ihr sinnliches Erleben prägen und beeinflussen. Dies verändert, wie sich Subjekte berühren, in welchen Verhältnissen sie sich zueinander aufhalten und wie sie sich aufeinander zu oder von einander weg bewegen. In Bezug auf Fürsorge und Care kann auf Basis des Forschungsstandes angenommen werden, dass Fürsorge stärker an Subjekten haftet, je weiblicher sie positioniert sind oder werden. Für die Konkretisierung dieser Überlegung wird die Assoziation von Mutterschaft und Fürsorge untersucht. Anschließend folgen Vertiefungen zum Fürsorge- und Care-Begriff sowie ein kurzer Einblick in die Jungenforschung, um in einer knappen Gegenüberstellung die Haftung von Fürsorge an Männlichkeit zu erkunden. Das Kapitel der sensibilisierenden Konzepte schließt mit einer Zusammenfassung und Reflexion sowie mit Schwerpunktsetzungen für die Entwicklung des Fragebogens.

3.1 Affekttheorie

Durch die Hinwendung zu den Affect Studies und die theoretische Einbettung des Moments des Affekts lassen sich theoretische Verknüpfungen zwischen Körperlichkeit und Herrschaftskritiken samt ihrer Veränderungspotentiale herstellen. Mit den Affect Studies können Emotionen als kulturelle und soziale Praxen gesehen werden. Diese beeinflussen sowohl die Beziehungen von Menschen zu sich selbst als auch zu anderen, welche Gemeinschaften zu stehen kommen, wem oder was sich zugewandt wird und von wem oder was sich abgewandt wird. Dabei kommt es zu Grenzsetzungen und Differenzierungen, die die soziale Ordnung

prägen und sie somit auch verändern können (Hartmann 2017: 33f.). Insbesondere für die Analyse von Lebensbedingungen, Aushandlungsprozessen und Entscheidungspositionen von Müttern kann eine affekttheoretische Annäherung nützliche Ergebnisse hervorbringen, da das Konstrukt der Familie nicht nur individuelle Intimität beherbergt, sondern auch enge Verbindungen zu sozialen, kulturellen und nationalen Umgebungen erzeugt und reproduziert. Albert Scherr betont den erheblichen Einfluss, den die Institution der Familie auf die Entwicklung des Bewusstseins und der Gefühle seiner Mitglieder ausübt. Demnach sei eine von der Familie beeinflusste soziale Überformung und Kontrolle der Gefühle und Geschmacksurteile zu vernehmen (Scherr 2015: 217). Die Familie entfaltet somit ihre Wirkung als Sozialisationsinstanz für nachfolgende Generationen, während parallel schon Ungleichheiten in der Realisierung von Lebenschancen der Elternpersonen selbst wirksam werden.

Demzufolge erscheinen mir für eine adäquate Analyse diskriminierungsrelevanter Lebensbedingungen (mehrfach)marginalisierter Mütter die Skizzierung der Grundlagen der Affekttheorie und des affective turn grundlegend, um die physischen, emotionalen, sozialen und politischen Komponenten mit ihren Interdependenzen verständlich zu machen. Kennzeichnend für den affective turn ist die Kritik an der Trennung zwischen Emotionen und Affekten. So wären Affekte vorpersönlich, nicht-intentional, unbeeinflusst und losgelöst von Bedeutung, wohingegen Emotionen persönlich, intentional, beeinflusst und mit Bedeutung aufgeladen wären. Von diesem Dualismus distanzieren sich Theoretiker*innen des affective turn (Ahmed 2004b: 206f.). Neben anderen Theoretiker*innen des affective turn kritisiert Sara Ahmed ebendiese Trennung, weil sie stellvertretend für die Trennung von Körper und Vernunft stehe. Ziel der affekttheoretischen Arbeiten sei es, den Körper-Geist-Dualismus infrage zu stellen und diesen Zwischenraum zu neu besetzen. In diesem Zusammenhang merkt Ahmed kritisch an, dass die entstandenen Begriffsbildungen von Affekt und Emotion vergeschlechtlichende Verhältnisse reproduzieren, indem beiden Konzepten unterschiedliche, oppositionelle Logiken unterstellt werden.

Zur genaueren Ausleuchtung des Affekts und seiner theoretischen Zentralisierung zeichnet Patricia T. Clough (2008) die Entstehung und Inhalte des affective turn nach, dessen Wurzeln in der Kritischen Theorie und der Kulturkritik zu finden sind. Die Fokussierung des Affekts entwickelte sich laut Clough als Reaktion auf den Poststrukturalismus und die Dekonstruktion, welche u.a. auch durch ihre enge Verbindung zur Psychoanalyse und die zeitweilige Vernachlässigung von Körper und Materie als „paranoid strong“ Theoretisierung gelesen wurde (Sedgwick 2003 in ebd.: 15). Affekttheorie versprach „freier“ und aufgeschlossener für Veränderung zu sein (ebd.). Durch den Rückbezug auf affektive Wahrnehmungen rückten Affekttheoretiker*innen die Diskussionen um Kultur, Subjektivität und Identität in ein neues Zentrum. Das neue Verständnis der Dynamik zwischen körperlicher Materie und Materie im Allgemeinen machte die Analyse dieser Wechselbeziehungen wesentlich zugänglicher für gesellschaftliche Veränderungsprozesse (ebd.: 1f.). Dieses Verständnis hebt die unbestimmte, körperliche Dynamik des Affekts hervor, da diese einen kurzen Moment der Emergenz ermögliche. Patricia T. Clough verweist auf Brian Massumi, der die neurophysiologisch erfasste halbe Sekunde zwischen körperlich wahrgenommenem Reiz und kognitiver Reaktion philosophisch einbettet und auf die kurzfristige Ungerichtetetheit des Affekts hinweist. Dieser Moment verdeutlicht das Virtuelle, die ungelebten Tendenzen und Potentiale. Er sehe im Affekt die körperliche Autonomie sowohl von bewusster Wahrnehmung als auch von Sprache und dadurch die Chance zur Veränderung. Affekt und Bewusstsein stellen dabei ein Wechselspiel aus virtuellen und realen Konditionen dar. Gleichzeitig bestehe durch den Affekt die Verbindung zwischen körperlichen und nicht-körperlichen Materien, sodass auf

allen Ebenen der Materie eine Wechselwirkung existiere. Diese erstrecken sich über das Lebende und das Nichtlebende, das Biologische und das Physische, das Natürliche und das Kulturelle. Der Affekt ermögliche ein Potenzial auf und zwischen all diesen Ebenen, welches die reduzierte Komplexität des Bewusstseins nicht aufrechterhalten könne. Diese Verschmelzungen können Dichotomien, die im Rahmen postbiologischer und dekonstruktiver Debatten entstanden seien, aufbrechen (Clough 2008: 4ff).

Affekttheoretische Überlegungen erweisen sich mit Sara Ahmed in Bezug auf die Lebensbedingungen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungspositionen von Müttern als sehr produktiv. Mit Clough und Massumi ist der Affekt zunächst einmal ungerichtet zu verstehen – bis er durch fühlende Individuen verarbeitet wird. Wie diese Verarbeitung stattfindet, ist erheblich von sozialen Normen und Strukturen geprägt und kann genauer mit Ahmeds Ansätzen analysiert werden. Dem Affekt wohnt ein Moment der Ungerichtetetheit inne. Ahmed schildert, wie auf diesen kurzen Moment eine Ausrichtung folgt und welche Rolle Machtverhältnisse dabei spielen. Im Rahmen dieser Forschungsarbeit gewinnen vor allem ihre Überlegungen zur Heteronormativität an Bedeutung. Ahmed nutzt für die Erläuterung heteronormativer Normen das Bild der Pfade, die auf der einen Seite zustande kommen, weil sie initial betreten werden und ihnen gleichzeitig gefolgt werden *kann*. Dieses Können sieht sie als Konsequenz tatsächlichen Handelns. Es besteht also eine Gleichzeitigkeit zwischen den Möglichkeiten, bestimmte Wege zu beschreiten – beispielsweise eine glückliche, fürsorgliche Beziehungsperson zu werden – und der Tätigkeit, die diese Wege bedeuten können – beispielsweise das Essen für die Beziehungsperson zuzubereiten oder zu heiraten. Dabei zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen virtuellen und realen Konditionen. Eine virtuelle Kondition kann sein, dass der Wunsch besteht, eine glückliche, fürsorgliche Beziehungsperson zu sein, indem mensch das Essen für die Beziehungsperson zubereitet oder heiratet. Eine reale Kondition kann sein, dass vielleicht aufgrund von Erwerbstätigkeit keine Zeit zum Kochen vorhanden ist, mensch nicht gerne oder nicht gut kocht oder vielleicht eine glückliche Beziehungsperson sein möchte, aber nicht heiraten möchte oder gesetzlich nicht kann, obwohl Glück/lichsein damit versprochen werde. Diese und andere Möglichkeiten und Tätigkeiten können Bestandteile heteronormativer Lebensführungen sein. Sie sind jedoch nicht losgelöst von sexistischen, rassistischen, klassistischen, ableistischen und anderen Machtverhältnissen. In Hinblick auf die Lebensführungen bedeutet Heteronormativität zweierlei. Zum einen verdeutlicht das Bild der Pfade, dass es in Bezug auf Sexismus bestimmte geschlechtsabhängige Abfolgen von Lebensführungen und Interpunktions gibt, die persönlichen Fortschritt messen und als kulturelle Umgebungen fungieren. Für Frauen seien diese laut Ahmed stark vereinfacht „Geburt, Kindheit, Pubertät, Heirat, Fortpflanzung, Tod“ (Ahmed 2018b: 66). Es verdeutlicht sich eine starke Körperbezogenheit von Normen, die je nach Geschlecht variieren. Zum anderen erinnert Ahmed an die „vorgeschrriebene Sexualität“ oder „Zwangsheterosexualität“ nach Adrienne Rich (1993 [EA: 1980]) als sexuelle Orientierung, die bestimmte normative Pfade erleichtert. Wie also Menschen Affekte interpretieren, für wen welche Handlungen auf welchen Wegen eher offenstehen und wer auf diesen Wegen wie unterstützt wird, ist durch die Wirkweisen von gesellschaftlichen Machtverhältnissen beeinflusst. Unterstützung erhalten Menschen eher, wenn sie die jeweils für ihre Körper „richtigen“ Pfade befolgen. In Bezug auf Heteronormativität ist dies beispielsweise die Wahl einer gegengeschlechtlichen Beziehungsperson und teilweise auch derselben Klasse oder *race* (Ahmed 2018b: 64ff).

Körper, soziale Normen und Machtverhältnisse stehen also in engen Beziehungen miteinander, welche mit affekttheoretischen Herangehensweisen analysiert werden können.

Clough (2008) beschreibt mit Verweis auf Luciana Parisi, dass sich parallel zur theoretischen Verlagerung im Zuge des affective turn auch eine gesellschaftliche Verschiebung in Bezug auf die Interdependenzen von Technologie und Körper vollzog. Parisi beobachte dabei die tendenzielle Abwendung vom Konzept des Körpers-als-Organismus. Im Rahmen der Industrialisierung und der damit verbundenen Disziplinierung verlagerte sich der Fokus wesentlich stärker auf Körpergrenzen und Autopoiesis. Die Kontrolle adressiere zunehmend das Innerste des Lebens, das „life itself“ (Parisi in Clough 2008: 14). Im Zusammenhang mit Mutterschaft kann sich diese Kontrolle beispielsweise auf die Sanktionierung von Affekten beziehen, wenn Mütter die Kritik an Wutgefühlen gegenüber ihren Kindern internalisieren und sich selbst mit den Gedanken, eine schlechte Mutter zu sein, sanktionieren. Diese Fokussierung des Lebens selbst münde nach Parisi in das Zusammentragen, Aus- und Verwerten von Daten und Information über Leben, Lebensgestaltungen, -bewertungen und -normierungen. Es vollziehe sich eine teilweise Verlagerung von der Disziplinierung des Körpers zur biopolitischen Kontrolle und Überwachung des Körpers, sodass beide Normierungsprozesse zusammenwirken. In diesem Kontext erfahren der Körper und – nicht nur das soziale – Leben selbst kontinuierlich Bewertungen, die gegeneinander aufgewogen, miteinander verglichen und machtvoll hierarchisiert werden. Diese Hierarchisierung und die damit verbundenen Einschränkungen werden besonders für marginalisierte Eltern spürbar, wenn beispielsweise schwangeren Müttern mit Behinderungen eher Abtreibungen nahegelegt werden oder trans* Väter laut dem inzwischen nicht mehr gültigen TSG nach der Geburt ihres Kindes als Mütter in die Geburtsurkunde eingetragen wurden und sie ihre Personenstandsänderung rückerwirken mussten. Die Führung des Lebens werde laut Clough zum Kapital, welches in ein Wertesystem eingebunden werde. Auf neoliberaler Ebene bedeute dies, dass zusätzlich zum Handel mit und Konsum von Produkten auch die Manipulation des Affekts Bestrebungen des Marktes werden. Die biopolitische Kontrolle erziele in der Normalisierung diskriminierender Machtverhältnisse nicht nur die Produktion von Subjekten, welche erfolgreich die Internalisierung sozialer Normen absolviert haben, sondern sie sei sowohl Effekt als auch Ursache dieser Normierungsprozesse. Affekte und ihre Beeinflussung stehen also im Zentrum biopolitischer Kontrolle und prägen soziale Ordnungen. Durch die Autonomie des Affekts wohne dem Subjekt jedoch etwas Zufälliges inne, das als gesellschaftlicher und statistischer Risikofaktor wirken könne. Um die daraus resultierende Zufälligkeit unter Kontrolle zu halten, werden verschiedene bürokratische und politische Aufforderungen notwendig, die vermeintlich zur Sicherung des Lebens und der Bevölkerung motivieren. Ebendiese Form der Macht, welche aus dem Zusammenwirken von Überwachung, Kontrolle und politischen Anrufungen entsteht, bezeichne Michel Foucault als Biopolitik. Diese verfolge nicht mehr die Disziplinierung, sondern beabsichtige den Zugriff der Macht durch das Individuum auf das Leben selbst (ebd.: 11ff).

Eine dieser (Regierungs-)Techniken sieht Sara Ahmed im Konzept des Glück/lichseins, welches oftmals als Endpunkt oder Ziel des Lebens gesehen wird. Sie beschreibt das Ideal des Glück/lichseins als geradlinigen Pfad und nennt als Beispiel die Heterosexualität als gesellschaftlich „vorgezeichneten“ Weg zum Glück. Zwar verändern sich die Möglichkeiten, wie Heterosexualität gelebt werden könne, doch bleiben die Investitionen wie u.a. Heirat und Fortpflanzung sehr beständig. Es findet leicht eine Gleichsetzung von Pfadabweichungen mit Unglück/lichsein statt, welches der sozialen Norm des Glück/lichseins zufolge zu vermeiden sei (Ahmed 2018b: 70ff). Einen besonderen Schauplatz der Verantwortung zum Glück/lichsein verortet Ahmed in der Familie und präzisiert die Strategien des gesellschaftlichen Drucks in dieser Institution. Dabei verweist sie auf die Hoffnungen von Eltern auf ein Leben

ihrer Kinder, das die Eltern so nicht führen konnten. Ahmed betont, dass Eltern oft das für ihre Kinder wollen, von dem sie annehmen, dass es sie glücklich mache. Diese Hoffnungen können beispielsweise die Gründung einer heterosexuellen Familie beinhalten oder schlicht glücklich zu sein. Gleichzeitig vernachlässigen Eltern stellenweise, dass es ihre eigenen Vorstellungen von Glück seien, auf die sie sich berufen. Demzufolge nehmen Eltern beispielsweise an, dass ihre Kinder unglücklich seien, weil sie nicht dem glücksversprechenden Pfad der Heterosexualität folgen. Kombiniert mit anderen Ungleichheitsdimensionen wie beispielsweise Migration oder Queerness wirken Normen wie Glück und Heteronormativität laut Ahmed noch komplexer. Queerness und Unglück/lichsein erfahren schnell eine Gleichsetzung, da queere Menschen andere als die vorgefertigten Wege der Heteronormativität gehen, welche wiederum in Verbindung mit Glück/lichsein stehe. Zugleich wirken in westlichen Gesellschaften rassistisch-nationalistische Zuschreibungen in das Narrativ ein. Mit diesen Zuschreibungen findet eine Externalisierung der Verknüpfung von Queerness und Unglück/lichsein auf rassistisch diskriminierte Familien statt (Ahmed 2018b: 74ff). Ahmed sieht hier eine normative Nähe von Glück/lichsein und *Weißen* in der Annahme, „dass queere Personen of Color und Trans-Personen aus unglücklichen Familien of Color gerettet werden von glücklichen, *weißen* queeren und Trans-Gemeinschaften“ (ebd.: 76).

3.2 Affektive Ökonomien, Glückspfade und -versprechen

Nach der Schilderung der besonderen Perspektiven affekttheoretischer Auseinandersetzungen im Kontext von Heteronormativität und Mutterschaft folgt in diesem Unterkapitel die Vertiefung der affektiven Ökonomien nach Sara Ahmed. Im Anschluss wird darauf eingegangen, wie Ahmed die Bewegungen und Wirkungen des Gefühls des Glück/lichseins konkret konzeptualisiert. Beispielhaft übertrage ich diese Überlegungen auf den Kontext Mutterschaft.

In ihrem Konzept der affektiven Ökonomien geht Ahmed der Frage nach, wie sich Emotionen zwischen Körpern, Objekten und Symbolen bewegen, individuelle und kollektive Körper in ihren Oberflächen und Grenzen formen und die Ausrichtung von Subjekten miteinander oder gegen andere bewirken. Damit distanziert sie sich von Ideen, die Emotionen als private, individuelle oder gar innere Angelegenheiten deklarieren. Emotionen versteht sie nicht als „simply ‚within‘ or ‚without‘“ (Ahmed 2004: 117), sondern ebengerade in Bewegungen, deren Effekte die Oberflächen und Grenzen von Körper und Welten erzeugen. Dies geschehe durch metonymische Verschiebungen, wenn durch die kontinuierliche Wiederholung von Begriffskombinationen diese Begriffe miteinander verwoben oder gar identisch miteinander interpretiert werden. Im Kontext von Mutterschaft kann dies beispielsweise die Dichte und Intensität der Begriffskopplung Mutter und Fürsorge sein. Diese Verschiebung suggeriert eine Ähnlichkeit zwischen den Begriffen und führt zu bestimmten Beschaffenheiten und Nähebeziehungen der Subjekte und Objekte (ebd.: 118f.). Müttern werde so nahegelegt, dass sie sich fürsorglich zeigen und dies grundsätzlich tun, aber besonders in der Nähe ihrer Kinder. Dieses Verständnis affektiver Ökonomien ermöglicht die Analyse der Vermittlung zwischen dem Psychischen und dem Sozialen, aber auch zwischen dem Individuellen und dem Kollektiven. Gerade weil Emotionen in Ökonomien wirken und keinen festen Ort in einem Subjekt oder Objekt haben, wirken sie verbindend „by sticking figures together (adherence), a sticking that creates the very effect of a collective (coherence)“ (ebd.: 119).

Zur theoretischen Begründung zieht Ahmed Ansätze aus Freuds Psychoanalyse und Marx' Kapitaltheorie heran. Mit Hilfe dieser Ansätze leitet Ahmed plausibel her, dass es den Anschein mache, dass Gefühle innerlich seien – also in etwas residieren, dies jedoch durch eine Historizität erzeugt werde, deren Gewordenheit verdeckt werde. Die Psychoanalyse arbeitet mit dem Konzept des Unbewussten, das ebenfalls auf dem Mangel der positiven Residenz beruht. Nach Freud nehmen Menschen affektive Impulse unbewusst zwar wahr, leiten sie jedoch auf andere bewusste Ideen um, welche sie dann wiederum in den Bereich des Unbewussten unterdrücken. Es bleibt das Gefühl, während die Ideen, welche vom Gefühl berührt wurden, unterdrückt werden. Diese Perspektive ermöglicht das Verständnis von Gefühlen in Bewegungen und Assoziationen sowie in unterschiedlichen Deutlichkeits- und Bewusstseinsgraden. Ahmed verdeutlicht anhand dessen unterschiedliche Bewegungsrichtungen von Affekten. So können sie sich durch „sticky“ Assoziationen seitwärts bewegen. Dies passiert, indem bestimmte Ideen an bestimmten Subjekten und Objekten haften bleiben. Sie können sich aber auch durch die Ausblendung der Historizität in der Gegenwart rückwärts bewegen (Ahmed 2004: 119f.). Ebenso wie sie sich vorwärts bewegen, wenn bereits vorhandene Geschichten mit ihren bereits anhaftenden Assoziationen erneut auftreten und Eindrücke hinterlassen (Ahmed 2014a: 197f.). Für den Kontext Mutterschaft zeigt sich die stickiness zwischen Mutter und Fürsorge und die damit verbundene Historizität beispielsweise in der Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum seit der Industrialisierung, sodass zunächst Müttern die Verantwortung für das Aufziehen der Kinder zugeschrieben wurde (Toppe 2021: 19ff.). Dass diese Verantwortung auch noch zum gesunden Aufwachsen und Wohlbefinden der Kinder betragen soll, verdeutlicht sich im Zusammenhang mit der Psychoologisierung der Mutter-Kind-Beziehung im 20. Jahrhundert (Speck 2016: 34f.). Beide Aspekte sind in der Gegenwart nur bedingt präsent, sodass Mütter per se mit Fürsorge assoziiert werden.

Zum Verständnis der Affekte in ihrem ökonomischen Wirken zieht Ahmed Marx' Kapitaltheorie heran. Diese Perspektive sieht Affekte als Effekte ihrer Zirkulation und Bewegung und ermöglicht ihre Untersuchung in zirkulierenden Bewegungen zwischen sozialen und psychischen Bereichen. Die Zirkulationen zwischen Symbolen, Subjekten und Objekten erhalten einen Mehrwert und werden in Affekte konvertiert. Es bleibt also dabei, dass Affekte bestimmten Objekten oder Symbolen nicht innewohnen. Stattdessen stellen Affekte Bewegungen zwischen jenen Objekten und Symbolen dar, die über die Zeit einen affektiven Wert erhalten. Je mehr sich manche Symbole bewegen, desto höher scheint ihr affektiver Wert zu werden und desto mehr mache es den Anschein, dass dieser Affekt dem Objekt innewohne (Ahmed 2004: 120). Ein erhöhter affektiver Wert scheint der Mutterschaft zuzukommen. Der Kampf um körperliche Autonomie und die Entscheidungen, wann und ob eine Person mit Uterus ein Kind gebären möchte, ist seit Jahrhunderten Gegenstand traditionell-konservativer und feministischer Debatten. Herrschaftsverhältnisse haben dabei einen Einfluss darauf, welche Personen Mütter werden dürfen oder gar sollen und welche nicht; ebenso wie welche Kinder geboren werden sollen und welche nicht und wessen Schwangerschaften, Schwangerschaftsabbrüche und Geburten sicher oder gefährdet sind (AK Fe.In 2020: 68f.).

In den Überlegungen zur Bedeutung des Affekts für die Konstituierung des Subjekts grenzt sich Ahmed von Freud, Lacan und Pontalis ab, die das Subjekt als Ort der Signifikanten interpretieren. Das Subjekt erfahre in den Augen der Theoretiker seine Konturen durch die unterdrückten Kontexte – also durch die Unterdrückung der Historizität und der Ideen, welche als Affekte im Subjekt residieren. Von diesem Ansatz distanziert sich Ahmed, indem sie das Subjekt als Knotenpunkt affektiver Ökonomien versteht und nicht als Ursprung oder

Ziel. Daraus leitet Ahmed aus der Relationalität von Subjekten und Objekten ab, dass affektive Bewegungen nicht mehr zwischen innen und außen unterscheiden, weshalb auch das Psychische und das Soziale nicht mehr separat voneinander betrachtet werden können (Ahmed 2004: 121).

Aufbauend auf diesen Überlegungen untersucht Sara Ahmed die (heterosexuelle) Familie als glückliches Objekt – als ein Objekt, um das sich scheinbar besonders viele glückliche Gefühle sammeln und dadurch das Glück/lichsein der involvierten Individuen verspricht. Menschen, die sich nicht in der Nähe dieses glücklichen Objekts befinden, erfahren oftmals eine Zuschreibung als unglücklich. Dieses zugeschriebene Unglück/lichsein werde wiederum als Handlungsmotiv für kritisierendes Verhalten gewertet und damit berechtigte Einwände oder „abweichende“ Handlungen entwertet. Wenn also z.B. eine Solo-Mutter die mangelnde Unterstützung der weiteren Elternperson oder der staatlichen Institutionen kritisiert, wird so eher ihr vermeintliches Unglück/lichsein als Solo-Mutter als Erklärung für die Kritik herangezogen als die tatsächlich ausbleibende Unterstützung. Sara Ahmed analysiert die Hierarchisierungs- und Naturalisierungsprozesse verschiedener Menschen und Lebenskonstellationen auf Basis des Affekts als Legitimationsstrategie, indem sie die soziale Eingebundenheit des Glücksgefühls herausarbeitet und die daraus resultierenden Lenkungsmomente zugunsten des sog. „richtigen“, guten Lebens erläutert (Ahmed 2018a). Um nachvollziehen zu können, wie Mütter ihre Lebensbedingungen erleben und wie diese mütterliche Entscheidungspositionen beeinflussen, sodass sie noch immer einen ungleich großen Teil der care und Emotionsarbeit übernehmen (IfD Allensbach 2015: 5ff; Pfahl et al. 2017: 1f; Schutzbach 2021: 239ff), nützt die detaillierte Auseinandersetzung mit Ahmeds Analysen, welche im Folgenden dargestellt werden.

Am Gefühl des Glück/lichseins erläutert Sara Ahmed den Prozess der sozial vorgeprägten Deutung eines Affekts und deren Auswirkungen auf die Bewegung der Individuen selbst. Dafür unterscheidet sie Glück/lichsein und glückliche Objekte und setzt beides ins Verhältnis zueinander. Glück selbst sei kulturell eingebunden und bestehe aus einer *Gefühlsregung*, *Absichtlichkeit* sowie einer *Bewertung*. Dabei beschreibt sie, dass die *Gefühlsregung* des Glück/lichseins bewirke, dass Menschen sich auf Objekte zubewegen, die Glück/lichsein auslösen sollen – glückliche Objekte. Individuen befinden sich aufgrund der anziehenden Wirkungen also oft im Umfeld der glücklichen Objekte, welche entsprechend häufig auch in ihren identitätsstiftenden Einflüssen gesehen werden. Jedoch haben nicht alle Individuen gleichermaßen die Möglichkeit oder den Wunsch, sich in der Nähe dieser glücklichen Objekte zu befinden. Eine Gegenbewegung wirke entsprechend auch: Menschen entfernen sich lieber von Objekten, die sie nicht mögen. Glückliche Objekte können ihre Wirkungen unabhängig von ihrer An- oder Abwesenheit entfalten. Auch können sich ihre Bedeutungen durch soziale oder individuelle Veränderungen abwandeln. Der Einfluss von Objekten auf Individuen kann außerdem sehr unterschiedlich, unterstützend oder hemmend sein. Dies hänge von der jeweiligen Betroffenheit und Beurteilung der Berührung durch die Individuen ab. In Anlehnung an Edmund Husserl nennt Ahmed diese Hinwendung *Absichtlichkeit*. Im Rahmen praktischer Handlungen formen und gestalten Individuen die Objekte durch ebendiese Absichtlichkeit und *Bewertung* (Ahmed 2018a: 35ff). Es verdeutlicht sich also die Veränderbarkeit und Kontextgebundenheit der Interpretation einer Gefühlsregung als Glück und gleichzeitig die Loslösung von der Idee des Glücks als lediglich individuelles Erleben. Stattdessen richtet sich Glück/lichsein stets auf mehr oder minder konkrete Objekte, wodurch sich lenkende Wirkungen entfalten (ebd.: 43ff). Ahmed arbeitet die antizipatorischen Wirkungen von Objekten durch ihre Verknüpfung mit unterschiedlichen Empfindungen, ohne dass ihnen

zuvor begegnet wurde, heraus. Objekte versprechen so durch eine antizipatorische Kausalität, beispielsweise die Ursache für Glück/lichsein zu sein. Dadurch sei das Urteil über das hervorgerufene Gefühl der Begegnung mit Objekten nicht nur vorgelagert, es bestimme auch die Bewegung zu ihnen hin oder von ihnen weg und beeinflusst, ob Individuen ein Objekt überhaupt erst aufsuchen und ihm begegnen (Ahmed 2018a: 45ff).

Am Beispiel der Hochzeit zeigt Ahmed die antizipatorischen und ausrichtenden Wirkungen des Affekts, welche einen normativen, vielversprechenden Glückspfad ebnen. So sei die Hochzeit eines von vielen mit Erwartungen aufgeladenen Objekten und Teil des Glückspfads, welche vor allem für Frauen als der glücklichste Tag des Lebens beworben wird und enttäuscht, wenn die tatsächliche Nähe des Objekts nicht die gesellschaftlichen Versprechungen erfüllt. Vielversprechende Objekte können Werte, Bräuche, Stile, Sehnsüchte und andere immaterielle Dinge ebenso wie physische und materielle Gegenstände sein. Das Glücksversprechen suggeriert Menschen, wenn sie mit einer guten Absicht „das Richtigste tun“, können sie in der Zukunft das große Glück erreichen. Die Vorstellung des Glück/lichseins und seiner Objekte gelte als vielsprechend und bewirke, dass, wenn sich Menschen nach Glück/lichsein sehnen, jenen Versprechungen folgen zu sei. Gleichwohl ist festzuhalten, dass Menschen durchaus sehr unterschiedliche Objekte als glücksversprechend wahrnehmen können (ebd.: 48ff). Glückliche Objekte sind demnach oftmals nicht in der Gegenwart eines Menschen vorhanden, sondern bewirken durch die Versprechung, dass Menschen ihre Handlungen auf diese Objekte ausrichten, weil es aktuell eben nicht greifbar ist. Diese Nicht-Greifbarkeit und die mögliche Enttäuschung in der Nähe des vermeintlich glücklichen Objekts führt zur wiederholten Verlagerung des Glück/lichseins in die Zukunft und somit zum Befolgen eines Glückspfads. Sara Ahmed greift in diesem Kontext John Lockes Interpretation des Unbehagens durch die Abwesenheit der glücklichen Objekte auf und erklärt mit ihm das Unbehagen als Antreiber menschlicher Handlungen und Ursache für „das Hin- und Her menschlicher Gefühle“ (ebd.: 51). Das Fehlen der Bereitschaft – wenn das Objekt nicht bereitsteht – mache das glückliche Objekt oftmals erstrebenswerter als am Ende die tatsächliche Nähe, welche die Illusion möglicherweise auflöse. Durch die Verlagerung glücklicher Objekte in die Zukunft gewinnt das Glücksversprechen zunehmend an Stärke, sodass Menschen eine Art Glückspfad beschreiten, der am Ende in der Zukunft das Glücksversprechen einlösen soll. Glück/lichsein werde somit, so schreibt Ahmed, zu einer Frage des Folgens und nicht Findens. Teils legt dieses Folgen Gedanken an lange und hohe Investitionen nahe, die es immer schwieriger und entbehrungsreicher machen, „aufzugeben“ oder einen anderen Pfad einzuschlagen (ebd.: 52ff).

Der Affekt des Glück/lichseins verspricht jedoch nicht nur ein gutes Leben, er ist auch eng mit Körpern und ihrer Bewertung verknüpft. Entlang des Zivilisationsnarrativen vollziehen sich sowohl Bewertungen von Körpern, indem sie die „richtige“ Berührung von Affekten erfahren, als auch die Annahme der Veränderbarkeit der Geschmäcker. Ahmed arbeitet dafür heraus, dass es sich beim Glück um keine so zufällige Fügung handelt, wie weithin angenommen, und sich die Dimensionen der Handlung und Anziehung von glücklichen Objekten auch auf körperliche Orientierungen erstrecken. Auf der Grundlage der Ausführungen von Pierre Bourdieu zieht Ahmed den Geschmack hinzu, der als körperliche Orientierung Hinweise darüber gebe, wie Objekte sozial eingewoben seien und ob sie eher eine positive oder negative Bewertung erfahren. Menschen mit einem guten Geschmack erleben Dinge dabei als genießbar. Der gute Geschmack als Habitus sei die inkorporierte Form, Genuss an den „richtigen“ Objekten zu verspüren. Auf diese Weise erhalten nicht nur Objekte, sondern auch Körper vorab bestimmte Werte bei zeitgleicher Postulierung ihrer Veränderbarkeit. „Wenn

wir nicht einfach überall glückliche Objekte finden, bewohnen wir auch nicht einfach die richtige Art von Körper. Wir eignen uns Gewohnheiten an, als eine Art des guten Geschmacks, der Objekte dadurch unterscheidet, ob sie wertvoll sind, was sowohl die Gefühle als auch die Moral betrifft. Wir müssen an dem Körper arbeiten, sodass seine unmittelbare Reaktion, wie wir die Welt spüren und sie verstehen, uns in die *richtige* Richtung führt“ (Ahmed 2018a: 56, Herv. i. O.). Sara Ahmed führt Bourdieus Kritik an Theoretikern der Aufklärung wie Immanuel Kant und John Locke weiter, um bewertende Einschreibungen und Essentialisierungen von Subjekten, Objekten und Handlungen durch das Erzeugen eines Glückversprechens zu erläutern. Dazu beschreibt sie, dass nicht nur der Status eines Objekts von Bedeutung wäre, sondern auch die Beziehung zu ihm. So zeichnen sich im Kontext des Zivilisationsnarrativs gute Gewohnheiten durch eine zivilisatorische Affektbewältigung aus, welche sich durch die Regulierung der Impulse charakterisiere. Zivilisiertheit entwickle sich entlang dieser von der Notwendigkeit (Müssen) über die Fähigkeit (Können) und der Motivation (Wollen) zur Freiheit (die Wahl haben). Letztere scheint durch die Gleichsetzung von Glück/lichsein, Freiheit und Zivilisiertheit der Endpunkt des Glückspfades und die Verdeckung der guten Gewohnheiten zu sein, welche so wiederum der moralischen Aufforderung des Willens zum Wollen gleichkomme (ebd.: 56ff).

Im Zuge des Glück/lichseins konkretisiert sich neben der Bewertung von Körpern auch die Art und Weise, wie die „richtige“ Berührung gestaltet sein sollte. In diesem Zusammenhang findet laut Ahmed nicht nur eine Normierung des Umgangs mit dem Gegenstand der Empfindung statt, sondern auch eine drastische Reduktion der Auswahl und Vielfalt glücklicher Objekte. Die angemessene Ausübung der guten Gewohnheiten ermögliche im Zivilisations- und Glücksnarrativ das Erreichen des Glück/lichseins und somit die Ausrichtung von Menschen in eine gewisse Richtung des Glück/lichseins. Diese Richtung veranlasste Menschen, ihr Handeln entsprechend anpassen zu können, zu sollen, zu müssen oder auch zu wollen. „Das Konzept korrigierbarer Geschmäcker geht von einer Art Glück/lichsein aus, das uns lehrt, auf die richtige Art und Weise von Objekten berührt zu werden“ (ebd.: 58f.). Die Angemessenheit der Gefühle und der mit ihnen verbundenen Handlungen hängen dabei mit einem bestimmten Maß zusammen, welches als Mittelmaß festgelegt sei – nicht zu viel und nicht zu wenig, zum richtigen Zeitpunkt und in Bezug auf die richtigen Objekte. Glücklich werde ein Mensch also, wenn mensch auf die richtige Weise sehnt und gute Subjekte erfreuen sich nicht an falschen Subjekten. Anhand dieser Argumentationslinie schreiben sich im Zivilisationsprozess Bewertungen in Subjekte, Objekte und Handlungen ein und bestimmen, was und wer als angemessen und wertvoll gilt und was und wer nicht (ebd.: 56ff).

Neben den beschriebenen Ausrichtungs- und Subjektivierungsprozessen untersucht Ahmed einen spezifischen Moment der Ausrichtung, wenn Subjekte die subtile Anforderung zur Ausrichtung plötzlich körperlich sehr konkret spüren und teils nur bedingt einordnen können. Dafür entwickelt die Theoretikerin das Konzept der Atmosphäre und schildert diese als ein Gefühl von dem, was uns umgibt. Dieses Gefühl fasst Ahmed als relativ verschwommen, wie ein umgebender Einfluss, der berührt, aber „der nicht wirklich seine eigene Form hervorbringt“ (ebd.: 65). Durch die Art und Weise, wie wir die Atmosphäre beschreiben, „geben wir diesem Einfluss eine Form“ (ebd., Herv. i. O.). Einfluss definiert Ahmed als „die Ausübung einer Handlung durch eine Person oder eine Sache auf eine andere, deren Tätigkeit nicht sichtbar oder wahrnehmbar ist (oder nur in ihren Auswirkungen sichtbar wird)“ (Ahmed 2018a: 77). Wie Menschen Atmosphären empfinden, ist sehr mit ihren Perspektiven zur Ankunft in einer Atmosphäre bzw. zum Moment der Verschiebung der Atmosphäre verbunden. Eine Atmosphäre ist also schon ausgerichtet und Menschen spüren sie auf eine Weise,

die von ihren eigenen Blickwinkeln geprägt ist (ebd.: 67). Beispielhaft kann sich folgende Situation vorgestellt werden. Eine junge Mutter sitzt mit ihrem Baby im Café, als es Hunger bekommt. Sie beginnt, ihr Kind zu stillen und spürt plötzlich allerhand Blicke auf sich – entgeisterte, missbilligende, neugierige, anerkennende und schwer deutbare Blicke. Die Atmosphäre verschiebt sich. Der Mutter ist nicht ganz klar, in welche Richtung, aber in jedem Fall zeigt sich der Mutter, dass öffentlich stillende Frauen in dieser Situation ein Novum sind und sie sich entscheiden muss, in welche Richtung sie sich ausrichten möchte. Möchte sie vor Ort weiter stillen? Möchte sie sich einen geschützteren Raum suchen? Möchte sie ins Gespräch gehen? Schämt sie sich oder engagiert sie vielleicht für die Rechte stillender Menschen im öffentlichen Raum?

Im Kontext der Atmosphäre gewinnen zwei Faktoren an Bedeutung: Der Körper und das Geschehen. Der Körper kann die Atmosphäre im Raum erfassen, diese Atmosphäre fühlen und selbst das Gefühl der Atmosphäre spüren, indem der Körper durch die Atmosphäre beeinflusst wird (ebd.: 65). Die Stimmungen zur Ankunft (1) *und* die gespürt werden (2), haben Auswirkungen auf das Geschehen. Während der Ankunft in der Atmosphäre bzw. zum Moment der Verschiebung der Atmosphäre merkt die stillende Mutter im Beispiel, dass etwas nicht in Ordnung ist und sie scheinbar etwas Sonderbares macht. Diese Stimmung ihres Umfeldes in der Atmosphäre spürt sie durch die Blicke (1). Diese führen zu ihrer eigenen Ausrichtung, indem sie selbst spürt, wie ihr Körper darauf reagiert und sie sich beispielsweise schämt oder empört über die Reaktionen des Umfeldes ist (2). Der Atmosphäre wohnt laut Ahmed das Moment der Zufälligkeit inne, da niemand genau wisse, warum etwas so und nicht anders geschieht. Es ist unklar, wie die stillende Mutter die Blicke interpretiert und wie sie reagiert. Atmosphären seien gefühlsbedingt und die „Lücke zwischen den Eindrücken, die wir von anderen haben und den Eindrücken, die wir auf andere machen“ (ebd.: 67) beeinflusst den Verlauf. Hier wird der Körper nicht nur relevant, indem er Atmosphären spürt – die Mutter spürt die Blicke – sondern auch durch seine Anwesenheit die Atmosphäre beeinflusst – der Körper der Mutter wird zu einem öffentlich stillenden Körper. Ahmed analysiert die Bedeutung des Körpers am Beispiel des Körpers der Feministin of Color, die einer Gruppe *weißer* Feministinnen beitritt. In einer *weiß*-feministisch geprägten Atmosphäre interpretieren die bereits anwesenden *weißen* Feministinnen den Körper der Feministin of Color selbst als ursächlich für bestimmte Gefühle wie Anspannung, sodass die bloße Annäherung schon zu einer gefühlsbedingten Umwandlung der Atmosphäre führen kann, ohne dass die Feministin of Color überhaupt irgendein Wort gesagt hätte. Durch die Ankunft der Feministin of Color kann die gefühlsbedingte Gemeinschaft der *weißen* Feministinnen ins Wanken geraten, da diese vielleicht eine Entlarvung befürchten, die zeigt, dass ihr Engagement nur bestimmte Gruppen betrifft und andere weniger.

Diese und weitere Analysen ermöglichen rückbezogen auf Geschlechterverhältnisse in Familien und im Besonderen der Figur der glücklichen Hausfrau vertiefende Schlüsse. Es zeigt sich, dass sich die Lebensverläufe und Familienkonstellationen im Verlauf der vergangenen Jahre diversifiziert haben (Familienreport 2020; Jurczyk 2020; Steinbach 2017). Das traditionelle Bild der Hausfrau entspricht in Zeiten der doppelten Vergesellschaftung von Frauen und der Flexibilisierung des Arbeitsmarkts also kaum mehr der Realität (Schutzbach 2021; Becker-Schmidt 2010). Zumal diese Idee ohnehin nur einer Minderheit von *weißen*, cis-heterosexuellen Frauen der Mittelklasse zugänglich war und ist. Sowohl Frauen of Color als auch Frauen der Arbeiter*innenklasse blieb und bleibt das Hausfrauendasein verwehrt (hooks 2019; Ahmed 2018a). Nichtsdestotrotz erweist sich die Figur der glücklichen Hausfrau als eine dominante Folie, zu der sich Frauen zu verhalten haben und die oftmals als

latente Anforderung an sie gerichtet wird, wenn die Verantwortung für das sozial-emotionale Wohlbefinden der Umwelt immer noch weiblich gesehen wird (Beck-Gernsheim 2020). Vor dem Hintergrund der sozialen Eingewobenheit halte ich zugleich die individuellen Bedeutungen von Mutterschaft sowie Entscheidungen zum Muttersein für besonders relevant, sodass ich diesen in der empirischen Erhebung nachgehen werde.

Sara Ahmed setzt sich weiterhin detailreich mit dem Konstrukt der glücklichen Hausfrau auseinander und arbeitet anhand dessen die weitverbreitete Rechtfertigung für geschlechter-spezifische Arbeitsteilungen heraus. So transportiere das Konstrukt nicht mehr das Argument der Naturgegebenheit der weiblichen Fürsorgekompetenzen oder der patriarchalen Pflicht. Vielmehr orientiert sich die Figur am kollektiven Wunsch und Streben der Frauen. Merkmale dieser Idee seien die Vorstellungen von Freizeit, Bequemlichkeit und Leichtigkeit, die zwar selten der Realität des Hausfrauenlebens entsprach, aber dennoch ihren Weg ins Narrativ fand (Ahmed 2018a: 79ff). Vorstellungen über „Respekt, Würde, Selbstbewusstsein, Leidenschaft, Freundschaft, ein sauberes schönes Zuhause, und am wichtigsten, eine enge Beziehung zu deinen Kindern“ (ebd.: 82) reichern diese Erzählung weiterhin an.

Für Frauen zeichnen sich somit bestimmte Bedingungen für eigenes Glück/lichsein ab, um als gute Frau zu gelten, und dies sei das Glück/lichsein anderer, welches in ihrer Verantwortung liege. Eine Frau sei gut, wenn sie andere glücklich mache, was sie selbst wiederum glücklich mache. Glück/lichsein sei also bedingt und komme, wenn Individuen sich gemeinsam auf das Gute ausrichten. Glück/lichsein sei laut Ahmed also nicht für alle Individuen gleichermaßen gestaltet und auch nicht gleichermaßen von Fürsorge und Wechselseitig geprägt. Bestimmte Menschen stehen an erster Stelle und gelten als bereits existierend. Zu diesen Menschen gehören beispielsweise Eltern, Männer oder Bürger*innen. An diesen Menschen haben sich andere auszurichten. Deren Glück/lichsein komme zuerst, während es für das Glück/lichsein anderer bedeute, dem Glück/lichsein der ersten zu folgen und sie darin zu unterstützen (ebd.: 86f.). Gleichberechtigung scheint also gerade keine Komponente des Glück/lichseins zu sein. Zugleich betonen immer mehr Eltern ihren Wunsch nach Gleichberechtigung in der Elternschaft (Familienreport 2024). Aus diesen Gründen halte ich Erkundigungen über Momente der Gleichberechtigung in der Elternschaft, was Gleichberechtigung in der Elternschaft jeweils für die Interviewpartnerinnen heißt und wie sich diese Vorstellungen entwickelt haben, für grundlegend in der weiteren Forschung.

Um als gut, als wertvoll und als glücklich anerkannt zu werden, werden somit verschiedene Anforderungen an Frauen gestellt, welche beinhalten, andere glücklich oder zumindest nicht unglücklich zu machen. Die Abweichung von den Erwartungen, die als „der richtige Weg“ interpretiert werden, führt in komplexen Wechselwirkungen zur Abwertung bestimmter Menschen, die dadurch möglicherweise wichtige Ressourcen verlieren, da sie selbst zu einem unglücklichen Objekt werden, also einem Objekt, von dem sich andere Menschen distanzieren.

3.3 Affekttheorie, Intersektionalität und Familie

Die spezifische Untersuchung, wie das affektive Zusammenwirken unterschiedlicher Diskriminierungslinien und der ungleiche Zugang zu wichtigen Ressourcen die Lebenslagen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungspositionen von multipel marginalisierten Müttern beeinflussen, erfolgt mithilfe von Jasbir Puar Konzept der Assemblages. Jasbir Puar baut auf

den intersektionalen Ansatz und fügt diesem die Komponente der Affekttheorie hinzu. Dabei richtet sie ihren Blick auf die Affektivität der jeweiligen Beziehungsverhältnisse, betont die räumlich-zeitliche Gebundenheit der Verhältnisse und nimmt ihnen zugunsten Abstand von positionalen Analysen. Auf diese Weise erweitert sie die herrschaftskritischen Ansprüche, aus denen die Intersektionalität gewachsen ist und die weiterhin integraler Bestandteil sind, um affektive Bestandteile. Der Ansatz der Assemblages ermöglicht es dadurch, soziale und politische Entwicklungen in ihrem Zusammenwirken mit biologischen und kulturellen Faktoren zu analysieren. Eine von den Ansätzen der Assemblages und der Affekte beeinflusste Perspektive kann demnach auch einen Umgang mit Konzepten zu Mutterschaft und Familie begünstigen, der die Beziehungsgeflechte zu sich selbst, innerhalb der Familie und zur Umwelt reflektieren und in Zusammenhang setzen kann. Eine mit dem Konzept der Assemblages perspektivierte Analyse kann Motivationen und Bedingungen für Entscheidungspositionen marginalisierter Mütter darstellen. Gleichzeitig integriert sie die emotionsaufgeladenen Anteile, welche mit dem Konstrukt Familie verknüpft werden – wie beispielsweise das enorme Glücksempfinden, das der Familie zugeschrieben wird (Familienreport 2020: 36) – und beleuchtet die vielfältigen Lebensbedingungen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungspositionen innerhalb von Diskriminierungsstrukturen. Zudem bietet dieser Zugang eine Chance, einen Ausschnitt der Diversität von Konzepten gleichberechtigter Elternschaft und Lebensrealitäten von Müttern abzubilden.

In Hinblick auf Lebensbedingungen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungspositionen von (mehr) marginalisierten Müttern ist die Untersuchung von Heteronormativität als dominierende Diskriminierungsdimension grundlegend. Jasbir Puar (2005) kann durch ihre Analyse der Assemblages die beziehungsgestaltenden sowie Verhalten und Lebensentwürfe beeinflussenden Komponenten der Heteronormativität aufzeigen und nachweisen, wie sie sich auch auf nicht-heterosexuelle Beziehungskonstellationen ausweiten. Dabei fokussiert sie die vielfältigen und ambivalenten Verschränkungen von Sexualität, Geschlecht, Religion, Ethnizität, Staatsbürgerschaft und Nation. Es zeigt sich, dass Ungleichheitsdimensionen in verwickelten Beziehungen zueinanderstehen und in spezifischen Kontexten ihre privilegierenden oder diskriminierenden Wirkungen entfalten. Eines der komplexen Beziehungsgeflechte, in denen Heteronormativität besonders wirksam wird, wird folgend mit Puars Arbeit dargestellt. Diese ist für die Fragestellung insofern relevant, weil das Konzept des Homonationalismus den Missbrauch der Rechte von LGBTIQ-Communities für nationalistische Ziele zeigen kann. Diese Rechte werden zum einen genutzt, um nationale Modernität zu suggerieren und zum anderen um restriktive Migrationspolitiken zu betreiben. Dies beeinflusst sowohl die Möglichkeiten, wie lesbische Mütter ihre Familiengründungen gestalten können als auch wie migrantische und rassialisierte Mütter Beziehungs- und Erziehungsentscheidungen treffen.

Ausgangspunkt der Analyse ist für Puar die Auseinandersetzung mit dem US-amerikanischen Exzessionalismus und den verschiedenen Status von Homosexualität in US-Amerika und Westeuropa sowie in Westasien. Dabei verdeutlicht Puar das scheinbar paradoxe Verhältnis zur Homosexualität, welche durch westliche Institutionen tabuisiert werde und gleichzeitig als Maßstab für die Modernität einer Nation herangezogen werde. In diesem Zusammenhang zeige sich zu Zeiten der Kolonialisierung die Deutung des „Orients“ als Ort der sexuellen Befreiung und in gegenwärtigen, westlichen Symbolisierungen als Ort der Unterdrückung und Perversion (vertiefend Said 1979). Die westliche Identität gelte somit wieder als Ort der Befreiung, welche sich durch einen heteronormativen Liberalismus konstituiere (Puar 2005: 124f.). Dies sei u.a. an der zunehmenden nationalen Anerkennung eines homonor-

mativen Sprachgebrauchs zu beobachten, welcher durch Zuschreibungen pervertierter oder regressiver Sexualität zulasten von rassialisierten Veranderten geht. Mithilfe der daraus resultierenden Schaffung einer nationalen Form der Homosexualität schärfe die US-amerikanische Nation – ähnlich wie auch die Bundesrepublik Deutschland (Anzengruber/Riegel/Schubert 2022; Tichy/Krüger-Kirn 2020) – ihre Ränder. Puar bezeichnet dies als homonormativen Nationalismus, kurz Homonationalismus (Puar 2005: 2). Dieser vollziehe sich durch die Suggestion eines linearen Fortschritts, der die eigene Überlegenheit und Exzellenz durch die Akzeptanz von veranderten, sexuellen Orientierungen offenbaren sollte. Diese Argumentationslinie deutet andere Gruppen wie beispielsweise Muslim*innen und Sikh als Terrorist*innen und schreibt ihnen marginalisierende Attribute wie Perversion, Pädophilie und sexuelle Exzesse, welche sich zugleich auch gegen homosexuelle Menschen richten, oder sexuelle Rückständigkeit und die Unterdrückung von Frauen zu. Diese Strategien dienen u.a. der Rechtfertigung von Suppression und Folter, die die USA im Kampf gegen terroristischen Terror als notwendig erachten. Die gesteigerte Bedeutung der Homosexualität im nationalen Anti-Terror-Kampf mündete in zunehmende Rechte für homosexuelle Menschen innerhalb der USA. Die ausgebauten Rechte manifestierten laut Puar ein nationales Selbstbild der eigenen Fortschriftlichkeit, Überlegenheit und Einzigartigkeit. Dennoch zeige sich, dass die USA verhältnismäßig wenig Wert legen auf die diversen Probleme, Forderungen und Anliegen, die für die Gleichberechtigung verschiedener Geschlechter und Sexualitäten relevant sind¹⁵ (Puar 2017: 2ff).

Stattdessen baue der sexuelle Exzptionalismus auf die Konstruktion der veranderten Frau – im Konkreten: der „Dritte Welt-Frau“. Parallel bildete sich eine nationale Mittelklasse, die sich als Agentin für die globale Durchsetzung der Menschenrechte identifizierte und eigene Werte als Maßstab heranziehe. Diese sich selbst als aufgeklärt einstufende Mittelklasse täusche jedoch über das kritische Hinterfragen von Gender-, *race*- und Klassenverhältnissen hinweg, wenn sie sich vorwiegend an den Idealen einer *weißen*, christlichen, cis-heterosexuellen Mittelklasse orientiere. Nicht nur heterosexuell lebende Menschen begannen demnach heteronormative Lebensentwürfe zu verfolgen. Auch homosexuell lebende Menschen streben vermehrt jene heteronormativen Lebensweisen an und reproduzieren Heteronormativität somit oftmals ebenso. Die USA investieren Puars Beobachtungen zufolge gesonderte Energie, außerordentlich heteronormativ zu sein und gleichzeitig beanspruchen sie für sich, außerordentlich tolerant gegenüber Ungleichheiten zu sein. Dies beinhaltet auch Ungleichheiten hinsichtlich der Sexualität. Ähnliche Bilder verzeichnet Puar auch in Europa, insbesondere in England und den Niederlanden (Puar 2017: 2ff).

Puar erweitert im Rahmen ihrer Analysen den intersektionalen Anspruch, die jeweiligen Intersektionen bestimmter Positionen, das Beziehungsgeflecht und sein Zusammenspiel zu charakterisieren, um die Integration affektiver Komponenten, welche als intensive Kräfte zwischen Körpern aller Arten wirken. Dies beinhaltet – wie mit Ahmed schon dargelegt – nicht nur menschliche Körper, sondern auch beispielsweise das Objekts des Turbans, der kein Hut ist und entsprechend je nach Kontext ganz andere affektive Aufladungen erfahre (ebd.: 166). Für den Kontext um Mutterschaft ist diese Differenzierung insofern bedeutsam, weil sie zeigt, dass bestimmte Objekte bereits mit Affekten behaftet sind und diese „sticky“ Assoziationen maßgeblich die Lebensbedingungen der Interviewpartnerinnen beeinflussen, wenn es z.B. in Bezug auf *race* um Phäno- oder Paraphänotypen, aber auch um

15 Ähnliches gilt auch für Deutschland, wenn sich beispielsweise Gesetze zu Familiengründungen und Adoptionen bei gleichgeschlechtlichen Eltern angesehen werden. Diesbezügliche Vertiefungen sind im Forschungsstand im Kapitel 2.1 sowie in Kapitel 5.1.3 und 5.1.4 der Auswertungen zu finden.

Staatsangehörigkeit oder Sprache geht (Mecheril 2002; Westphal/Otyakmaz/Uçan 2020; Quirling/Tuider 2022). Auch in Bezug auf Queerness spielen so Fragen des Outings (Anzengruber/Riegel/Schubert 2022) und der Abstammung der Kinder eine Rolle (Cottier 2022; Tichy/Krüger-Kirn 2020), ebenso wie das Alter von Müttern eine affektive Aufladung erfährt, sodass sog. „Teenie-Mütter“ schlicht durch ihr junges Alter als Risiko-Mütter gelabelt werden (Klein/Ott/Seehaus 2018; Weinbach 2020).

Puar legt nahe, dass die Vereinheitlichung und Universalisierung intersektionaler Perspektiven nicht nur das politische Potential dieser Methode einschränken, sondern auch einen disziplinären Staatsapparat in die Hände spielen. Jasbir Puar kritisiert die Entstehung eines Fortschrittsnarrativs durch intersektionale Perspektiven, das die fiktiven und performativen Anteile von Identifikation bestreite. Identität zeichne sich stattdessen durch kontinuierliche Anstrengungen in verschiedensten Kontexten aus, welche sie stabil- und aufrechterhalten. In Puars Augen sei Intersektionalität inzwischen zunehmend vom unternehmerischen Diversity Management eingenommen. Als Konsequenz und zur Festigung der ursprünglichen Intentionen intersektionaler Aktivitäten entwickelte die Forscherin eine Vertiefung in Gestalt der Assemblages, welche die Gefühle, Taktilität, Ontologie, Affekte und Information betonen, wohingegen der intersektionale Schwerpunkt auf Benennung, Sichtbarkeit, Epistemologie, Repräsentation und Bedeutung lege (Puar 2005: 128).

Grundsätzlich in Bezug auf Diversitätsdimensionen und im Besonderen auch bezogen auf Queerness spricht sich Puar zugunsten der Überwindung eines additiven Verständnisses für eine Verschiebung von Intersektionalität zu Assemblages aus, da es keine einheitlichen Identitäten, keine Entitäten und weder queere noch zu queerende Subjekte gebe. Stattdessen bewege sich Queerness überall, zwischen allen Polen und über sie hinausgehend. Sie lädt ein, Identitätspolitiken zugunsten einer „affective conglomeration that recognizes other contingencies of belonging“ (Puar 2017: 211) zu verlassen. Intersektionalität interpretiert sie als wechselwirkende Kategorien und die stellenweise Entwicklung zu Identitätsmodellen, die sich schlussendlich wieder verdecken können. Entwicklungen wie diese zeigen sich beispielsweise in der Ausübung eines „disciplinary academic feminism“, deren Vertreter*innen auch Sirma Bilge (Bilge 2014: 405) kritisiert¹⁶. Kategorien ermöglichen laut Puar die Kritik an Konzepten von Erkennen und Wissen und weisen auf Kohärenz und Permanenz hin, wodurch sich jedoch auch jene Kategorien, trotz ihrer Gleichwertigkeit und Analogie, manifestieren. Eine häufige Analysestrategie zeichne sich durch ein subtrahierendes Vorgehen aus, welches entsprechend ein additives, intersektionales Denkmodell voraussetze. Kategorien werden so nach und nach abgelöst und die gegenseitigen Beeinflussungen herausgearbeitet. Dies widersetze sich jedoch den ursprünglichen Idealen der Intersektionalität, welche ebendieses additive Konzept zu überwinden versuche, indem sie die Wechselwirkungen von Lokalität, Spezifität, Platzierung und Überschneidungen sichtbar macht. Assemblages stellen sich hingegen als sich gegenseitig bedingende, ungeordnete und verworrene Netzwerke aus Aussprache und Lösung, Wirkung und Effekt, organischen und nichtorganischen Kräften dar, die Zeit, Raum und Körper miteinander verschmelzen lassen. Die Betonung liege auf dem Fiktiven und Performativen in der Identifikation. „You become an identity, yes, but also

16 Diese Kritik teilt auch Jennifer C. Nash, die den Mangel an intersektionaler Methodologie sowie Schwarze Frauen als „prototypical intersectional subjects“ (Nash 2008: 4) kritisiert. In ihrer Kritik untersucht sie weiterhin die Ambiguität, die sie als Teil der Definition von Intersektionalität versteht und die Kohärenz zwischen Intersektionalität und gelebter Erfahrung. Besonderen Fokus richtet sie dabei auf die Wechselbeziehungen in den komplexen und gleichzeitigen Herstellungsprozessen von Privilegierung und Marginalisierung.

timelessness works to consolidate the fiction of a seamless stable identity in every space“ (Puar 2017: 212).

Nichtsdestotrotz sieht Puar die Notwendigkeit der Korrespondenz von Intersektionalität und Assemblages, um eine Balance aus statischen Positionen und beweglichen Prozessen zu schaffen. Dies könnte über die Integration von Interaktion und Affekt gelingen, um die Kluft zwischen Individualität und Kollektivität zu überwinden. Puar nutzt Brian Massumis Argumentation, die sich von der Ontologie zur Ontogenese bewege, dadurch Affekt, Kognition und Körper in Verbindung setze und die zeitliche und räumliche Gebundenheit der Ontologie zugunsten einer zeitgleichen, kontemporären Ontogenese verlasse. Auf diese Weise verschiebe sich das Augenmerk von Identitäten auf Affekte, welche der Repräsentation von Identitäten vorgelagert seien, sodass Identität als Effekt von Affekten zu verstehen sei. Dadurch seien Affekte ebenso Kategorien wie *race*, Klasse, Gender, Sexualität, Nation und anderen vorangestellt. Die Ablösung von der Verteidigung einer integrativen, einheitlichen Identität zugunsten einer affektiven Lesart von Identität verspreche, ein erhebliches Maß an politischer Energie freisetzen zu können (ebd.: 211ff). Vor allem vor dem Hintergrund einer Analyse der Lebensbedingungen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungspositionen multipel marginalisierter Mütter erscheint mir ein Ansatz, der die Beweglichkeit und Kontextbezogenheit von Ungleichheitsdimensionen aufzeigt, unabdingbar, da ebendieser Rahmen ein sehr verdichteter ist, welcher gleichzeitig enorme Auswirkungen auf die Entwicklung von Lebenschancen gegenwärtiger und nachkommender Generationen hat.

Der Ansatz der Assemblages ermögliche es laut Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2011), die sich dauerhaft transformierende Gestalt sozialer Phänomene abzubilden und ihre temporären und räumlichen Bedingungen als Ursache für ihre Entstehung einzubeziehen (Territorialisierung). Damit gehe nicht nur ihre Schaffung, sondern auch ihre Transformation einher (Deterritorialisierung). Auf dieser Basis laufe die Analyse nicht Gefahr einer anhaltenden Manifestation bestehender Herrschaftsverhältnisse, sondern betont die Flexibilität, Veränderlichkeit und Kontingenz gesellschaftlicher Prozesse und begünstige die Überwindung einer Dialektik zwischen Materie bzw. Körper und Kultur bzw. Code sowie von der Idee abgeschlossener Einheiten. Körper seien demnach kulturell kodifiziert, indem sie beispielsweise vergeschlechtlicht oder rassialisiert werden. Dies geht mit einer Objektifizierung von Körpern einher, in die sich hegemoniale Konflikte einschreiben (Gutiérrez Rodríguez 2011: 96). Auf diese Weise orientierte Analysen bieten Chancen auf die Nutzung von Veränderungspotentialen, welche zu gleichberechtigteren und selbstermächtigenden Lebensführungen von Müttern beitragen können. Zugleich ermöglichen Assemblages berücksichtigende Ansätze die spezifischen biographischen und individuellen Involviertheiten der Mütter darzustellen und dabei die politischen und sozialen Umgebungen nicht aus den Augen zu lassen.

Diesbezüglich schafft Puar wesentliche Grundlagen, indem sie die Situation von Intimität in Familien untersucht. Dabei zeigt sie, dass staatliche Regulierungen erheblichen Einfluss auf die Intimität in Familien ausüben, während Familie und Intimität zugleich die Bildung des Selbst beeinflussen. Nicht nur sind diese affektiven Bewegungen für die gesamte Familie relevant, sie ermöglichen und beschränken vor allem auch die Realisierung von Lebenschancen und gleichberechtigte Teilhabe von Müttern. Puar macht im Rahmen ihrer Analyse auf die Arbeiten von Elizabeth Povinelli und Miranda Joseph aufmerksam, die die festgefaßrene Situation der Intimität und ihrer Entstehung auf das Konstrukt der Familie übertragen. In diesem Zusammenhang bedeute die Einschreibung in den Körper die Vorenthalterung staatlicher Anerkennung bestimmter Praktiken und Beziehungen. Intimität als affektive

Komponente bewirke hier nicht nur die Schaffung von Heteronormativität und ungleiche, staatliche Wahrnehmungen verschiedener Beziehungsformen. Sie bilde darüber hinaus auch das Fundament für die Bildung eines Selbst samt seiner Werte, Leistungen und Anteile (Povinelli in Puar 2017: 163). Der Familie komme zudem in der westlichen Hegemonie die Rolle der Kompensation und Entlastung von Erwerbsarbeit und Öffentlichkeit zu (Joseph in ebd.). Intuitiv scheint nach Puars Einschätzung zunächst eine Trennung zwischen neoliberalen Verhältnissen, politischen Bedingungen und der Familie zu bestehen. Jedoch entstehen bei der Betrachtung der Intelligibilität heteronormativer Beziehungsformen Zweifel an dieser Trennung, die vermeintlich angemessene emotionale Orientierungen und Machtbeziehungen vor Augen führt, während sie andere entwertet. Auf diese Weise stelle Intimität nicht nur die Verbindung zwischen Menschen her, sondern durch die Normierung des*der guten Bürger*in auch die Erweiterung der Liebe bzw. der Intimitätsempfindungen auf die Nation. Bestimmte Menschen bzw. Körper wie beispielsweise orientalisierte muslimische Körper erfahren in diesem Zuge die Absprache ihres Subjektstatus. Durch die westliche Interpretation von muslimischer Liebe als Geschäfts-, Klan- oder Verwandtschaftsverhältnisse verdrängen diese abwertenden Konstruktionen Intimität und Liebe dieser Körper in Sozialstrukturen. Daraus abgeleitete Sexualitäten laufen heteronormativen und auch homonormativen Vorstellungen zuwider. Zugleich vollziehe sich durch die Abwertung des orientalisierten muslimischen Körpers und der unterstellten Gruppenmentalität die Aufwertung des liberalen Individualismus und des fortschrittlichen Subjekts (ebd.: 162f.).

Puar verweist weiterhin auf die Ansätze von Povinelli, Candace Vogler und Laura Berlant, die Überlegungen zur Familie als Kontrollinstanz anstellen. Sie liest in diesen Arbeiten zudem den potentiellen Raum für soziale Veränderungen. Basierend auf den Arbeiten dieser Autorinnen nimmt Puar an, dass durch die Herauslösungen von Intimität, die vorwiegend in der Familie entstehe, und Sexualität, welche ebenso zumeist dort ihr Zentrum finde, die Grenzen von legitimer und illegitimer Intimität infrage gestellt und demokratisierende Bedingungen von Intimität diversifiziert werden können. Dies sei umso bedeutsamer bei einer Betrachtung von Intimität als Bestandteil einer affektiven Ökonomie samt ihrer Kontrollinstitutionen aus Emotionen, Sinneswahrnehmungen und -täuschungen sowie Sehnsüchten nach Sicherheiten und Unsicherheiten. Private Intimität schaffe einen Boden für die physische Seite disziplinierender Macht, die sich als eine Art des kulturellen Kapitals in einem Kontrollnetzwerk bewege. Theoretische Ansätze wie der Panoptizmus nach Michel Foucault zeigen laut Puar, dass Kontrollsysteme durch die Selbstdisziplinierung ihren Weg in die Privatheit und Intimität finden können. Diese biopolitischen Kontrollsysteme übertreten, missachten und schädigen nicht nur körperliche Praktiken der Intimität, sondern verletzen auch die Konstruktion eines Innen und Außen. Intimität stehe somit in einem wechselhaften Verhältnis zwischen Privatheit und Regulierung, in welchem Intrusionen verdünnter, diffuser und vielfältiger wirken. Diese Art der Biopolitik geschehe über Kontakt, Nähe, Transparenz und Körperlichkeit, welche sich von der Subjektivation durch andere distanziere und sich einer Regulierung der alltäglichen Affekte und Gefühle der Zugehörigkeiten und Begehrten zuwende (Puar 2017: 163ff.).

Die Übertragung dieser Überlegungen auf die Lebensrealitäten von Müttern eröffnet ein Verständnis über die affektive Wirksamkeit der vermeintlichen Ideale zur „guten Mutter“, welche unabhängig von der individuellen Zustimmung oder Ablehnung maßgeblich das Denken, Fühlen und Handeln von Müttern beeinflussen (Malich 2014; Malich/Weise 2022; Krüger-Kirn/Wolf 2018). Zum einen prägen die diversitätsbezogenen Positionierungen und Prozesse in diskriminierenden Systemen, wie Mütter Intimität und Familie leben können

(Anzengruber/Riegel/Schubert 2022), zum anderen gehen damit aber auch verschiedene Formen der Anpassung, Transformation und Hybridisierung jener Normen und Prozesse einher, wenn sich marginalisierte Mütter in einem ausschließenden System verhalten müssen (Erel 2011). Zeitgleich ist auf Basis der sensibilisierenden Konzepte anzunehmen, dass jene Wechselwirkungen auch einen Einfluss auf die Subjektivierung von Müttern haben.

Es lässt sich außerdem auf dieser Grundlage schließen, dass Familien und auf sie einwirkende staatliche Regulierungen wie auch soziale Normen einen Einfluss auf die Reproduktion von sozialer Ungleichheit haben. Patricia Hill Collins (1998) nimmt diesbezüglich eine intersektionale Einbettung des Konzepts der Familie vor. Sie betont, dass eine herrschaftskritische, intersektionale Perspektive auf Familie sowohl der wissenschaftlichen Analyse als auch den politischen Ansätzen einen fruchtbaren Boden bieten könne. Dies röhre daher, dass das Konzept der Familie als hervorragendes Beispiel für das Leben und Verdecken der widersprüchlichen Beziehung zwischen Einheit und Hierarchie gelten könne (ebd.: 64, 78). Die Einheit betonenden Dimensionen verdeutlichen sich vor allem in der Vermittlung traditioneller Familienwerte, welche das Ideal der Gleichheit und des Schutzes in einer gut funktionierenden Familie in den Vordergrund stellen. Die Interessen aller Mitglieder seien ausgeglichen, die Starken sorgen für die Schwachen und jede*r trage bei, was im Rahmen ihrer*seiner Möglichkeiten liege. Die Realität weiche jedoch oftmals von dieser Idylle ab. Dies mache eine genauere Betrachtung dessen erforderlich, wie die Institution der Familie soziale Hierarchien von Geschlecht, *race*, Sexualität, Klasse und anderen Ungleichheitslinien reproduziert (ebd.: 64). Familien gelten im Allgemeinen als eine Idee und ein Verbund, der bzw. dem Menschen sich im Tiefsten zugehörig fühlen (wollen). Diese Idee transportiere häufig einen vermeintlich rechtmäßigen Anspruch auf einen bestimmten Ort, Raum oder ein bestimmtes Territorium. Gleichzeitig verbinde diese Idee jenen rechtmäßigen Ort auch mit Verantwortlichkeit und Rechenschaftspflicht, welche die Familie für Mitglieder aufbringt und für Nicht-Mitglieder jedoch nicht. Auf diese Weise reproduziert die soziale Hierarchisierung innerhalb der Familie eine Verknüpfung mit der Dimension Geschlecht ebenso wie mit *race* oder Nation (ebd.: 69ff.).

Sowohl Patricia Hill Collins als auch Jasbir Puar registrieren die enge Verbindung zwischen dem Konzept der Familie und der Nation. Collins zieht das Konzept der Familie als Beispiel heran, wie Menschen das widersprüchliche Verhältnis von Einheit und Hierarchie erlernen und wendet es auf rassialisierende und vergeschlechtlichende Machtdynamiken an. Sie führt dabei die traditionellen Familienwerte von Einheit, Schutz und Verantwortung für Familienmitglieder und ihre Übertragung auf rechtmäßige Orte, Räume und Territorien sowie auf angemessene Begehren und Zugehörigkeiten, an. Auf diese Weise stabilisieren sich Privilegierungen heterosexueller, vergeschlechtlicher und durch „blood ties“ (Collins 1998: 69) rassisierte und biologisch definierte Familienkonstellationen (ebd.: 64ff.). Puar bemerkt des Weiteren die Zusicherung staatlicher Anerkennung von heteronormativen und auch homonormativen Familienkonzepten sowie damit einhergehenden Praktiken. Die Familie erfülle in diesem Rahmen mehrere Funktionen, die traditionell-konservative bis rechte Akteur*innen teils bewusst zur Machtab Sicherung einsetzen (AK Fe.In 2020). Die Familie beeinflusse die Bildung des Selbst, welches die Norm des*der guten Bürger*in erlernt und sie stehe für die Entlastung von Öffentlichkeit und Erwerbsleben zur Verfügung. Parallel lasse sie die Grenzen zwischen dem Innen und dem Außen der Familie verschwimmen, indem durch die Ausübung heteronormativer Begehrensvorstellungen bestimmte Affekte und Emotionen staatlich und symbolisch honoriert werden und andere nicht. Es entwickle sich ein biopolitischer Raum der Selbstdisziplinierung, der die staatlichen Einwirkungen diffus,

unklar und vielfältig erscheinen lasse (Puar 2005: 162ff). Auf Ahmeds Affekttheorie basierende Analysen können zeigen, dass Müttern in der Konstellation der Familie eine besondere Rolle und Verantwortung zukommen, nach der sie das Glück/lichsein und Wohlergehen anderer Familienmitglieder über ihr eigenes zu stellen haben bzw. dieses Glück/lichsein das Ziel ihres eigenen Glück/lichseins sein solle. In den Familien- und Erwerbsalltag einwirkende Praktiken, wie die Zuschreibung der Fürsorgeverantwortung an Mütter (Micuš-Loos/Plößer 2021; Dreßler 2017), die diesbezügliche überwiegende Nicht-Adressierung von Vätern (Kalkstein 2021; Malich 2014; Toppe 2021) oder auch rassistisch aufgeladene Praktiken im Bildungssystem, die rassialisierte Mütter vor erhöhte Herausforderungen stellen (Westphal/Otyakmaz/Uçan 2020), stabilisieren diese affektiven Ökonomien.

3.4 Affekt, Geschlecht und Fürsorge

Um nachvollziehbarer zu machen, wie Menschen beeinflusst von ihrem zugeschriebenen und bestenfalls auch selbstbestimmten Geschlecht erlernen, sich in Gesellschaft zu bewegen, lohnt sich ein Blick auf Sara Ahmeds Überlegungen zum „Eindruck“. Im Kontext der sog. Geschlechtersozialisation¹⁷ erfahren Subjekte Eindrücke, die ihre Konturen wie auch ihr sinnliches Erleben prägen und beeinflussen, wie sich Subjekte berühren, in welchen Verhältnissen sie sich zu einander aufhalten und wie sie sich aufeinander zu oder voneinander weg bewegen. Diese Überlegungen werden in Hinblick auf Fürsorge vertieft und zeigen, wie Fürsorge wesentlich stärker an Subjekten haftet, je weiblicher sie positioniert sind.

Sara Ahmed argumentiert ähnlich wie weitere Affekttheoretiker*innen auch vor ihr, dass Emotionen nicht nur Bewegungen beeinflussen, sondern auch Bindungen. Insbesondere das Verhältnis von Bewegung und Bindung hält Ahmed für sehr informierend, da „Was uns bewegt, was uns fühlen lässt, (...) auch das [ist], was uns an Ort und Stelle hält oder uns eine Bleibe gibt“ (Ahmed 2014a: 187). Erneut verdeutlicht sich, wie strukturierend, aber auch transformierend Emotionen sein können, wenn sie auf der einen Seite Orientierung und auf der anderen Seite Veränderungsimpulse geben können. Affekte konturieren dabei durch Begegnungen kontinuierlich Körper und Objekte. Dies geschieht, indem Oberflächen erst durch die Berührung als „da seiend“ empfunden werden. Je intensiver das Gefühl der Berührung, desto prägender der Eindruck in die Oberfläche. Ahmed differenziert diese Begegnung in der Analyse einer rassistischen Situation in das *Empfinden* eines Unbehagens, welches in einem *Akt des Lesens und Erkennens* eine Umwandlung in die Emotion des Schmerzes erfährt, womit auch ein *Urteil* einhergehe (ebd.: 190). Begegnungen müssen nicht notwendigerweise Unbehagen auslösen; teilweise können sie sich auch anfühlen wie ein „comfortable chair“ (Ahmed 2014b: 148), wenn Subjekte in soziale Normen passen – oder ausreichend Eindrücke hinterlassen haben, sodass der Eindruck der Passung entstanden ist. Der Komfort des Stuhls kann jedoch je nach Körper variieren, sodass manche Körper diesen Stuhl als komfortabel empfinden – andere jedoch nicht. Von der Idee der formenden Effekte des Gebrauchs, der sich immer wiederholenden Eindrücke, distanziert sich Ahmed inzwischen und orientiert sich

17 Geschlechterrollensozialisationsmodelle fokussieren eher die Unterschiede als die Gemeinsamkeiten von Menschen abhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Dass die Heterogenität innerhalb der Gruppen wesentlich größer ist als zwischen den Gruppen, wird von diesen Sozialisationsmodellen vernachlässigt (Connell 2013: 134ff). Somit laden Geschlechterrollensozialisationsmodelle auch dazu ein, Menschen zu vergeschlechtlichen und diese Differenzierungen zu stabilisieren.

an körperlicher Diversität und funktionaler Plastizität. Damit meint sie, dass Stühle – also soziale Normen – zu mehr Formen und Funktionen von Subjekten passen, je weniger jedes einzelne Subjekt zum Stuhl passt. Nichtsdestotrotz hält sie vor Augen, dass sie die mangelnde Passung für eine Formalität hält und dass der wiederholte Gebrauch dazu führt, dass der zunächst unpassende Stuhl für manche Körper immer passender und für andere immer unpassender werde (Ahmed 2019: 43f.). Es zeigt sich also immer noch der „Druck“ des Eindrucks, welcher eine Druckstelle hinterlässt, die mit der Erfahrung einer Emotion in Beziehung steht. Bemerkenswert ist dabei zum einen, dass der Druck des Eindrucks auf eine Oberfläche durch eine Oberfläche geschieht, die selbst bereits durch Eindrücke geformt ist, und zum anderen, dass der Eindruck auch bei Abwesenheit der Berührung bestehen bleibt. Damit sammeln sich auf der Oberfläche zahlreiche Eindrücke vorangegangener Begegnungen, die ihre Konturen prägen und wodurch die Oberfläche selbst ein Effekt von Eindrücken ist (Ahmed 2014a: 191).

Diese Überlegungen gewinnen mit dem Blick auf geschlechterbezogene Sozialisationen an Bedeutung. Ahmed hebt hervor, dass Empfindungen und Emotionen nicht identisch und nicht aufeinander reduzierbar seien. Zugleich sind sie durch Historizität und frühere Lesarten von Empfindungen nicht voneinander zu trennen. Die Interpretation der Empfindungen und ihre Deutung als Gefühle stehen in kontinuierlicher Beziehung zu und Orientierung an vorangegangenen Erfahrungen (ebd.: 192). Indem Berührungen Empfindungen auslösen, die Subjekte als Gefühle interpretieren und in ihrem „Komfort“ beurteilen, formen sich Oberflächen von Subjekten, die sich bewegen und sich dabei auf manche Körper und gegen andere ausrichten. Dadurch finde eine Reorganisation der Körper und ihrer Näheverhältnisse statt, sodass soziale und räumliche Strukturen und Grenzen als Objekt die Effekte der Gefühlsintensivierung bilden (ebd.: 198).

Diese Perspektive ermöglicht, geschlechterbezogene Sozialisationen als Raum und als Effekt der Gefühlsintensivierungen zu sehen, in dem es zu zahlreichen Begegnungen kommt, die die Konturen von Subjekten durch Eindrücke prägen. Dabei möchte ich differenzieren, dass diese Eindrücke nicht wie eindeutige Stecksysteme fungieren, wo eine Oberfläche immer den gleichen Eindruck auf eine andere Oberfläche ausübt, sondern dass Körper Berührungen unterschiedlich verarbeiten und Eindrücke unterschiedlich lesen, erkennen und beurteilen können. Gleichzeitig legen Eindrücke durch ihre vorangegangene Historizität bestimmte Lesarten nahe, weshalb die Verarbeitungen bis zu einem bestimmten Grad ähnlich sind, jedoch nicht identisch.

In Sozialisationsmodellen versuchen Theoretiker*innen, die Interdependenzen zwischen Individuum und sozialen Verhältnissen aufzuzeigen, wenn Individuen Mitglieder einer Gesellschaft werden (Bilden 1994; Hurrelmann 2008; Hurrelmann/Grundmann/Walper 2008). Zugleich können diese Modelle affektive Komponenten nur bedingt abbilden, sodass sie psychodynamische Verarbeitungen sozialisatorischer Einflüsse durch Geschlechterrollensozialisationsmodelle kaum darstellen können. Nichtsdestotrotz können sie Hinweise darauf geben, in welchen Räumen und mit welchen Ergebnissen Individuen Geschlechterrollen erlernen. An dieser Stelle ermöglichen psychoanalytische Ansätze die Integration des Affekts in das theoretische Gerüst, füllen sozialisationstheoretische Leerstellen und erleichtern die Be trachtung der Auswirkungen sozialer Verhältnisse auf das individuelle Emotionsgeflecht. Raewynn Connell (2013) formuliert dahingehend bedeutsame Verfeinerungen geschlechterbezogener Sozialisationsmodelle und setzt diese in Verbindung mit psychoanalytischen und lerntheoretischen Ansätzen.

Laut Connell erlernen Kinder im Kern der verschiedenen Modelle zur Geschlechterrollensozialisation in sozialisatorischen Instanzen wie z.B. Familie, Schule, peers oder Medien geschlechterbezogene soziale Normen und Verhaltensweisen. Dies geschehe in zahlreichen kleineren Interaktionen und Begegnungen durch positive Sanktionierungen der „richtigen“ geschlechterbezogenen Verhaltensweisen der Kinder und negativer Sanktionierungen der „falschen“ Verhaltensweisen. In langanhaltenden Prozessen vollziehen sich Internalisierungen geschlechterbezogener Normen, welche Individuen zunehmend als eigene Charakterzüge erleben und anschließend als vollsozialisierte Gesellschaftsmitglieder an die folgende Generation weitergeben (ebd.: 133f.). Trotz diverser Schwächen erweisen sich diese Modelle laut Connell noch immer als die prominentesten in Bezug auf das Erlernen von Geschlecht. Connell kritisiert diese Modelle vor allem in Hinblick auf gesellschaftliche Machtverhältnisse, Aktivität von Subjekten und Heterogenität. Im Detail bedeutet dies die Kritik an der Vernachlässigung von Aspekten wie Migration, Kolonialisierung oder Globalisierung in Modellen der Geschlechtersozialisation. Damit verbunden rücken ebenso Hierarchien und Resourcenzugänge wie auch die Vielfältigkeit von Weiblichkeit-, Männlichkeit- oder queerer Muster in den Hintergrund. Zudem basieren diese Modelle auf der Annahme von Differenz zwischen Geschlechtern und stellen den Erwerb von geschlechtsbezogenen Eigenschaften ins Zentrum. Dass die Heterogenität innerhalb der Geschlechtergruppen wesentlich breiter sei als zwischen Geschlechtergruppen, könne demnach nicht mit Modellen der Geschlechterrollensozialisation erklärt werden. Des Weiteren erkennen jene Modelle die Aktivität der Lernenden oftmals nicht an, wodurch sowohl Herrschaftsverhältnisse als auch widerständige Praktiken unentdeckt bleiben. Zuletzt kritisiert Connell, dass Geschlechtersozialisationsmodelle in der Regel nur auf eine Richtung des Lernens, die zugunsten der bestehenden Geschlechternormen, verweisen und krisenhafte Momente oder Richtungswechsel abseits der Geschlechternormen kein Einbezug finden (Connell 2013: 134ff).

Die Integration psychoanalytischer Theorien verspricht laut Connell den Ausgleich dieser Schwächen, da ebendiese Ansätze ihrer Ansicht nach wesentlich besser den widersprüchlichen Charakter der menschlichen Entwicklung porträtieren können. Psychoanalytische Theorien stärken nicht nur die Konzeption der Lernenden als aktive, sondern auch die Zentrierung ihrer Teilnahme an und Verarbeitung von Geschlechterverhältnissen. Insofern erweisen sich Geschlechterrollensozialisationsmodelle als produktive Instrumente, um die Einflüsse von Sozialisationsinstanzen auf das Erlernen von Geschlechterrollen nachzuzeichnen, während psychoanalytische Ansätze die innere Komplexität ebendieser Institution sowie ihrer affektiven Verarbeitung rekonstruieren können (ebd.: 137f.).

Im Schnittpunkt von psychoanalytischen, Sozialisations- und Lerntheorien spricht sich Connell für die Perspektive der Geschlechterkompetenz aus. Diese beschreibt sie als das Wissen um das Funktionieren der Geschlechterverhältnisse sowie die Fähigkeiten der Bewegung in ihnen. In dieser Perspektive versteht sie Geschlechter als Konfigurationen im individuellen Leben. Konfigurationen konzipiert Connell als Praxis- bzw. Tätigkeitsmuster und distanziert sich somit von statischen Geschlechterkonzepten. In ihrer Vielzahl können individuelle Geschlechterkonfigurationen auf der gesellschaftlichen Ebene als Geschlechterprojekte erfasst werden. Dies begünstige die Integration der Handlungsmacht der individuellen Lernenden und zugleich die Anerkennung zählebiger Geschlechterstrukturen samt ihren Zwängen und Möglichkeiten. Bestehende Geschlechterstrukturen bewirken dabei, dass bestimmte individuelle Handlungsweisen eher erfolgreich sind als andere. In der Summe manifestieren sich nach einem hegemonialen Verständnis als Männlichkeit oder Weiblichkeit gelesene Muster. Diese Perspektive erlaube zudem, vielfältige Entwicklungsbahnen von

Geschlecht abzubilden, die die Analyse sozialer Ungleichheitsdimensionen wie u.a. Klasse, Queerness, *race*, Migration oder ability mit ihren unterschiedlichen (Kindheits-)Erfahrungen und Einflüssen auf die Herstellung von Geschlechtern ermöglichen (ebd.: 140ff.). Diesen Überlegungen folgend erscheinen mir für die Untersuchungen dieser Arbeit sozialisatorische Faktoren bedeutsam, um die Rolle der Gleichberechtigung während des Aufwachsens zu erkunden und affektive Komponenten in der Bewertung der erlernten Vorstellungen zu erfahren. Zugleich stellen sich auch Fragen nach der Relevanz von bestimmten Menschen für das persönliche Bild von Gleichberechtigung. Dies können nach Connells Verständnis sowohl nahestehende Menschen sein, aber auch Menschen, die andere Konzepte von Gleichberechtigung verfolgen oder die gebraucht werden, um eigene Ideen von Gleichberechtigung umzusetzen – beispielsweise migrantische Frauen sein, die die Kinderversorgung oder Haushaltarbeiten übernehmen.

Diese sozialisatorischen Erfahrungen vollziehen sich in Räumen, die mal expliziter, mal impliziter von kontinuierlichen Kämpfen um die Organisation der Geschlechterverhältnisse geprägt sind. Diese sind durch vielfältige Interessen und Akteur*innen notwendigerweise uneindeutig, ambivalent, widersprüchlich und in Bewegung. Karin Jurczyk (2020) beschreibt diesbezüglich, dass geschlechtliche Positionsbestimmungen sowie ihre gesellschaftlichen Situierungen im Prozess der Modernisierung nicht eindeutig ausfallen können. Jurczyk arbeitet sich an soziologischen Arbeiten entlang, die Geschlecht zwar als soziale Konstruktion verstehen, jedoch in der Zweiteilung von Frauen und Männern als allgegenwärtiges Differenzierungsmerkmal verharren (ebd.: 66f.). Damit gibt ihr Artikel drastische Hinweise auf hegemoniale Geschlechterverständnisse in soziologischen Modernisierungsdiskursen, die von einem binären Geschlechtersystem ausgehen, das mit spezifischen Rollenvorstellungen verknüpft ist. So bestimme auf der einen Seite das Verhältnis von „unwelter“, weiblich konnotierter Familienarbeit und „wertvoller“, männlich konnotierter Erwerbsarbeit weiterhin in erheblichem Maße soziale Lagen, Partizipationsmöglichkeiten, Handlungsweisen und Identitätskonzepte (Jurczyk 2020: 61). Geschlechterdifferenzierungen bleiben weiterhin bedeutsam, weil sie maßgeblich gesellschaftliche Verhältnisse strukturieren – so sehr, dass Personen, die sich nicht cis-weiblich oder -männlich identifizieren, anhaltend um ihre Anerkennung kämpfen müssen. Auf der anderen Seite zeichnen sich laut Jurczyk Widersprüche, Paradoxien, Ungleichheiten und Ungleichzeitigkeiten in Bezug auf die Transformationen der Geschlechterverhältnisse ab. Dies sei Modernisierungsdisparitäten inhärent, die sich sowohl in der jeweils aktuellen *Gestalt* von Gesellschaften als auch in *Richtung* der Modernisierungsprozesse zeigen. Jurczyk erläutert, dass diese zwangsläufig nicht eindeutig sein können und darüber hinaus sogar gegenläufig wirken können, wenn beispielsweise zugleich mehr Offenheit und mehr Unsicherheit oder mehr Wahlmöglichkeiten und vermehrt Polarisierungen der Lebenslagen möglich werden. Alte, feste Strukturen werden dabei nicht durch neue, feste Strukturen abgelöst, sondern durch Flexibilisierungen und Entgrenzungen, die sich auch auf das Privat- und Erwerbsleben auswirken (ebd.: 65). Naheliegend bleiben die Geschlechterverhältnisse von diesen Veränderungen nicht unberührt. Gegenwärtige Geschlechterverhältnisse seien jedoch noch immer von Entwicklungen der Industrialisierung und der Modernisierung beeinflusst. Inzwischen fehle diesen Verhältnissen aber die Grundlage, sodass die „männlich-rationale“ Welt des Berufs und die „weiblich-emotionale“ Welt der Familie zunehmend an Stabilität einbüßen und ebenso wie die hierarchischen, komplementären Geschlechterverhältnisse brüchiger werden (ebd.: 68f.). Jene traditionellen bzw. modernen Geschlechterverhältnisse – modern, da sie in dieser Gestalt erst im Zuge der Modernisierung entstanden seien – beschreibt Jurczyk in fünf Phasen. Sie betont, dass diese Phasierung als

heuristisches Hilfsmittel zu begreifen sei, da es historisch immer wieder zu Überlappungen und Gleichzeitigkeiten komme. Zugleich beabsichtige Jurczyk kennzeichnende Strukturmerkmale herauszuarbeiten. Für die erste Phase hebt sie so (1.) die strukturelle, räumliche Trennung der Gesellschaft in die Frauenwelt „Familie“ und die Männerwelt „Beruf“ hervor. Diese sei in direkter Weise mit (2.) einer geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung mit klaren, komplementären Zuständigkeitsbereichen verbunden. Daraus entstehe (3.) die Bindung der sozialen und ökonomischen Existenz von Frauen an Männer. Um diese zu stabilisieren, erfolge (4.) eine kulturelle Konstruktion von Geschlechtscharakteren, die sowohl als typisch als auch als naturbedingt festgelegt wären. Zu guter Letzt wurde (5.) die romantische Liebe als das Beziehungsideal zwischen den Geschlechtern konstruiert (ebd.: 69f.). Von ebendiesen Verhältnissen vollziehen sich zunehmend Distanzierungen, die mit neuen Möglichkeiten und Anforderungen des Arbeitsmarktes und veränderten Wertvorstellungen zusammenhängen. Diese Wandlungen der gesellschaftlichen Verhältnisse legen die These nahe, dass Frauen vermehrt das Versprechen der Moderne in Form des Rechts auf Eigenständigkeit und Selbstbestimmung für sich beanspruchen. Auch wenn dies in modellierter Weise und nicht in der uneingeschränkten Adaption des männlichen Individualisierungsmodells geschehe, zeichnen sich damit auch Auswirkungen auf die Arbeits- und Lebensformen von Männern ab (ebd.: 71f.).

Die Veränderungen der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse spielen sich auch auf affektiver Ebene ab. So gewinnt Frage an Bedeutung, welche Menschen mit welchen Geschlechtszugehörigkeiten mit Wärme, Mitgefühl, Autonomie und Kompetenz assoziiert werden und welche nicht. Barbara Rendtorff (2015) wendet sich im Kontext der Forschung über Geschlechter(stereo)typisierungen den Konzepten der communion und agency zu, welche eine geschlechterbezogene Gegenüberstellung von Wärme/Expressivität (communion) und Kompetenz/Instrumentalität (agency) nahelegen. Rendtorff beobachtet in der Untersuchung studentischer Arbeiten, dass Studierende Attribute der agency wie beispielsweise Kompetenz und Leistungsfähigkeit nun vermehrt auch Frauen zuschreiben, wohingegen Aspekte der communion bisher ausschließlich bei ihnen verharren und Männer dahingehende Entwicklungspotentiale noch nicht ausgeschöpft haben bzw. Studierende Merkmale der communion wie beispielsweise Fürsorge oder Mitgefühl kaum mit Männern assoziieren. Die Zuschreibung der Gewinnerinnenposition an Frauen vernachlässige jedoch, dass sich die Erweiterung der Geschlechtervorstellungen nicht gleichermaßen vollziehe. Frauen werden somit auf der Ebene der agency zunehmend als Konkurrenz für Männer erlebt, während Männer auf der Ebene der communion verhältnismäßig träge wahrgenommen werden und communion weiterhin als vorwiegend weibliche Kompetenz gelesen werde (ebd.: 78ff.). Das Lernen von communion durch Männer werde folglich noch nicht als Modernisierungsgewinn interpretiert. Die weibliche Konnotation von communion, sozialer Nähe und Verantwortung bewirke, dass Frauen in eine Art Falle geraten können, in der diese Zuordnung weitgehend unerkannt bleibe und gleichzeitig eine Degradierung als nicht erstrebenswert erfährt. Kompetenzen in eben-diesen Bereichen verhelfen noch nicht zur Erhöhung des Ansehens und der Anerkennung (ebd.: 84). Daraus lässt sich schließen, dass auch Fürsorge noch weiblich konnotiert ist und die Verbreiterung von Männlichkeitskonzepten um Fürsorgeverantwortung noch im Kommen ist. Durch die zunehmende Integration von Attributen der agency gewinnt die Frage nach der Bedeutung von Mutterschaft für das persönliche Bild von Selbstverwirklichung von Müttern an Relevanz und wie sich Mütter und ihre Beziehungsperson sich jeweils selbst verwirklichen können, wo darin Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestehen und wie das Leben ohne Mutterschaft möglicherweise aussähe.

Es liegt die affekttheoretische Überlegung nahe, dass sich Fürsorge als Teil von communication durch soziale Räume bewegt und unterschiedlich stark an Subjekten haften bleibt. So scheint es, dass Fürsorge anhaftender wirkt, je stärker die Assoziation zwischen Subjekten und Weiblichkeit wirkt. Sara Ruddick stellt in ihrem philosophischen Werk „Mütterliches Denken“ (1993)¹⁸ Überlegungen zur Relevanz mütterlichen Denkens an. Diese weisen zwar eine Beschaffenheit auf, die sehr *weiß*, mittelständisch und akademisch perspektiviert ist, und geben dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – wichtige Hinweise auf die Herstellung von Fürsorge als Teil einer hegemonialen mütterlichen Praxis. Zwar differenziert sie, dass sie den Begriff „Mutter“ für Menschen verwendet, die „sich den Anforderungen der mütterlichen Arbeit stellen“ (ebd.: 21). Mutter kann nach diesem Verständnis losgelöst von Geschlecht verstanden werden, dennoch wirkt die inhaltliche Ausgestaltung der mütterlichen Praxis wenig geschlechtersensibel, weil Ruddick weder auf andere Personen in der Ausübung der mütterlichen Praxis eingeht – die mütterliche Praxis bleibt also individualisiert – noch Differenzierungen diesbezüglich vornimmt. Gerade in dieser ausbleibenden Differenzierung kann sich verdeutlichen, wie sehr das Objekt der Fürsorge auf die Konturen von Müttern einwirkt. Die berührenden Begegnungen, die die Oberflächen der Mütter formen, liegen mit einem von Ruddick geprägten Verständnis in den Anforderungen der Kinder und dem sozialen Umfeld. Damit meint Ruddick Aufgaben, die zum einen auf Kinder bezogen sind und darauf abzielen, das Leben der Kinder zu beschützen und sie in ihrem Wachstum zu fördern, und zum anderen auf das soziale Umfeld bezogen sind, das erwarte, dass Mütter ihre Kinder für das Umfeld akzeptabel aufziehen. Diese Anforderungen verdichtet Ruddick in Schutz, Wachstumsförderung und soziale Akzeptanz (Ruddick 1993: 21f.). „Mutter zu sein ist [dabei] die Verpflichtung, diesen Anforderungen durch die Arbeit der beschützenden Liebe, der Fürsorge und Erziehung zu entsprechen“ (ebd.: 22). Auch wenn Ruddick Enthusiasmus und Liebe nicht als grundlegend für die mütterliche Praxis versteht, wie es beispielsweise die Psychologisierung der Mutter-Kind-Beziehungen im 20. Jahrhundert suggeriert (Speck 2016: 34f.), so sieht sie doch Fürsorge als Grundvoraussetzung und notwendige Reaktion auf die kindliche Bedürftigkeit. „Das Leben von Kindern zu schützen ist zentraler, unveränderlicher Zweck der mütterlichen Praxis; sich ihm zu verschreiben ist der konstitutive Akt der mütterlichen Praxis“ (Ruddick 1993: 23). Allerdings gehe es bei der mütterlichen Praxis nicht nur um das Wohlergehen des Kindes, das durch Fürsorge sichergestellt werden solle, sondern auch um die Akzeptabilität des Kindes und seiner Erziehung nach den Wertvorstellungen des sozialen Umfeldes der Mutter. Dies könne im Detail je nach Umfeld variieren, doch bleibe einerseits die Anforderung an die Mutter, das Kind so großzuziehen, dass es in das soziale Umfeld passt, und anderseits die Einschätzung, dass das Kind so bewegt werden müsse – es sich also nicht selbstständig auf akzeptable Weise entwickle –, dass das gesellschaftliche Umfeld es akzeptieren könne. Dies zu gewährleisten sei laut Ruddick Anforderung des sozialen Umfeldes an die Mutter. Ruddick stellt die These auf, dass sich Mütter sehr mit ihrem sozialen Umfeld und den dort geltenden Kriterien für Akzeptabilität identifizieren und diese internalisiert haben. Dabei vermutet Ruddick, dass Mütter meist sogar strengere Maßstäbe auf sich anwenden als dies andere Menschen ihres sozialen Umfeldes tun (ebd.: 24f.). Ruddick gibt so zahlreiche Indizien, wie Begegnungen mit dem sozialen Umfeld die mütterlichen Konturen in Hinblick auf Fürsorge beeinflussen und die Assoziation von Mütterlichkeit mit Fürsorge immer weiter stärken. Den leisen Satz, dass Mütter lediglich Personen seien, die sich

18 Ruddicks theoretischen Überlegungen mögen durch ihre Publikation vor mehr als 30 Jahren veraltet anmuten. Zugleich scheinen ihre Darstellungen zu erheblichen Teilen die Perspektiven der Interviewpartnerinnen widerzuspiegeln, weshalb an dieser Stelle doch auf Ruddick eingegangen wird.

den Anforderungen der mütterlichen Arbeit stellen, denkt Ruddick kaum weiter in den Überlegungen mit und lässt das Objekt der Fürsorge weiterhin an Weiblichkeit haften.

Diese Haftung wird zunehmend problematisch, wenn Fürsorge u.a. aufgrund sinkender Reallöhne und des Abbaus wohlfahrtstaatlicher Unterstützungsmaßnahmen neuorganisiert werden muss. Insbesondere in Ländern wie Deutschland, die sich an konservativen Wohlfahrtstaatskonzepten orientieren und Fürsorge- und Care-Leistungen vor allem in der Familie verorten, macht eine geschlechterorientierte Arbeitsteilung und die so stabilisierte Assoziation von Fürsorge und Weiblichkeit Veränderungen erforderlich (Riegraf/Metz-Göckel/Theobald 2011: 7). Um einen Beitrag zur Lösung dieser engen Verknüpfung zu leisten, wird eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der Fürsorge notwendig. Da unter Fürsorge im deutschsprachigen Kontext lange „unter dem Begriff der Sozialhilfe subsumierte(...) staatliche(...) Leistungen zur Abwehr individueller Notlagen“ (Schetsche 2011: 221) und so „auch als Kontrollinteressen des Staates gegenüber den unteren Gesellschaftsschichten“ (ebd.) verstanden werden konnte, spreche ich mich für Übertragungen des englischen Care-Begriffs aus, der im deutschsprachigen Raum meist mit Sorge oder Fürsorge übersetzt wird und „die Anteilnahme und Verantwortungsübernahme des Menschen für seine (menschliche und materielle) Umwelt und/oder für sich selbst“ (Sauer/Nieder 2019: 78) meint. Francis Seeck analysiert den Care-Begriff heteronormativitätskritisch mit queerfeministischen Ansätzen und hebt die unbezahlte Sorgearbeit, die in den meisten Fällen Frauen ausführen, sowie die Forderung nach Sichtbarkeit und gesellschaftlicher Anerkennung als Gegenstand feministischer Care-Debatten hervor. Dabei macht Seeck auch auf globale Verhältnisse und Care-Chains aufmerksam, in denen meist migrantische Frauen Fürsorgearbeiten für oftmals weiße, mittelständische Familien übernehmen (Seeck 2021: 16f.). Seeck entwickelt orientiert an Berenice Fisher und Joan Tronto eine breite Definition von Care, nach der Seeck „Care als eine Aktivität, die alles einschließe, was notwendig sei, um unsere Lebenswelt so zu erhalten und zu verbessern, dass wir gut in ihr leben könnten“ (ebd.: 18) versteht und damit über einen engen Begriff, der ausschließlich die Reproduktionsarbeit beinhaltet, hinausgeht. Den Begriff der Fürsorge nutzt Seeck für Praktiken der Sorge für andere Menschen (ebd.: 18f.). Diesem Ansatz folgend halte ich den Begriff der Fürsorge im Kontext Mutterschaft für besonders untersuchenswert. Zum einen scheint bereits eine enge Assoziation von Mutterschaft und Fürsorge zu bestehen und zum anderen sind mit Fürsorge Tätigkeiten gemeint, die bezahlt oder unbezahlt sein und als Zwang oder moralische Verpflichtung verstanden werden können (ebd.: 19), wodurch auch gesellschaftliche Machtverhältnisse ihre Wirkungen in diesem Zusammenhang entfalten. Wenn Familie als wichtigster Ort der Sorge für andere und der verlässlichen persönlichen Fürsorgebeziehungen interpretiert wird und Fürsorge zugleich höchst geschlechtlich aufgeladen ist (Zerle/Keddi 2011: 56f.), wird die Untersuchung notwendig, wie insbesondere marginalisierte Mütter ihre Lebensbedingungen wahrnehmen, wie diese in die Aushandlungsprozesse mit ihren Beziehungspersonen einfließen und welche Entscheidungspositionen damit ermöglicht oder verunmöglich werden. Claudia Zerle und Barbara Keddi (2011) betonen in diesem Zusammenhang, dass selbst auf Basis entwicklungspsychologischer Erkenntnisse mit Ausnahme des Stillens keine Gründe gebe, weshalb gebärende cis-Mütter biologisch besonders zur Fürsorge geeignet wären. Geschlechterorientierte Teilungen der Fürsorge seien somit soziale Arrangements, die durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen aufrechterhalten, durch Erfahrungen in der Herkunftsfamilie erlernt und durch aktuelle Lebensbedingungen beeinflusst werden. Zerle und Keddi verweisen auf die bewussten und unbewussten Orientierungen an sozialen Normen und Erfahrungen, die jedoch auch in transformierende Handlungsweisen münden können. Dafür ziehen sie das Beispiel der

„neuen“ Väter heran, die ihre Vaterrolle immer stärker entlang einer Kindzentrierung ausrichten. Dies ermöglichen diese Väter meist, indem sie ihre Freizeit zugunsten der Fürsorge für ihr Kind reduzieren. Diese Reduktion finde jedoch nicht im Rahmen der Erwerbsarbeitszeit statt, wo nach wie vor ein erheblicher Unterschied zu Müttern zu sehen ist, sodass die geschlechterbezogene Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit weiterhin aufrechterhalten bleibt (ebd.: 57). Für diese Forschungsarbeit ziehe ich damit die Wichtigkeit von Fragen nach der elterlichen Organisation des Familien- und Arbeitslebens und damit verbundenen Begründungen.

Weitere transformierende Ansätze sind allmählich in der Jungenforschung zu beobachten, welche zwar überwiegend Wettbewerbsorientierung und Risikobereitschaft in homosozialen Spielen des Wettbewerbs zentrieren, jedoch mit Aaron Korn und Sylka Scholz (2022) zunehmend auf Fürsorgebeziehungen als Rahmenbedingungen für Adoleszenzprozesse eingehen. Korn und Scholz kritisieren, dass mit der etablierten Fokussierung die Assoziation von Weiblichkeit und Fürsorge sowie die daraus folgende Vergeschlechtlichung von Fürsorgearbeiten reproduzieren. Damit die Schließung der wachsenden Fürsorgelücke nicht ausschließlich auf weiblichen – oder zumindest nicht-männlichen – Rücken ausgetragen wird, versuchen Korn und Scholz Fürsorgeerfahrungen, -praktiken und -haltungen von Jungen sichtbar zu machen und theoretisch einzubetten. Dies werde umso notwendiger, weil sich gegenwärtige Forschungen besonders mit hegemonialer Männlichkeit oder männlichem Habitus befassen, wohingegen nichthegemoniale, nichtdominanzorientierte und alternative Praxen bislang wenig untersucht wurden (Korn/Scholz 2022: 11ff). Es besteht also eine massive Forschungslücke, die durch die überwiegende Nicht-Benennung männlicher Fürsorge zur Stabilisierung der Assoziation von Mutterschaft und Fürsorge beitragen.

3.5 Affekte und Mutterschaft – Eine zweite Zusammenfassung und Reflexion

Insgesamt bieten Affekttheorien eine Perspektive an, die Emotionen als kulturelle und soziale Praxen, die Beziehungen zu sich und anderen wie auch die Bildung von Gemeinschaften gestalten, versteht, während sie zugleich Grenzsetzungen und Reproduktionen, aber auch Transformationen sozialer Ordnungen im Blick behält (Hartmann 2017: 33f.). Das im Zuge des affective turn entstandene Verständnis der kurzfristigen Ungerichtetetheit des Affekts ermöglicht konstruktive Untersuchungen von Körperlichkeit, Individuen und sozialen Verhältnissen (Clough 2008: 1ff), welches durch die Anerkennung jener Wechselbeziehungen insbesondere im Kontext bisheriger Mutterschaftsforschungen analytischen Leerstellen begegnen kann. Wichtige theoretische, heteronormativitätskritische Grundlagen liefert Sara Ahmeds Konzept des Glück/lichseins, mit dem sie nicht nur zeigt, wie soziale Normen der Heteronormativität den Druck ausüben, bestimmten Lebenskonzepten zu folgen, sondern auch die Wirkungsweisen von Diskriminierungsverhältnissen im Kontext des Glück/lichseins (Ahmed 2018a: 70ff). Ihr Verständnis affektiver Ökonomien bietet entscheidende Analysewerkzeuge zur Untersuchung, wie sich Emotionen zwischen Körpern, Objekten und Symbolen bewegen, damit individuelle und kollektive Körper in ihren Konturen formen und Nähebeziehungen beeinflussen (Ahmed 2004: 117ff). Anhand der heterosexuellen Familie als glückliches Objekt und der Figur der glücklichen Hausfrau arbeitet Ahmed ungleiche Zugeänge für Menschen zum Glück/lichsein heraus (Ahmed 2018a: 82ff).

Das Ineinanderwirken unterschiedlicher Diskriminierungslinien gewinnt im Kontext Mutterschaft erheblich an Bedeutung, da es maßgeblich die Möglichkeitsräume von Müttern beeinflusst. Jasbir Puar's Konzept der Assemblages erweitert den intersektionalen Ansatz um Perspektiven aus den Affekttheorien und zentriert dabei die Affektivität von Beziehungsverhältnissen in ihrer räumlich-zeitlichen Gebundenheit und somit die sich kontinuierlich transformierende Gestalt sozialer Phänomene. Mithilfe ihres Konzepts des Homonationalismus zeigt Puar, welche Rollen Hetero- und Homonormativität in der Selbstaffirmation westlicher Nationen als modern und tolerant spielen, während u.a. heteronormative und rassistische Diskriminierungsverhältnisse auf vielfältige Beziehungskonstellationen einwirken (Puar 2005: 124ff). Intimität und Familie stehen dabei (zusammenwirkend) unter dem Einfluss staatlicher Regulierungen und prägen gleichzeitig selbst erheblich die Subjektbildung. Im Zuge dessen wirkt die Familie nicht nur als reproduzierende Kontrollinstanz, sie bietet auch den Raum für gesellschaftliche Veränderungen (Puar 2017: 163ff; Collins 1998: 64ff).

Ebenso nimmt die Familie als primäre Sozialisationsinstanz eine maßgebliche Position in der geschlechterbezogenen Sozialisation ein (Bilden 1994; Hurrelmann 2008; Hurrelmann/Grundmann/Walper 2008). Raewynn Connell entwickelt das Konzept der Geschlechterkompetenzen und integriert so nicht nur die Anerkennungen von Machtverhältnissen sowie psychoanalytische, Sozialisations- und Lerntheorien in Geschlechtersozialisationsmodellen, sie fokussiert damit vor allem das Wissen um das Funktionieren der Geschlechterverhältnisse wie auch die Fähigkeit der Bewegung in ihnen (Connell 2013: 133ff). Dies wird umso relevanter, da Geschlechterverhältnisse seit Jahrhunderten Gegenstände feministischer und konservativer Kämpfe bilden. Karin Jurczyk und Barbara Rendtorff thematisieren hegemoniale Geschlechterverständnisse in Modernisierungsdiskursen und machen auf das noch immer wirksame Verhältnis „unwerten“, weiblich konnotierter Familienarbeit und „wertvoller“, männlich konnotierter Erwerbsarbeit (Jurczyk 2020: 61ff) und die vergeschlechtlichte Assoziation von Attributen wie Fürsorge (communion) und Kompetenz (agency) aufmerksam. Während Attribute der agency zunehmend auch Frauen zuerkannt werden, bleiben Attribute communion wie Fürsorge oder Mitgefühl kaum mit Männern oder Männlichkeit assoziiert (Rendtorff 2015: 78ff).

Meine affekttheoretische These lautet hier, dass Fürsorge anhaftender wirkt, je mehr ein Subjekt mit Weiblichkeit assoziiert wird. In der diskursiven Auseinandersetzung mit dem Begriff der Fürsorge zeigt sich die Interpretation der mütterlichen Fürsorge als Grundvoraussetzung und notwendige Reaktion auf die kindliche Bedürftigkeit (Ruddick 1993: 21ff). So wohl aus Gleichberechtigungsgründen, aber auch aus pragmatischen Gründen wie sinkender Reallöhne oder dem Abbau staatlicher Unterstützungsmaßnahmen wird eine Neuorganisation der Fürsorge notwendig (Riegraf/Metz-Göckel/Theobald 2011: 7). Für einen konstruktiven, machtkritischen Umgang mit dem Fürsorgebegriff lohnen sich Übertragungen des englischen Care-Begriffs, der „die Anteilnahme und Verantwortungsübernahme des Menschen für seine (menschliche und materielle) Umwelt und/oder für sich selbst“ (Sauer/Nieder 2019: 78) und „eine Aktivität, die alles einschließe, was notwendig sei, um unsere Lebenswelt so zu erhalten und zu verbessern, dass wir gut in ihr leben könnten“ (Seeck 2021: 18) meint. Die bislang wirksame Geschlechterorientierung in der Fürsorgeverantwortung erweist sich jedoch als zählebiges, soziales Arrangement, das durch soziale Strukturen manifestiert, durch Sozialisationserfahrungen erlernt und durch gegenwärtige Lebensbedingungen beeinflusst wird (Zerle/Keddi 2011: 57ff). Dieses Ungleichgewicht ist auch in der Jungforschung zu verzeichnen, die noch immer stark Wettbewerbsorientierung und Risikobereitschaft zentriert, wohingegen die Untersuchung von Männlichkeit und Fürsorge überwiegend ausbleibt. Durch

die anhaltende Ausblendung dieser Verknüpfung komme es so weiterhin zur Reproduktion der Vergeschlechtlichung von Fürsorge (Korn/Scholz 2022: 11ff).

Unter diesen Gesichtspunkten verstehe ich Mutterschaft in ihrem räumlich-zeitlichen Gefüge, das in verschiedensten Kontexten des Lebens seine Wirkungen entfaltet und prozessual hergestellt wird. Trotz der Zählebigkeit gesellschaftlicher Verhältnisse spreche ich mich für eine Perspektive aus, die soziale Phänomene in ihren Veränderungsprozessen anerkennt. Damit gewinnt die Frage an Bedeutung, welche Momente lenkend wirken können, wie Diskriminierungsverhältnisse diese Momente prägen und die Konturen der Mütter wie auch der sie umgebenden Menschen und Welten formen. Affekte entfalten ihre Wirkungen durch die kontinuierliche Benennung. Damit stellt sich für mich die Frage, wie Mütter diese erleben, verstehen und einordnen. Auf diese Weise können Einblicke gewonnen werden, welche Möglichkeitsräume marginalisierte Mütter sehen und welche sie nicht sehen, welche ihnen offenstehen und welche auch nicht. Welche Perspektiven erachten Mütter und ihre Umwelten dabei als legitim und wie kommt es dazu? Besondere Relevanz gewinnt im Rückblick auf die sensibilisierenden Konzepte der konstruktive, sich immer wieder aufs Neue herstellende Charakter der Situation. Diese ist auf verschiedensten Ebenen von Lebensbedingungen geprägt, die gleichzeitig von Historizität und ihrer Verdeckung bewegt werden, in Aushandlungsprozessen interpretiert und beeinflusst werden und deren Eindrücke in Entscheidungspositionen das Potential neuer Begegnungen und Transformationen schaffen.

4 Methoden

Um die Forschungsfrage, wie Lebensbedingungen die Aushandlungsprozesse und Entscheidungspositionen von Müttern mit Gleichberechtigungswunsch in heteronormativen Verhältnissen beeinflussen, zu beantworten, lohnt sich die Verwendung qualitativ-methodischer Ansätze, welche interpretative Analysen ermöglichen. Im Zentrum dieser Interpretationen steht die Untersuchung der affektiven Verwicklungen sozialer Ungleichheitsverhältnisse mit den Mutterschafts- und Gleichberechtigungskonzeptionen der befragten Mütter und die Frage wie ebendiese Verwicklungen auf mütterliche Entscheidungspositionen einwirken. Während Sara Ahmeds Affekttheorie dieser Arbeit als theoretische Grundlage und sensibilisierendes Konzept zugrunde liegt, wird die Situationsanalyse nach Clarke als methodologische Grundlage der Analyse genutzt. Adele E. Clarke zentriert Verschiedenheiten in ihrer postmodernisierenden Weiterentwicklung der Grounded Theory und bietet so durch die Situationsanalyse ein wichtiges Werkzeug zur Analyse der Vielfalt mütterlicher Lebensrealitäten an.

Der methodologische und methodische Rahmen der Grounded Theory stellt bestimmte „Essentials“ (Breuer/Mey/Mruck 2011: 428) bereit, die je nach Disziplin, Untersuchungsgegenstand, forschungspragmatischen Möglichkeiten und auch Forschenden angepasst und verhandelt werden können. Insofern werden in diesem Forschungsvorhaben die Autor*innen herangezogen, die sich auf die für dieses Forschungsprojekt jeweils notwendige Vertiefung spezialisiert haben. Aus welchen Gründen sich grundsätzlich für die Methodologie der Grounded Theory, derer zweiten Generation die Situationsanalyse angehört (Offenberger 2019: o.S.), entschieden wurde, wird im ersten Unterkapitels beschrieben. Hierzu wird Jörg Strübing (2014) herangezogen, dessen forschungsparadigmatische Zugänge in ein Verhältnis zu Sara Ahmeds affekttheoretischen Überlegungen gesetzt werden. Im Anschluss an diese Erläuterungen erfolgen eine Vorstellung des Samples und Einblicke in die verschiedenen

Positionierungen in Ungleichheitsverhältnissen. Nachdem dies für das Sample herausgearbeitet wurde, wird im nächsten Unterkapitel die Positionierung der Forscherin im Kontext des Samples und der Anlage des Forschungsarbeit reflektiert. In diesem Zuge findet auch eine Beschreibung des Untersuchungsprozesses statt. Dies wird im Hinblick auf die Frage reflektiert, inwiefern die Anlage des Untersuchungsprozesses auch einen Einfluss auf die Interviewdaten gehabt haben könnte. Franz Breuer, Petra Muckel und Barbara Dieris (2018), die sich der Reflexion der Subjektivität in der Reflexiven Grounded Theory verschrieben haben, bieten hier wegweisende Überlegungen zur Reflexion der eigenen Positionierung im methodischen Kontext. Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem methodischen Vorgehen der Situationsanalyse nach Adele E. Clarke (2005). Adele E. Clarke widmete ihre Weiterentwicklung der Grounded Theory der Postmodernisierung. Sie wird vor allem aufgrund ihres besonders anerkennenden Umgangs mit Heterogenität, Positionierungen und Ambivalenzen der methodischen Ausgangspunkt dieses Forschungsprojekts. Zugleich rekurriert die Situationsanalyse auf die konventionellen Kodierungsmethoden der Grounded Theory nach Anselm Strauss (1991) sowie Anselm Strauss und Juliet Corbin (1996). Letztere bilden die Bezugspunkte für die überblickartige Beschreibung des Kodievorgehens hinsichtlich der traditionellen Grounded Theory. Das Methodenkapitel schließt mit einer Auseinandersetzung über Gütekriterien der Situationsanalyse und der Grounded Theory.

4.1 Ein Feld für die Grounded Theory und die Situationsanalyse

Wenn sich vor Augen geführt wird, wie sehr Gleichberechtigung als Wert in westlichen Gesellschaften diskursiv emporgehoben wird, wirkt es mehr als irritierend, wie es beispielsweise um die gerechte Teilung in Bezug auf die Verantwortung für Fürsorge steht. Wenn Verantwortung für Fürsorge als Affekt gesehen wird, der sich durch Werte, Praktiken und Haltungen in gesellschaftlichen Räumen bewegt, fällt auf, dass dieser Affekt besonders häufig an Frauen und im Besonderen an Müttern haftet (orig. *sticks* (2014b)). Subjekte, bei denen dieser Affekt verharrt, werden also oftmals anhand ihrer Geschlechter unterschieden. Gleichzeitig prägen sich Berührung und Haftung des Affekts in das Subjekt ein und verändern es (ebd.: 11). Es kann überlegt werden, inwiefern Müttern teils Entscheidungen in Bezug auf Fürsorge und Selbstfürsorge und auf die Frage wie sie Beziehungen zu weiteren Elternpersonen und zum Kind gestalten, vorweggenommen werden. Dies geschieht beispielsweise, indem bestimmte Wege der Fürsorge eher geebnet und gesellschaftlich unterstützt werden als andere Wege. Problematisch kann die Berührung – die sich unterschiedlich in Subjekte einprägt – werden, wenn die Art und Weise, wie Fürsorge in 2-Elternbeziehungen organisiert wird, zu verringerten Teilhabechancen am gesellschaftlichen Leben, Abhängigkeitsverhältnissen und Überlastungen führt. Dies betrifft in erster Linie Mütter negativ. Alle Eltern, also auch zweite Mütter, Väter und non-binäre Eltern, erleben durch den Beginn der Elternschaft enorme Veränderungen in ihren Lebensalltagen; doch variiert das Ausmaß dieser Veränderungen oft erheblich mit dem Geschlecht. Auf die Veränderungen reagierend gilt es für Eltern - aufbauend auf Alltagswissen und Lebensbedingungen - Entscheidungen zu treffen, um sich möglichst gut durch Leben und Elternschaft zu navigieren. Mit dem Wunsch nach gleichberechtigter Lebensführung und Elternschaft entstehen vielfältige Herausforderungen und praktische Zweifel, wie sie Ausgangspunkt für die problemlösungsorientierte Grounded Theory sind (Strübing 2014: 41f.). Die Grounded Theory zeichnet sich „als eine situativ

anzupassende, systematisierte Variante alltäglichen Erkenntnisgewinns“ (ebd.) aus, die durch ihre Gegenstandsnahe Wirkweisen in den Lebensrealitäten der befragten Mütter abbilden kann. Eine Besonderheit bietet die Methodologie durch ihre „prozesshafte, perspektivisch gebundene Objektkonstitutionen“ (ebd.: 45), die auf zwei Ebenen bedeutsam wird. Die Grounded Theory bewegt sich zum einen auf der Ebene des sozialen Feldes. Diese Ebene kennzeichnet sich durch die Annahme, dass Akteur*innen Bedeutungen im Prozess des Handelns entwickeln, anpassen, verändern und reproduzieren. Die zweite Ebene fokussiert die „Konstitution des Feldes als Wissensojekt durch die Forschenden“ (ebd.). Vor allem durch die Anerkennung verschiedener Perspektiven, Positionierungen und Verhältnisse macht diese Ebene die Grounded Theory als Grundlagen schaffendes Analyseinstrument für intersektional verwobene Machtverhältnisse produktiv. Sie ermöglicht so nicht nur die Analyse des sozialen Feldes samt seiner intersektionalen Wirkweisen, sie sieht auch die Forschenden als Teil des Untersuchungsprozesses, welche ebenfalls unterschiedliche Vorerfahrungen und Sozialisierungen in die Analyse einfließen lassen. Dies bedeutet, dass bestimmte Sensibilisierungen bestehen und andere (noch) nicht und möglicherweise erst im Untersuchungsprozess erworben werden. Dies verändert nach Jörg Strübing (2014) das Verständnis von Daten in der Grounded Theory. Realität werde unter diesen Prämissen kontinuierlich im Handeln neu hervorgebracht. Dies meint zum einen, dass Daten Realität nur als Ausschnitt und zu einem bestimmten Punkt in Raum und Zeit darstellen können und zum anderen, dass diese Realität auch durch das Handeln im Forschungsprozess durch die Forschenden beeinflusst werde. Auf diese Weise werde eine objektivistische Perspektive auf Daten und Realität abgelehnt und die Notwendigkeit der Reflexion der Forschendenperspektive stark gemacht (ebd.: 45).

Auf beide Ebenen eingehend wird im nächsten Schritt das soziale Feld durch das Sample und seine Eigenschaften vorgestellt. Nach einem kurzen Einblick in die Positionierungen der befragten Mütter, wird auf den praktischen Verlauf der Erhebung eingegangen, bevor die Reflexion der Forscherinnenposition dargestellt wird. Dies bildet die Überleitung zur Konstitution des Feldes als Wissensojekt durch die Forscherin, welche das Kernstück des anschließenden Analysekapitels darstellen wird.

4.2 Mütter und ihre Vielfältigkeit – eine Samplebeschreibung

Die analysierten Daten wurden zwischen August 2022 und Februar 2023 in 12 leitfadengestützten, semistrukturierten Interviews erhoben. Dabei erfolgten Audioaufzeichnungen, welche mithilfe des Audiotranskriptionsprogramms f4x transkribiert wurden. Für die weitere Auswertung wurde MaxQDA, ein Programm zur computergestützten Daten- und Textanalyse, verwendet. Die Interviews dauerten zwischen 53 und 105 Minuten. In diesem Rahmen wurden Mütter befragt, die in ihrer Selbstbeschreibung einen Wunsch nach Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung äußerten. Die Selbstbeschreibung fand während der Akquise statt und war den Interviews vorgelagert. Die Wünsche nach Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung wurden entlang ihrer eigenen Kriterien bemessen. Insofern müssen die Wünsche nicht notwendigerweise mit einem (neoliberalen) Interesse an einer (teil-)modernisierten Aufgabenteilung einhergehen und können die Selbstverwirklichung als Mutter einschließen. Auf diese Weise soll der Problematik entgegengewirkt werden, dass nur bestimmte Konzepte als legitime Konzepte repräsentiert werden und ambivalente Anrufungen an Mütter in

dieser Arbeit reproduziert werden. Mütter, die explizit wenig Interesse an der Auseinandersetzung mit Gleichberechtigung haben und einen vermeintlich wenig reflektierten Wunsch nach traditioneller Rollenverteilung äußerten, wurden nicht ins Sample aufgenommen. Als ein weiteres Ausschlusskriterium wurde das Alter der Kinder herangezogen. Die Kinder der befragten Personen waren jeweils jünger als zwölf Jahre alt. Das Alter der Kinder legt nahe, dass Fürsorgetätigkeiten in der Familie mit einer höheren Dringlichkeit ausgehandelt werden müssen und somit mehr Hinweise auf Entscheidungsmotive angeboten werden. Weitere Kriterien für das Sample waren Faktoren der minimalen und der maximalen Kontrastierung, sodass aus dem Grundsampel eine Selektion erfolgte, die das höchste Maß an Heterogenität unter Berücksichtigung der Vergleichbarkeit anstrebte. Mit dem Ziel, konkretere Einblicke in die mütterlichen Perspektiven und ebenjene Hinweise zu erhalten, waren die Themen-schwerpunkte in allen Interviews die Organisation des Familien- und Arbeitslebens, Mutter-schaftskonzeptionen und Entscheidungsmotive, Konzeptionen der Gleichberechtigung, sozi-alisatorische Entwicklungen sowie Phasen der Relevanz von Gleichberechtigung und damit verbundene Einflussfaktoren, subjektive Bilder der Selbstverwirklichung und wie diese Bil-der der Selbstverwirklichung ins Verhältnis zur Beziehungsperson und zum Muttersein ge-setzt werden. Die Wahl der Themenschwerpunkte resultiert aus der Auseinandersetzung mit den im ersten Teil dieser Arbeit ausgeführten theoretischen Konzepten. Das Interviewformat ermöglichte, jeweils individuelle Vertiefungen vorzunehmen und die Beschreibungen der Lebensrealitäten der Interviewpartnerinnen zu intensivieren. Orientiert an aufkommenden Fragen und Hypothesen erfolgte die weitere Sampleauswahl entlang des Theoretical Samp-ling (Strauss/Corbin 1996: 149f; Strübing 2014: 29f.). Zur Akquise der Interviewpartnerinnen wurde die Schneeballmethode angewandt, welche im privaten Umfeld der Interviewerin ihren Anfang nahm und von dort erweitert wurde. Die Auswahl der Interviewpartnerinnen wurde anschließend nach maximaler Kontrastierung und/oder aufgrund von vertiefenden Fragestellungen, die in vorangegangen Interviews entstanden sind, vorgenommen.

Die Interviewpartnerinnen waren im Alter zwischen 28 und 47 Jahren ($m = 35,75$ Jahre)¹⁹. Die zweiten Elternpersonen waren im Alter zwischen 35 und 43 Jahren ($m = 37$ Jahren). Die Elternpaare hatten zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 1 und 3 Kinder, wel-che im Alter zwischen 20 Monaten und 11 Jahren waren. Zu diesem Zeitpunkt lebten neun der Familien in einer Großstadt, zwei in einer Kleinstadt und eine ländlich gelegen. Als wei-tere Bezugspersonen im Rahmen der Kindeserziehung werden meistens keine weiteren oder die Großeltern genannt. In einem Fall gibt es eine neue Beziehungsperson, die jedoch nicht in die Kindeserziehung involviert ist. In einem anderen Fall wird auch die Erzieherin als Bezugsperson benannt. Als Erstsprachen gaben alle Interviewpartnerinnen, bis auf eine, Deutsch an. Je einmal wurden Russisch und Spanisch als (zusätzliche) Erstsprache aufge-zählt. Die weiteren Elternpersonen sprachen allesamt ausschließlich Deutsch als Erstsprache. Zusätzlich nannte eine Interviewpartnerin Russisch als Erstsprache der weiteren Elternper-son. In allen Haushalten der Interviewpartnerinnen wird Deutsch gesprochen. Weitere im Haushalt gesprochene Sprachen sind Russisch, Spanisch und Englisch.

Bevor die Auseinandersetzung mit Diskriminierungsverhältnissen im Sample ausgear-beitet wird, soll ein bedeutender Aspekt ins Bewusstsein gerufen werden: Die historische

19 Aus Gründen der Anonymisierung wird keine Tabelle mit den soziodemographischen Daten der Interviewpart-nerinnen veröffentlicht. Durch die spezifische Betroffenheit von mehrfachen Ungleichheitsdimensionen gleichzeitig lassen sich ggf. Rückschlüsse auf die Personen ziehen. Um dies zu vermeiden, bleibt es bei der Benennung der Häufigkeiten. Die Angabe von Mittelwerten zielt darauf ab, zumindest einen groben Eindruck zur Verteilung im Sample zu geben.

Eingebundenheit von Diskriminierung und somit auch Diskriminierungsverhältnissen. Der Begriff „Diskriminierung“ beschreibt nach Heinemann und Mecheril „die unzulässige Unterscheidung von Menschen in Bezug auf Teilhabe-, Handlungs- und Selbstbestimmungsmöglichkeiten“ (Heinemann/Mecheril 2017: 120). Damit verbunden sind normative Vorstellungen eines guten Lebens. Diese Ideen seien jedoch historisch gewachsen und waren und sind somit weder allerorts noch jederzeit dominant. Das bedeutet, dass eine Vielzahl von Vorstellungen über Ausprägungen des guten Lebens existiert, die im hegemonialen Diskurs teils als legitim erachtet werden und teils nicht. Diesbezüglich finden inzwischen weltweit kritische Auseinandersetzungen statt, die sich für Erweiterung von Teilhabemöglichkeiten und eben auch von Anerkennungsräumen einsetzen und dabei die Normalität partikularer Lebensformen unterstreichen. Wesentlich ist die Anerkennung von Vielfalt, Differenzen und Identitäten, denen allgemeine und spezifische Rechte aberkannt wurden (ebd.: 120f.).

Wie die Positionierungen, Diskriminierungsverhältnisse und Lebensbedingungen der interviewten Mütter jeweils konkret ineinanderwirken und Ideen wie auch Möglichkeiten eines guten Lebens beeinflussen, soll Gegenstand dieser Analysen sein. Die befragten Mütter teilten ihre Erfahrungen und Sichtweisen in Bezug auf verschiedene Diskriminierungslinien, welche sie in ihrem Lebensalltag als wirksam erleben, mit. Alle Interviewpartnerinnen teilen einen grundsätzlichen Wunsch nach Gleichberechtigung und haben ein Bewusstsein für ungleiche Geschlechterverhältnisse. Wie diese im Detail erlebt werden und wie sich zu ihnen ins Verhältnis gesetzt wird, variiert und wird in der Ergebnisauswertung im Detail dargestellt. Des Weiteren positionieren sich alle Interviewpartnerinnen weiblich und cis-geschlechtlich. Zehn der Interviewpartnerinnen begannen ihre Mutterschaft in heterosexuellen Beziehungen, zwei begannen sie in gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Zum Zeitpunkt des Interviews befanden sich neun der Mütter in der 2-Elternbeziehung, in der die Elternschaft begann. Drei der Mütter leben getrennt von der weiteren Elternperson. Eine von ihnen lebt in einer neuen Beziehung.

Sozioökonomische Herkunft

Die meisten der befragten Mütter zeichnen sich durch einen Bildungsaufstieg aus. Sechs von sieben Interviewpartnerinnen, die in einem nicht-akademischen Elternhaus aufwuchsen, absolvierten früher oder später im Verlauf ihres Lebens ein Studium. Eine weitere Mutter, deren Eltern eine Universität besuchten, schloss an ihr eigenes Studium eine erfolgreiche Promotion an. Insgesamt nahmen zwei promovierte Mütter an der Erhebung teil. Aus akademischen Elternhäusern stammen fünf der Interviewpartnerinnen. Durch die Migration erfuhr die Herkunfts-familie einer Interviewpartnerin jedoch einen Statusverlust. Die Erfahrung des Statusverlusts aufgrund der Migration erlebte eine andere Interviewpartnerin selbst, als ihre Ausbildung nicht anerkannt wurde. Dies geht mit Armutserfahrungen einher, welche insgesamt drei der Interviewpartnerinnen teilen.

Psychische Gesundheit und Erkrankung

Für die Hälfte der Interviewpartnerinnen spielen psychische Gesundheit und Erkrankung eine Rolle in ihrem Lebensalltag. Dies betrifft sowohl vermutete psychische Erkrankungen als auch diagnostizierte. Vier der Interviewpartnerinnen beschreiben, dass sie diese bei sich und bei ihrer Beziehungsperson erleben. Jeweils eine Mutter nimmt mögliche Symptome nur bei sich oder nur bei ihrer Beziehungsperson wahr. Vier der Interviewpartnerinnen erlebten

psychische Erkrankungen in ihren Elternhäusern. Dieselben Interviewpartnerinnen beschreiben sich auch als therapieerfahren. Zwei weitere der befragten Mütter vermuten bei sich selbst Therapiebedarf und vier der Befragten vermuten diesen bei ihrer Beziehungsperson. Für die andere Hälfte der Mütter waren psychische Erkrankungen kein Thema im Interview.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit

Zehn der befragten Mütter positionieren sich als *weiß* in einem rassistischen Gesellschaftssystem. Eine Mutter berichtet neben *weißer* Positionierung von zahlreichen Erfahrungen mit antislawischem Rassismus. Die berichteten Erfahrungen finden vorrangig im Bildungssystem statt. Mit einer anderen Interviewpartnerin teilt sie linguistische Erfahrungen, welche im Lebensalltag, im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt wirksam werden. Eine weitere Interviewpartnerin benennt antiasiatische Rassismuserfahrungen aufgrund ihres Äußeren. Zwei der Interviewpartnerinnen positionieren sich als PoC. Drei der befragten Mütter berichten von Migrationen in eine andere Nation. Diese sind jedoch nicht identisch mit Rassismuserfahrungen. Von den drei Müttern mit Migrationserfahrungen berichten zwei von rassistischen Erfahrungen. Eine Mutter, die im Verlauf ihrer Jugend migrierte, lebte in einer deutschen, *weißen* Community, wo sie eher sexistische, denn rassistische Benachteiligungen beschreibt.

4.3 Einblicke in den Untersuchungsprozess und die Forscherinnenperspektive

Der Erhebungsprozess kennzeichnete sich durch eine hohe Bereitschaft zur Interviewteilnahme und das Engagement der Interviewpartnerinnen, auch ihre Freundinnen auf die Möglichkeit der Interviewteilnahme aufmerksam zu machen. Teils beschrieben die auf diese Weise akquirierten Interviewpartnerinnen von den ihnen berichteten wohltuenden, reflexionsanregenden und interessanten Interviewerfahrungen der eigenen Freundinnen und benannten diese als einen Motivationsfaktor zur Teilnahme am Interview. Besonders stark war dieses Phänomen bei *weiß* positionierten Bildungsaufsteigerinnen zu beobachten. Dies mag einerseits daran liegen, dass der Erhebungsprozess in meinem²⁰ sozialen Umfeld zunächst vor allem mit Müttern begann, auf die diese Merkmale zutreffen. Andererseits können die Ähnlichkeiten als *weiß* positionierte Bildungsaufsteigerinnen zwischen diesen Interviewpartnerinnen und mir selbst auch zu den beschriebenen Interviewerfahrungen geführt haben, sodass insbesondere diese Interviewpartnerinnen ein besonders positives Erlebnis erfuhren. Möglicherweise führte meine erfahrungsbasierte Vertrautheit mit dieser Position dazu, dass sich die Interviewpartnerinnen besser aufgehoben fühlten und deshalb auch ihren Freundinnen die Interviewerfahrung empfahlen. Die andere Möglichkeit, weshalb vor allem diese Interviewpartnerinnen ihre Freundinnen ansprachen, könnte auch mein verstärktes Nachfragen zum frühen Zeitpunkt im Erhebungsprozess sein, das im Verlauf des Prozesses zugunsten des theoretischen Samplings zunehmend zielgerichteter Mütter adressierte. Die Kontaktaufnahme mit Müttern mit Rassismuserfahrungen fand hingegen überwiegend durch die

20 Die Reflexion der Forscherinnenperspektive und -positionierung wird in der ersten Person verfasst, um die Subjektivität, die räumlich-zeitliche Gebundenheit und die eigene Involviertheit zu verdeutlichen.

Vermittlung durch andere Forscher*innen und Freund*innen statt, weniger über das Schneeballverfahren²¹. Insgesamt wurde ein hohes Interesse an der Thematik bei den Interviewpartnerinnen deutlich und das Bedürfnis, eigene Sichtweisen zu teilen. Dennoch konnten keine trans* und non-binären Mütter für eine Teilnahme gewonnen werden. Dies lag v.a. daran, dass die trans* Personen in meinem und dem sozialen Umfeld meiner Freund*innen und Bekannten überwiegend keine Eltern waren und die Elternperson, die mir lose bekannt ist, ein trans* Vater ist und somit nicht als Interviewperson infrage kommt. Beratungsstellen für trans* Personen hätten kontaktiert werden können, doch war meine Sorge zu groß, dass ich nur eine Interviewpartnerin finde und ihre Anonymität nicht gewährleistet werden kann. Zudem war es mir ein Anliegen, dass sich die Interviewpartnerinnen sicher im Gespräch fühlen. Die Vermittlung über einen gemeinsamen Kontakt verstand ich im Moment der Interviewakquise als notwendig dafür. Inzwischen hat sich meine Meinung dazu relativiert. In weiteren Forschungsprojekten gilt es die Lücke zu trans* Mutterschaft in jedem Fall zu schließen. Das hohe Interesse und die Informationsbereitschaft der teilnehmenden Interviewpartnerinnen eröffneten insgesamt frühzeitig sehr heterogene Blickwinkel auf Lebensbedingungen, Sozialisationserfahrungen, Wertvorstellungen und Handlungsstrategien, die Einflüsse auf Entscheidungspositionen ausüben. Durch die Vielfalt an berichteten Lebensrealitäten wird es eher möglich, sich dem Anliegen anzunähern, einen Beitrag zur Diversifizierung von Mutterschafts- und Gleichberechtigungskonzeptionen zu leisten und eine Analyse der damit verwochenen mütterlichen Entscheidungspraktiken zu erarbeiten.

Um einen möglichst umfangreichen Eindruck von den Einflussfaktoren auf die Interviewdaten zu erhalten, wird nicht nur meine Person als Forscherin im Wechselspiel mit den Interviewpartnerinnen reflektiert, sondern auch die Orte der Interviews, die ebenfalls der Reflexion bedürfen. Zum einen erfordern die Orte eine Reflexion, da sich unter den Gesichtspunkten der Grounded Theory die Trennung zwischen „Forscherin als Wissenschaftlerin“ und „Forscherin als alltagsweltliche Person“ nicht eindeutig ziehen lässt (Breuer/Mey/Mruck 2011: 436). Die Orte der Interviews sind m.E. Räume, die diese Positionen unterschiedlich sichtbar machen. Daraus können unterschiedliche wechselseitige Zuschreibungen resultieren, die einen Einfluss auf die Interviewdaten haben können. Dass Interviewworte grundsätzlich einen Einfluss auf die Befragungen haben können, hält u. a. Andreas Dieckmann fest (Dieckmann 2012: 468). Daher wird relevant, dass die befragten Mütter zwischen mehreren Intervieworten wählen konnten. So bestanden die Optionen, das Interview in meiner Wohnung, im Büro oder in meinen Beratungsräumen, in der Wohnung der Interviewpartnerin oder online zu führen. Letztere Option wurde aufgrund der unzuverlässigen Verbindung nach dem ersten Interview verworfen. Entscheidungskriterien für die Wahl der Orte waren u.a. die Kinderversorgung, die Organisation zwischen Erwerbs- und Familienalltag oder der Wunsch nach einem ruhigen, ungestörten Setting. Zu bedenken ist hierbei, dass die Wahl der Orte auf verschiedene Weise mit den Interviewpartnerinnen und mir selbst resonieren. Meine Wohnung zeichnete sich im Vergleich zu den weiteren Intervieworten am stärksten durch die Herstellung einer gemütlichen und störungsreduzierten Atmosphäre aus. Gleichzeitig offenbarte der Raum, dass meine Wohn- und Lebenssituation von denen der Interviewpartnerinnen abweicht. Die Interviews in der Wohnung zeichneten sich besonders dadurch aus, dass die befragten Mütter ihre Emotionen sehr offen zeigten und ihnen Raum gaben. Am wenigsten affektausdrückend und tendenziell eher auf der Sachebene verortet, erwiesen sich die Interviews in den Wohnungen der Interviewpartnerinnen. Die Wahl fiel auf diesen Raum, da sich das Interview zwischen Erwerbsarbeit und Kinderversorgung ressourcenschonender

21 Die Kriterien der Sampleauswahl werden in Kapitel 4.2 erläutert.

organisieren ließ. Dies deutet zum einen auf den verdichteten Alltag der Interviewpartnerinnen hin und zum anderen gibt es Hinweise darauf, dass sich die Interviewpartnerinnen trotz knapper Ressourcen Zeit für die Auseinandersetzung nahmen. Auch mein Büro würde als Interviewort gewählt. Die Räumlichkeiten wirkten professioneller und gaben mehr Informationen über den Kontext, in dem sich die Forschungsarbeit bewegt. Auch hier wurde durch eine kleine Verpflegung eine angenehme Atmosphäre hergestellt. Am auffälligsten war im Nachgang der positive Einfluss auf das Schneeballverfahren, der zu zahlreichen weiteren Kontakten mit potentiellen Interviewpartnerinnen führte. Hier kann möglicherweise der professionelle Raum verstärkend gewirkt haben, der Hinweise auf die gesellschaftliche Relevanz mütterlicher Perspektiven gibt, oder auch der Zeitpunkt am Anfang des Erhebungsprozesses, als die Intensität der Akquise am höchsten war. Weiterhin wurden auch meine Beratungsräume genutzt. Der dort angegliederte Raum für Kinder- und Jugendtherapie bot vielfältige Spielmöglichkeiten für das Kind der befragten Mutter an, welches aus Betreuungsgründen bei dem Interview anwesend war. Die Gesamtsituation gab einen Einblick in die komprimierte Lebenssituation der Mutter, welche ihre 1-Elternfamilie in Ressourcenknappheit navigiert. Das Interview war für die Mutter und das erst 20 Monate alte Kind sehr aufwühlend. Es kann angenommen werden, dass das Kind ein besonderes Gespür für die Emotionen der Mutter hat und sich die Stimmungen beider wechselseitig beeinflussten. Daher wurde dieses Interview mehrmals pausiert. Alle Gespräche wurden durch eine Vor- und Nachbesprechung gerahmt. Die Vorbesprechung diente dem Ankommen, bereitete das Interview vor und bot den Interviewpartnerinnen Raum zur Klärung von Fragen und Gedanken. Die Erhebung der soziodemografischen Daten bildete den Übergang in die aufgezeichneten Interviews. An das Interview anschließend wurde sich Zeit für eine Nachbesprechung genommen. Da die Interviews teils sehr bewegend wurden, war es mir ein wichtiges Anliegen, die Interviewpartnerinnen stabil aus dem Gespräch gehen zu lassen. Dies bedeutet, dass sich Zeit für Reflexion und Ausklang genommen und versucht wurde, das Versprechen eines sicheren Raumes zu halten. Als Ausdruck des Danks für das Vertrauen erhielten die Interviewpartnerinnen neben Worten der Wertschätzung und Anerkennung auch eine schokoladige Aufmerksamkeit.

Trotz aller Bemühungen, allen Interviewpartnerinnen gleichsam angenehme Interviewfahrungen zu ermöglichen, kann nicht verleugnet werden, dass auch ich mit meinen „historisch-kulturellen[n], fachlich-disziplinären[n], institutionelle-professionale[n] sowie lebensgeschichtlichen[n] Voraussetzungen“ (Breuer/Muckel/Dieris 2018: 86) einen Einfluss auf den Verlauf des Interviews und die Hervorbringung von Erkenntnissen ausübe. Um diese sichtbar zu machen und in den Forschungsprozess einfließen zu lassen, wird im Folgenden meine Forscherinnenperspektive beleuchtet und reflektiert.

Auf institutionell-professioneller Ebene ist auf die Ausbildung und Sozialisation an einer deutschen Universität in der Reflexion zu berücksichtigen. Das Studium ist von westlichen, akademischen Strukturen und Wissenskonzepten geprägt und formte meine vorgängigen Theorien und Normvorstellungen in der Soziologie und den Erziehungswissenschaften. Weiterhin beeinflusst wurden diese Präkonzepte (Breuer/Muckel/Dieris 2018: 90) durch Erwerbstätigkeiten in sozialpsychiatrischen Bereichen, durch eine Weiterbildung zur systemischen Beraterin wie auch durch die wissenschaftliche Mitarbeit im Bereich Bildungsverläufe und Diversität. Insbesondere durch diese Tätigkeiten fand eine starke Auseinandersetzung mit sozialen Ungleichheitsstrukturen und Machtverhältnissen statt. Im Verlauf dieser Sozialisation verlagerte sich so die zunächst eher distanzierte Denkweise (*Observing*), welche den Versuch der objektiven Analyse unternimmt, in Richtung einer eher involvierten Denkweise (*Engaging*), welche erstere in Zweifel zieht und sich für eine Perspektivengebundenheit

ausspricht. Ähnlich wie es sich in der Regel in Forschungsprozessen zeigt, wechseln sich diese Denkweisen auch in diesem Forschungsprojekt ab (ebd.: 88f.) und benötigen einer kontinuierlichen Reflexion.

Neben der institutionell-professionellen Ebene beeinflusst auch meine lebensgeschichtliche Kontextuiertheit das Forschungsgeschehen (ebd.: 90). Angelehnt an Georges Devereux beschreibt Breuer die Bedeutung von Reizwerten in der personalen Interaktion von Befragten und Befragenden, welche einen wechselseitigen Reizwert für einander im Beziehungsgefüge aufweisen. Laut Devereux wirke eine Vielzahl personaler und interpersonaler Prozesse auf die Beziehungsdynamiken sowohl zwischen Forschenden und ihren Themen, wie auch ihrem Untersuchungsfeld und ihren Untersuchungspartner*innen ein. Entsprechende Prozesse seien nicht nur bei Forschenden wirksam, sondern auch bei Interviewpartner*innen. Beide Seiten befinden sich in einem „symmetrisch-komplementären Beziehungsverhältnis“ (ebd.: 96), in dem sich beide wechselseitig beobachten und aufeinander reagieren. Hier werden jeweils Reizwerte bedeutsam, welche je nach Personen und Konstellationen unterschiedlich ausfallen können. Besonders augenfällig zeigen sich Reizwerte wie Alter, Geschlecht, Status, Habitus oder Aussehen. Reizwerte und ihre Konstellationen können sowohl eigene Reaktions- und Entscheidungsmuster beeinflussen als auch die der Interviewpartner*innen. Insoweit ist eine Auseinandersetzung mit ihnen für den Forschungsprozess dringend erforderlich (ebd.). Für diesen Forschungsprozess werden somit verschiedene Aspekte meiner Positionierung als Forscherin relevant. Zunächst kann an die institutionell-professionelle Ebene angeknüpft werden – ich habe eine akademische Ausbildung durchlaufen und bin in dieser Konstellation eine Forscherin. Bei den meisten Interviewpartnerinnen erweist sich dies als Gemeinsamkeit und in wenigen Fällen auch als zentraler Unterschied in der Beziehungskonstellation. In jedem Fall erhärtete sich der Eindruck, dass dem Thema so nicht nur eine alltagspraktische Wichtigkeit zugeschrieben, sondern auch auf akademischer Ebene als relevant erachtet wird. In Einzelfällen besteht die Möglichkeit, dass dieser Statusunterschied als hierarchisierend wahrgenommen werden könnte. Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen den Interviewpartnerinnen und mir zeigt sich in der Cis-Geschlechtlichkeit. Alle Beteiligten positionieren sich als cis-Frauen. Auf meiner Seite bedeutet dies, dass ich cis-sexistische Momente und Praktiken vor allem in der theoretischen Auseinandersetzung wahrgenommen habe und wahrnehme, jedoch nicht durch eigene leibliche Erfahrungen. Durch die geteilten privilegierten Positionierungen von Interviewpartnerinnen und mir selbst kann auf mehr oder weniger gemeinsames, hegemoniales Erfahrungswissen zurückgegriffen werden.

Diese Beobachtung wiederholt sich nicht in Bezug auf meine *weiße* Positionierung, mit der ich mich sowohl durch Staatsangehörigkeit als auch mein Erscheinungsbild als privilegiert in einem rassistischen System wiederfinde und trotz aller Empathieanliegen niemals spüren kann, wie rassistische Benachteiligungen Leben und Körper formen. Dies kann zur Folge gehabt haben, dass rassistische Erfahrungen in unterschiedlichem Maße thematisiert wurden. In einem Fall schien die Interviewpartnerin die Erfahrungen nicht im Kontext von Rassismus zu verorten, sondern teilte ihre Erfahrungen in Hinblick auf die Migration nach Deutschland. Eine andere Mutter, welche früh in ihrem Leben nach Deutschland migrierte, sprach nach Rückfrage über rassistische Erfahrungen und erklärte ihren Ärger über wiederholte Veränderungsmomente im Bildungssystem. Dies lässt die Überlegung zu, dass diese möglicherweise rassismusbezogenen Veränderungsmomente durch die unterschiedlichen Positionierungen eventuell zu einem Teil im Interview wiederholt wurden. Dies könnte an der Art, wie Rassismuserfahrungen im Interview thematisiert wurden, gesehen werden. Rassismuserfahrungen benannte die Interviewpartnerin zunächst im telefonischen Vorgespräch

und in der Erhebung der soziodemographischen Daten. Im Interview kamen diese erst spät und auf Nachfrage zur Sprache. Im weiteren Verlauf des Gesprächs kritisierte sie die explizite Thematisierung und Benennung ihrer Migrationsgeschichte durch Lehrpersonen. Eine ähnliche Erfahrung könnte die Interviewpartnerin auch durch meine explizite Nachfrage erlebt haben, da sie Wirkweisen von Rassismus zunächst gar nicht und dann eher außerhalb der Elternbeziehung benannte. Es liegt der Gedanke nahe, dass sie sich aufgefordert fühlen könnte, rassistische Erfahrungen zu benennen, die sie eigentlich nicht von sich aus benannt hätte. Eventuell könnte es zum einen daran liegen, dass sie rassistische Wirkweisen wirklich nicht in der Beziehung verortet oder zum anderen eine gute, angepasste und meine Bedürfnisse erfüllende Performanz als Interviewpartnerin zeigen wollte, wenn sie durch mich als *weiße* Forscherin zu ihren Rassismuserfahrungen befragt wird. Die Überlegung, welche Bedeutung Rassismus innerhalb der Elternbeziehung haben könnte, wurde so abgekürzt und in institutionelle Kontexte verlagert. Es ist möglich, dass die Abkürzung durch die tatsächliche, subjektive Wahrnehmung der Interviewpartnerin erfolgte oder durch das Wechselspiel zwischen der Interviewpartnerin und mir. Eine ähnliche Verneinung der Bedeutung von Rassismus in der Elternbeziehung wurde allerdings auch in einem weiteren Interview formuliert. Stattdessen wurde die klare rassismuskritische Haltung der Beziehungsperson betont. Hierzu lassen sich mehrere Hypothesen formulieren. Erstens könnten die unterschiedlichen Positionierungen dazu geführt haben, dass die Interviewpartnerinnen teils einen wenig geeigneten Sprachraum im Interview erlebt haben. Zweitens könnte meine *weiße* Positionierung von einer reduzierten Sensibilität für Nuancen begleitet sein, sodass Hinweise nicht erkannt wurden oder falls sie von mir erkannt wurden, in weniger erzählgenerierende Fragestellungen umgeleitet werden konnten. Drittens könnte eine intersektionale Verschränkung eine Rolle spielen. Es ließ sich beobachten, dass die Bereitschaft, von rassistischen Erfahrungen zu erzählen, mit dem Ineinanderwirken weiterer Benachteiligungen anstieg. Viertens könnte Rassismus eine Diskriminierungslinie sein, die die Interviewpartnerinnen – sofern möglich – lieber im Außen der 2-Elternbeziehung verorten, da diese allein schon herausfordernd genug ist und sich die Paarbeziehung eigentlich als sicherer Ort gewünscht wird.

Ein wichtiger Unterschied zu allen Interviewpartnerinnen ist meine Kinderlosigkeit oder das „Mutter von Niemandem“-Sein (Donath 2016: 130). Einige der Mütter äußerten, dass sie über mein mögliches Muttersein nachdachten oder erkundigten sich explizit danach. Die Antwort erwies sich allem Anschein nach als unproblematisch; jedenfalls ergaben sich keine merklichen Irritationen. Hierzu lassen sich zwei Hypothesen aufstellen. Zum einen sind Frauen in westlichen Gesellschaften oft mit Weiblichkeitvorstellungen konfrontiert, die sie als zukünftige Mütter konzipieren. Dabei werden Mädchen und Frauen oft frühzeitig, damit vertraut gemacht, dass sie *noch* nicht Mutter sind. Interessanterweise wurde sich nicht nach einem potentiellen Kinderwunsch meinerseits erkundigt. Zugleich sind sowohl Interviewpartnerinnen als auch ich selbst von gesellschaftlichen Strukturen und Sozialisationen betroffen, die ihnen eine Zukunft als Mutter nahelegen. Zum anderen haben alle Interviewpartnerinnen Erfahrungen mit einer Zeit, in der sie selbst nicht Mutter waren. Insofern scheinen sich hier Bezugspunkte zu eröffnen. Stellenweise konnte auch ein informierendes Anliegen der Interviewpartnerinnen vernommen werden, wenn geäußert wurde, dass sich im Nachhinein gewünscht wird, sie hätte doch gerne besser gewusst, was auf sie zukommen werde.

Auch in Bezug auf die Beziehungsgestaltung lassen sich Unterschiede zwischen Interviewpartnerinnen und mir festhalten. Diese Unterschiede wurden im Verlauf der Analyse reflektiert und nun aus Gründen der Privatsphäre nur grob thematisch angerissen.

Schwerpunkte der Reflexion bildeten Erfahrungen mit heterosexuellen und gleichgeschlechtlichen Beziehungen sowie freund*innenzentrierten Lebensführungen und Bedürfnisorientierung in Beziehungen.

Größere Varianzen ergeben sich durch meine Positionierung als Bildungsaufsteigerin. Hierbei sind verschiedene Ähnlichkeiten und Unterschiede zu beobachten. Die Hälfte der Interviewpartnerinnen hat ebenfalls Erfahrungen mit Statusmobilität aus Arbeiter*innenfamilien in akademische Kreise. In den Interviews hatte ich den Eindruck, mit diesen Müttern auf ähnliche Wissensbestände über das Aufwachsen in Arbeiter*innenklassen und mit Armutssbedrohungen zurückgreifen zu können. Dies weckt auf der einen Seite die Annahme, dass die Erfahrungen hohe Überschneidungen haben. Auf der anderen Seite liegt in dieser Annahme auch ein Risikofaktor, da relevante Vertiefungen in den Interviews möglicherweise unterlassen wurden, wenn sie durch meine eigenen Erfahrungen als selbsterklärend und selbstverständlich gelesen werden. Dabei kann es zu Auslassungen gekommen sein, wodurch wichtige Informationen eventuell nicht ausreichend transportiert wurden. Zugleich ist auch die gegenteilige Tendenz möglich. Durch den erfahrungsbasierten Umgang mit klassistischer Benachteiligung erhärtet sich meinerseits die Wahrnehmung einer besseren Einschätzungs-fähigkeit über die Konsequenzen meiner Fragen und Reaktionen. Dies ermöglichte offenes und interessiertes Nachfragen, welches wahrscheinlich tiefergreifende Informationen gene-rierte als im Vergleich zu Diskriminierungslinien, auf denen ich mich in einer privilegierten Position befinde und eher Sorge habe, durch meine Fragen verletzen zu können. Höchstwahr-scheinlich werden beide Tendenzen in den Interviews zu beobachten sein.

Wenn der Sprachstil in den Interviews mit den bildungsaufgestiegenen Müttern in den Reflexionsfokus gestellt wird, fühlt sich dieser auf vertraute Weise salopp und zwanglos an. Bei Interviewpartnerinnen aus Akademiker*innenfamilien hatte ich dagegen größere Ambitionen, als kompetente Forscherin wahrgenommen zu werden, sodass ich stärker auf meine Sprache achtete. Dieses Gefühl verstärkte sich besonders bei den promovierten Interviewpartnerinnen. Stellenweise erlebte ich die Wahl des Sprachstils als herausfordernd, da ein akademischer Sprachduktus durch seine rationalisierenden und objektivierenden Tendenzen in Diskrepanz zum Anliegen der Schaffung eines vertrauensvollen, emotionseinladenden Rahmens zu stehen schien. Zudem fühlt sich ein akademischer Sprachstil nach wie vor mehr nach Performanz als nach Habitus an. In den Interviews schien es allerdings zu einer Relati-vierung zu kommen, da zum einen der Wechsel zwischen verschiedenen Sprachstilen mög-lich war und zum anderen die Wirkweisen intersektionaler Verschränkungen sichtbar wur-den, als eine der promovierten Interviewpartnerinnen ebenfalls auf Therapieerfahrungen zu-rückgreifen konnte. Dadurch offenbarten sich eher diese Erfahrungen als gemeinsame Be-zugspunkte und die Herkunftsunterschiede traten weniger stark zutage. Zugleich wurden auch die Rassismuserfahrungen einer Interviewpartnerin, die auch negativ von Klassismus betroffen ist, stärker thematisiert. Erfahrungen wie beispielsweise (prekäre) Reinigungsjobs bei gleichzeitiger Überqualifizierung oder das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit werden ge-teilt.

Wenn die Unterschiede im Zusammenhang mit sozioökonomischer Positionierung ana-lysiert werden, hinterlässt vor allem der sichere sozioökonomische Status der gegenwärtigen oder der Herkunfts-familie der Interviewpartnerinnen Eindruck bei mir. In der Reflexion der Interviewerfahrungen überraschte mich vor allem eine von mir zugeschriebene Selbstver-ständlichkeit der finanziellen Sicherheit, die ich in einer vermeintlichen inneren Ruhe und äußerem Klarheit sehe. Als weitere mögliche Indikatoren für die finanzielle Sicherheit sehe ich die ärztliche Berufstätigkeit der Beziehungsperson und die professoralen Tätigkeiten der

Väter²² der Interviewpartnerinnen. Gleichzeitig nahm ich an mir selbst verringerte Kleinheitsgefühle im Vergleich zur Zeit vor der Promotionsphase wahr. Meine Position als Forscherin ermöglichte, diese Gefühle durch erkundigende Nachfragen zu überspielen.

In der Reflexion der Interviews mit Müttern, die in der Arbeiter*innenklasse geblieben sind, entsteht in meinem Erleben eine merkwürdige Diskrepanz, da ich auf die Erfahrungen in der Arbeiter*innenklasse heute mit einem zeitlichen Abstand zurückblicken kann. Sie haben einen Großteil meines Aufwachsens geprägt. Gleichzeitig verfestigt sich der Eindruck, dass ich nicht mehr als Teil dieser Klasse erlebt werde und meine Präsenz u.U. ähnlich einschüchternd wirken kann, wie Akademiker*innen und gut verdienende Menschen auf mich wirkten und stellenweise noch wirken. Auch hier scheint die Sprache ein Indikator zu sein, wenn bestimmte Begriffe, die durch die akademische Sozialisierung selbstverständlich für mich geworden sind, der Erklärung bedürfen. Teilweise wurde sich nach den Bedeutungen der Begriffe erkundigt. Insgesamt erlebe ich meine sozioökonomische Herkunft als omnipräsente Erfahrung, da mir unklar ist, wie sich eine andere sozioökonomische Herkunft in Leben und Fühlen einprägt. Daher fällt es mir schwer, zu benennen, wie die Interviews verlaufen wären, wenn ich diese Erfahrungen nicht hätte.

Ein letzter lebensgeschichtlich-kontextuierter Reizwert liegt in meiner Therapieerfahrung. In Hinblick auf diese Differenzlinie erlebte ich meinerseits eine besonders hohe Sensibilität durch triologische Erfahrungen als professionell Tätige im sozialpsychiatrischen und beraterischen Feld, Betroffene²³ und Angehörige. Dies zeigte sich in einem starken Erkennen von Nuancen, die sich im weiteren Interviewverlauf oft konkretisieren ließen. Dies geschah u.a., indem beispielsweise Therapieerfahrungen der Mütter erwähnt wurden, die bei der Erhebung der soziodemographischen Daten noch nicht benannt wurden. Interviewpartnerinnen, die diesbezüglich von vornherein transparent waren, nutzen den Raum für das Eruieren von Einflüssen der Erfahrungen mit psychischer Gesundheit und Krankheit auf ihr Muttersein oder für das Teilen von teils sehr traumatischen Erfahrungen. Durch die relativ breite Erfahrungs- und Kompetenzaufstellung in diesem Bereich fühlte ich mich als überwiegend sichere Gesprächspartnerin, die in diesem Zusammenhang einen geschützten Rahmen bieten konnte. Während die Erfahrungen als Bildungsaufsteigerin zum Zeitpunkt der Interviewerhebung und -auswertung meinerseits als omnipräsent erlebt werden, sodass Perspektivwechsel erschwert waren, erweist sich die Thematik des psychischen Gesundheitszustandes als facettenreicher und wechselhafter. Mein Kompetenzerleben erleichterte mir m.E. strukturiertere Interviewführungen und gezieltere Vertiefungen mit dem Wissen um die Vielseitigkeit im Kontext psychischer Gesundheit. So fällt mit den Interviewpartnerinnen, bei denen psychische Gesundheit kein akutes Thema ist, auf, dass im Gespräch keine Leerstelle entsteht. Durch die Tabuisierung psychischer Erkrankungen wirkt die Nicht-Thematisierung normalisierter als die Thematisierung.

Wie viele andere Forschungsprojekte – vor allem die, in denen mit der Reflexiven Grounded Theory Methodologie gearbeitet wird – ist auch dieses Projekt von einer „*Herzblut-Komponente*“ (Breuer/Muckel/Dieris 2018: 91, Herv. i.O.) begleitet. Das Forschungsthema berührt die Forschenden, die mit dieser Arbeit auch ein Anliegen und Engagement verfolgen. Damit einher gehen nach Breuer et al. bestimmte subjektive Voraussetzungen im

22 Alle Eltern aus Herkunfts-familien, die eine Professur innehatten, waren männlich.

23 Ich habe Schwierigkeiten, ungebrochen von psychischen Erkrankungen zu sprechen, da ich sie oft als gesunde Reaktionen auf ein schädigendes System sehe. Folglich sehe ich auch den Begriff „Betroffene“ kritisch. Gesundheit und Erkrankungen bilden meines Erachtens ein Kontinuum. Für die jeweiligen Begriffswahlen nutze ich je den Begriff, der mir kontextabhängig treffender erscheint.

Forschungsprozess. So haben die o.g. Präkonzepte Einflüsse auf die Erkenntnisgenerierung und führen entsprechend zu Selektivitätseffekten, die die Forschungsperspektive verengen können. Zugleich sprechen Breuer et al. auch eine „geschärfte *Sensibilität, Spürsamkeit* und *Differenzierungsvermögen* bezüglich problemrelevanter Aspekte“ (ebd., Herv. i.O.) an. Um diese Herzblut-Komponente in den Raum der Reflexion zu stellen und mögliche Einflüsse auf den Forschungsprozess transparent zu machen, möchte ich hier einige Eckpunkte darlegen. Ausgangspunkt dieser Forschungsarbeit liegt in meinem persönlichen Erschrecken über die Dominanz heteronormativer Vorstellungen und deren Einflüsse im und durch das soziale Umfeld. Davon weitergehend konnte im Verlauf der Forschungsarbeit dieser Impuls, der sich zwischen Irritation und Erschrecken bewegt, zunehmend besser verbalisiert werden, sodass ich Zweierbeziehungen und dabei vor allem heterosexuelle 2-Elternbeziehungen inzwischen in einem ambivalenten Gefüge sehe. Auf der einen Seite ist diese Beziehungsform die gesellschaftlich dominante, die die meisten Privilegien genießt. Auf der anderen Seite trägt sie einen erheblichen Teil zur Reproduktion gesellschaftlicher Machtverhältnisse bei und erhält die Benachteiligung von Frauen und non-binären Menschen aufrecht. Nichtsdestotrotz sehnen sich viele Menschen nach Nähe, Vertrauen und Geborgenheit, welche gesellschaftlichen Narrativen zufolge in Zweierbeziehungen zu finden seien. Andere Beziehungen wie beispielsweise Freund*innenschaften oder Kollektive, die diese Bedürfnisse ebenfalls erfüllen können, werden nach wie vor weniger anerkannt als eben Zweierbeziehungen und Kernfamilien. Diese sind jedoch oft davon geprägt, dass sich soziale Ungleichheitsverhältnisse in ihnen verdichten und Beteiligte mit daraus resultierenden Problemen isoliert und allein gelassen werden. Soziale Ungleichheits- und Machtverhältnisse werden individualisiert und als privates Problem verdeckt. Dies betrifft nicht nur Paare gemeinsam, sondern vor allem Frauen, welchen sowohl Kompetenzen als auch die Verantwortung für Fürsorge in Beziehungen zugeschrieben werden, worin sich eine grundlegende symbolische Ungleichheit manifestiert.

Mir ist es ein Anliegen, Sichtweisen von Müttern herauszuarbeiten und darzustellen, wie sie sich in ihren Beziehungen, Familien und Umfeldern positioniert fühlen und wie damit verwobene Lebensbedingungen auf ihre Entscheidungspositionen einwirken. Damit möchte ich einen Beitrag leisten, um verschiedene Konzepte von Mutterschaft und Gleichberechtigung sichtbar zu machen und aufbauend auf dieser Sensibilisierung, Zweierbeziehungen und Elternschaft in ihren ungleichheitsreproduzierenden Wirkungen zu reflektieren. Sensibilisierungen wie diese können langfristig ermöglichen, dass Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht ihre Fürsorgebedürfnisse ausleben können und zugleich Selbstbilder entwickeln, die nicht zuvorderst auf Fürsorge beruhen. Damit einher gehen die Überlegungen, dass Fürsorge von allen gelebt werden darf und dass Geschlecht nicht zu Fürsorge verpflichtet, dass andere Identitäten und Anteile von Müttern sichtbarer werden und bisherige verinnerlichte Annahmen aufgelöst werden.

Nachdem nun sowohl Positionierungen von Interviewpartnerinnen und mir selbst als Forscherin reflektiert wurden, wird im anschließenden Unterkapitel das methodische Vorgehen vorgestellt. In diesem Rahmen soll dargestellt werden, wie die vielfältigen Verschränkungen, die sich sowohl in den theoretischen Grundlagen wie auch in der Reflexion der Interviews anbahnen, visualisiert und analysiert werden.

4.4 Methodisches Vorgehen und Gütekriterien

Aufbauend auf den von Strauss (1991) und später Strauss/Corbin (1996) entwickelten Kodierverfahren der Grounded Theory Methodologie, findet Adele E. Clarkes Situationsanalyse als postmodernisierende Weiterentwicklung der Grounded Theory Anwendung in dieser Forschungsarbeit. Clarkes Situationsanalyse, welche der zweiten Generation der Grounded Theory zugeordnet wird (Offenberger 2019: o.S.), wird weiterhin unter Gebrauch der konventionellen Kodierungsmethoden der Grounded Theory durchgeführt (Clarke 2012: 121). Diese erweitert Clarke im Zuge des postmodern turn um die Herstellung von Maps und integriert so veränderte theoretische Prämissen, die auch für diese Arbeit von Relevanz sind und im Folgenden ausgeführt werden. Im Anschluss an die Darlegungen zur Situationsanalyse folgt ein knapper Abschnitt, der einen Einblick in die konventionellen Kodierungsmethoden der Grounded Theory gibt und beispielhaft beleuchtet, wie diese auf das erhobene Material angewendet werden kann.

4.4.1 *Situationsanalyse nach Adele E. Clarke*

Clarkes Strategien zur Postmodernisierung der Grounded Theory legen den Mehrwert der Situationsanalyse als Analysewerkzeug für dieses Forschungsprojekt offen. Mit dem Anliegen, mütterliche Lebensrealitäten und Entscheidungspositionen im Schnittpunkt intersektionaler und affekttheoretischer Theorien zu untersuchen, wird ein methodischer Ansatz notwendig, der Heterogenität, Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten abbilden kann. Eben dieser Fokus auf Verschiedenheiten, Variationen und Differenzen, welcher in der traditionellen Grounded Theory in geringerem Maße ausformuliert wurde, bildet das Kernstück in Clarkes Situationsanalyse. In diesem Zuge stellt Clarke die Situation ins Zentrum der Forschung und integriert dabei nicht nur menschliche, sondern auch nicht-menschliche Elemente sowie ihre vielfältigen Beziehungen. Damit unterscheidet sich Clarkes Ansatz von der traditionellen Grounded Theory, welche primär menschliche Handlungen untersucht (Clarke/Washburn/Friese 2022: 5). Für dieses Forschungsprojekt bedeutet dies u.a. eine strukturierte Analyse von Lebensbedingungen wie beispielsweise Elterngeldregelungen, die Dichte von Kindertagesstätten oder auch heteronormative Diskurse und Sozialisationen. In ihrer Weiterentwicklung und Schwerpunktsetzung der Grounded Theory nimmt Clarke weiterhin Abstand von kategorischen Ausblendungen, Homogenisierungs- und Vereinfachungsstrategien in der Analyse sozialwissenschaftlicher Daten. Stattdessen stellt sie die Optionen des theoretischen Samplings, möglichst verschiedene Situiertheiten, Positionen und Beziehungen zu untersuchen, ins Zentrum (Clarke 2011: 209). Diese Blickrichtung fasst Clarke als Teil der Postmodernisierung der Grounded Theory Methodologie, bei der sie grundsätzlich von Verschiedenheiten und Multiplizitäten ausgeht. Anstatt Erklärungen für Situationen zu suchen, stellt sie detaillierte und komplexe Darstellungen von Situationen in den Vordergrund. Clarke benennt im Rahmen ihrer Weiterentwicklung sechs Strategien, die sie in der Postmodernisierung der Grounded Theory als maßgeblich erachtet (ebd.: 212ff.). Zunächst spricht sich Clarke nicht nur für die Annahme, sondern explizit für die Anerkennung der Verkörperung („embodiment“) und die Situiertheit der Wissensproduzent*innen (1.) aus. Dies verbindet sie mit dem Ausgangspunkt der simultanen Wahrheiten und des multiplen Wissens. Damit einher geht auch die konkrete Beschreibung der Positionierungen der Forschenden, welche sie

als „verkörperte Wissende“ (ebd.: 214) konzeptualisiert. Die Heterogenität der Perspektiven abzubilden, sei ihres Erachtens auch gegenwärtig noch ein „ziemlich radikaler Akt“ (ebd.).

Des Weiteren bestärkt Clarke die Situation als Untersuchungsphänomen im Analyserahmen der Grounded Theory (2.). Als Definition zieht Clarke die Überlegungen von Thomas Morrione (1985) heran. Dieser definiert das Konzept der „Situation“ folgendermaßen: „Die Situation ist sowohl ein zu konfrontierendes Objekt als auch ein kontinuierlicher Prozess im Anschluss an die Konfrontation. [...] Situationen haben laufbahnartigen Charakter und sind auf verschiedenste Weise [...] mit anderen Situationen verknüpft“ (Morrione 1985: 161f. in ebd.). Diese Definition erhält für Clarke ihre Stärke durch ihre relationale und ökologische Herangehensweise, welche Beziehungen auch in ihrer Prozesshaftigkeit abbilden. Durch die Analyse ebendieser Beziehungen und ihrer Elemente wird die Situation so überhaupt erst im Forschungsprozess konstituiert. Ausgehend von dieser Perspektive distanziert sich Clarke von einer Idee des Kontexts und fasst Kontextbedingungen als co-konstruierende Bestandteile der Situation (Clarke/Washburn/Friese 2022: 17f.). Für dieses Forschungsvorhaben meint dies, dass sich die Schaffung der Situation in einem kontinuierlichen Wandel befindet. Im Kern geht diese Untersuchung der Konstruktion von mütterlichen Entscheidungspositionen nach. Dabei wird beleuchtet, welche Elemente der Situation wie in Entscheidungspositionen einwirken, welche Positionen eingenommen werden und welche nicht. Heteronormative Diskurse bilden somit nicht den Kontext der Situation, sondern konstruieren diese mit.

Daran anknüpfend orientiert sich Clarke zum einen an C. Wright Mills (1940) Konzepten situierten Handelns und baut darauf situierte Fragen auf. Zum anderen setzt sie sich mit Donna Haraways (1995) Überlegungen zum situierten Wissen auseinander. Ausschlaggebend ist für Clarke, wie Sprache und sprachliches Verhalten beobachtet wird, wie sie Handlungen koordinieren und in welchen Situationen bestimmte Erzähl- und Erklärungsweisen herangezogen werden und in welchen nicht bzw. andere. Diese Herangehensweise gebe Hinweise darauf, wie bestimmte Situationen konstruiert und voneinander abgegrenzt werden (Clarke 2011: 214f.). In ihrer Konzeption erlaubt Clarke Situationen die Entwicklung einer Art Eigenleben, welches Situationen gewissermaßen eine eigene Handlungsmacht gibt (ebd.: 216).

Eine weitere Strategie formuliert Clarke anhand der Distanzierung von simplifizierenden, normierenden und homogenisierenden Annahmen und Abbildungsstrategien (3.). Konkret meint dies die Abkehr von Darstellungsweisen, die Normalverteilungen suggerieren, zugunsten von kartographischen Konzepten, die in multidimensionaler Weise Ökologien und Relationen abbilden. Diese Darstellungsweisen ermöglichen ein komplexeres Verständnis spezifischer Positionen, Knotenpunkte und Verhältnisse in den untersuchten Situationen und was diese für die jeweiligen Akteur*innen bedeuten (Clarke 2011: 218f.).

Anschließend an die Anerkennung von Verschiedenheiten und die Ablösung von Normierungen benennt Clarke die analytische Hinlänglichkeit sowohl sensibilisierender Konzepte als auch theoretisch integrierter Analytik (4.). Dies meint die Untermauerung von Theoretisierungen im Analyseprozess. Damit verfolgt sie nicht weiter das Ziel der traditionellen Grounded Theory, eine inhaltliche oder formelle Theorie zu entwickeln, sondern betont Theoretisierungen als verschiedene Theorien integrierende, situierte und begrenzte Repräsentationen im Kontext einer postmodernen Analysebrille (ebd.: 221f.). Damit denkt Clarke an ein differenzierteres Theorieverständnis, welches nicht mehr von einer übergeneralisierenden und überabstrahierenden Theorie ausgeht, sondern um den situierten und raum-zeitlich gebundenen Rahmen von Theorien weiß (ebd.: 222). So steht am Ende des Analyseprozess eine situierte, gegenstandsbezogene Theoretisierung, welche die Beziehungen beleuchtet, die sich

im Forschungsprozess als am interessantesten aufeinander bezogen und am wenigsten erforscht erweisen (Clarke/Washburn/Friese 2022: 13). Als Ergebnis einer gelungenen interpretativen Situationsanalyse identifiziert Clarke idealerweise neue, sensibilisierende Konzepte oder die Verfeinerung und Erweiterung bereits existierender Konzepte um theoretische Fortschritte und empirische Forschung (Clarke 2012: 273). Dabei versteht Clarke den Gegenstand der Theoretisierungen in stetiger Veränderung, sodass nie ein Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben werden kann (Clarke 2011: 221).

Untermauert wird diese Prämisse durch die Postmodernisierungsstrategie der Durchführung von Situationsanalysen während des gesamten Forschungsprozesses (5.). Für die methodische Durchführung erarbeitete Clarke drei Maps, die unterschiedliche Schwerpunkte einer bestimmten Situation darstellen. Diese sind namentlich die Situations-Map, welche auch zur relationalen Analyse herangezogen wird, die von Strauss und Corbin etablierte Map der sozialen Welten und Arenen und die Positions-Map. Im Zentrum der Analyse stehen die untersuchte Situation und die prägnantesten Elemente sowie ihre Beziehungen zueinander. Die Situation selbst wird hierbei durch diese Elemente geschaffen, welche wiederum Aufschluss über die wirkenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse geben. Die kartographische Darstellung der kontextuellen Elemente begünstigt die Analyse ebendieser Verhältnisse (Clarke 2012: 223f.).

Zu guter Letzt benennt Clarke die Hinwendung zu narrativen, visuellen und historischen Diskursen (6.) als Erweiterung der Grounded Theory, um die Produktionen und Wirkweisen unterschiedlicher „Erzählmechanismen“ (Clarke 2011: 224) nachvollziehen zu können.

Während in der traditionellen, positivistischen Grounded Theory also die Entwicklung einer gegenstandbezogenen Theorie zu menschlichen Handlungen im Vordergrund steht, zeichnet sich die Situationsanalyse durch ihre Offenheit und Anerkennung von Verschiedenheit sowie ihrer Distanzierung von Normalitätsverständnissen zugunsten einer Kartographie der untersuchten Situationen aus. Die Situationsanalyse ermöglicht Situationen in ihrer Ökologie zu sehen und erweist sich damit als konstruktiver Ansatz zur Analyse der Affekte nach Sara Ahmed, welche diese in ihrem ökonomischen Wirken versteht. Die grundlegenden Kodierverfahren der Grounded Theory betrachtet Clarke auch in der Situationsanalyse als unerlässlich und als Basis für die Erstellung von Maps (ebd.: 209). Nachdem im nächsten Schritt die Grundlagen des methodischen Vorgehens der Situationsanalyse erläutert werden, soll anschließend daran eine Skizzierung der besagten konventionellen Kodierverfahren der Grounded Theory vorgestellt werden.

Die Besonderheit an Clarkes konzipierten Maps ist die Anerkennung und Integration sowohl menschlicher als auch nicht-menschlicher Elemente wie auch unterschiedliche Positionen einer Person. Die Begutachtung der Materialitäten und Diskurse ermöglicht die Sichtbarmachung relevanter Kernelemente für den Komplex der Entscheidungssituationen von Müttern (Clarke 2011: 210f.).

In der Situations-Map finden so also bedeutsame „menschliche, nicht-menschliche, diskursive, historische, symbolische, kulturelle, politische und andere Elemente der Forschungssituation“ (ebd.: 210) ihren Platz. Durch die kartographischen Darstellungen werden Beziehungen analysierbar und der Komplexität sowie den Verflechtungen Rechnung getragen. Für die konkrete Forschungssituation der mütterlichen Entscheidungen können hier die Verflechtungen diskriminierender und privilegierender Systeme untersucht werden. Dazu können beispielsweise die Vorstellungen und Erfahrungen mit Sexismen, Rassismen, Klassismen oder Ableismen, aber auch die Dichte und Verfügbarkeit von Betreuungsplätzen, Elterngeld- und Sozialhilferegelungen, Anerkennung von Bildungsabschlüssen oder Jobangebote sein.

Clarke schlägt als methodisches Vorgehen die Entwicklung von „messy“ (ungeordneten) und „ordered situational maps“ (geordneten) (Clarke/Washburn/Friese 2022: 10f.) vor. Die ungeordnete Situations-Map dient der Darstellung der vollen Breite der Elemente in einer Situation. Zu diesem frühen Zeitpunkt im Forschungsprozess sei die Bedeutung einzelner Elemente noch unklar, sodass das Ziel zunächst in einer Sammlung bestehe. Diese Maps werden in der Regel genutzt, um erste Einblicke in einen Forschungsbereich zu erhalten und Entscheidungen zum Theoretical Sampling zu treffen. Eher selten werden sie als Ausgangspunkt für wissenschaftliche Publikationen genutzt (ebd.). Abbildung 1 zeigt aus Übersichtsgründen beispielhaft einen Ausschnitt der ungeordneten Situations-Map dieses Forschungsvorhabens. Die Abbildung orientiert sich eng an Clarkes Darstellung und verwendet zur Verdeutlichung der Elemente zusätzlich zu den inhaltlichen Benennungen auch die abstrakten (ebd.: 11).

Im späteren Verlauf des Forschungsprozesses wird die ungeordnete Situations-Map entlang von Hauptkategorien, welche Clarke sowohl aus ihren eigenen Arbeiten als auch von Strauss' Arbeiten ableitet, geordnet (Clarke/Washburn/Friese 2022: 10f.). Dafür orientiert sie sich an den vielfältigen „allgemeinen Ordnungen“ aus Strauss' Theorie des ausgehandelten/prozessualen Ordnens und bezieht sich u.a. auf räumliche, zeitliche, technische, arbeitsbezogene, gefühlsbezogene, moralische und ästhetische Dimensionen (Clarke 2012: 127). Tabelle 1 illustriert ebenfalls einen Ausschnitt der geordneten Situations-Map für die untersuchte Fragestellung zu mütterlichen Entscheidungen.

Im Anschluss an die geordnete Situations-Map werden in der Situationsanalyse die Relations-Maps²⁴ dargestellt. Nachdem in der Situations-Map die Elemente der Situation zusammengetragen wurden, beginnen in den Relations-Maps die Analysen der Beziehungen zwischen ebendiesen Elementen. Dazu wird eine Vielzahl an Relations-Maps entwickelt, welche sich jeweils mit den Beziehungen ausgehend von einzelnen Elementen befassen. Dieser Analyseschritt dient der Verdichtung der Komplexität, indem die situationsimmanenten Beziehungen herausgearbeitet werden. Dabei werden zwei Aspekte essenziell. Zum einen wird anhand des Forschungsinteresses entschieden, welche Beziehungen konkreter herausgearbeitet werden und welche nicht. Zum anderen stehen die Beziehungen – nicht die Elemente der Situation – im Zentrum dieser Map (Clarke/Washburn/Friese 2022: 12f.). Kern dieser Analysephase stellt also die systematische Beschreibung der Eigenschaften der jeweiligen Verbindungen dar. Clarke sieht in diesem stark systematischen Prüfen die Chance auf „spannende und kreative Momente geistiger Arbeit“ (Clarke 2012: 141). Abbildung 2 skizziert beispielhaft eine Relations-Map, die während des Analyseprozesses verwendet wurde.

24 Relations-Maps stellen einen systematisierenden Analyseschritt im Umgang mit ungeordneten Situations-Maps dar und erweisen sich so in Clarkes Beschreibungen (2012) nicht als separate Maps. Aus ihren späteren Formulierungen könnte geschlossen werden, dass sich ihre Haltung diesbezüglich geändert hat, wenn sie von „these new maps“ (Clarke/Washburn/Friese 2022: 12) spricht.



Abb. 1: Ungeordnete Situations-Map (Quelle: Eigene Darstellung nach Clarke et al. 2022: 11)

| | |
|--|---|
| Individuelle menschliche Elemente/Akteur*innen [IME/A] z.B. Schlüsselindividuen und bedeutsame (unorganisierte) Menschen in der Situation, inkl. Forscherin Mutter/Mütter, Interviewpartnerin, Vater des Kindes, 2. Mutter des Kindes, neue Beziehungsperson der IP, Mutter der IP, Vater der IP, Mutter der Beziehungsperson, Vater der Beziehungsperson, Bezugspersonen der Beziehungsperson der IP, Kind(er), Freund*innen, Soziale Netzwerke zur Unterstützung in der Familienarbeit, soziales Umfeld | Nicht-menschliche Elemente/Aktant*innen [NME/A] z.B. Technologien, materielle Infrastrukturen, spezialisierte Informationen und/oder Wissen, materielle „Dinge“ Infrastruktur (Beratungsangebote, Kinderfremdbetreuung), Vorwissen/Vorerfahrungen zu Mutterschaft |
| Kollektive menschliche Elemente/Akteur*innen [KME/A] z.B. bestimmte Gruppen, spezifische Organisationen Elternbeziehung, Bildungssystem | Diskursive Konstruktion nicht-menschlicher Aktant*innen [DKNMA] wie in der Situation vorgefunden Schönes/Grundsätzliches am Muttersein, subjektive Bilder von Selbstverwirklichung |
| Politische/ökonomische Elemente [PÖE] z.B. der Staat, bestimmte Industrie(n), lokale, regionale/globale Ordnungen, politische Parteien, NGOs, politisierte Themen Gesetzliche Regelungen zur Familiengründung von gleichgeschlechtlichen Paaren, gesetzliche Regelungen zur Elternzeit, gesetzliche Regelungen zur Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie | Soziokulturelle/symbolische Elemente (SSE) z.B. Religion, race, Sexualität, Geschlecht, Ethnizität, Nationalität, Logos, Icons, andere visuelle und/oder auditive Symbole Migration, Alter, Rassismen, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, Heteronorm, Glaubensrichtungen, Klassenverhältnisse, Ableismen/Psychische Gesundheit, Sexismen, Homophobie |
| Zeitliche Elemente [ZE] z.B. historische, saisonale, Krisen- und/oder Übergangsaspekte Corona, (Phasen der) Relevanz von Gleichberechtigung, Mutter werden, Sozialisation | Räumliche Elemente z.B. Räume in der Situation, geographische Aspekte, lokale, regionale, nationale, globale räumliche Themen |
| Hauptthemen/-debatten (gewöhnlich umstritten) [HTD] wie in der Situation vorgefunden und siehe Positions-Map Organisation des Arbeitslebens, Organisation des Familienlebens, Ausprägung der Mutterschaft im Alltag, Herausforderungen von Mutterschaft, Mutterschaft, Selbstverwirklichung | Verwandte Diskurse (historische, narrative und/oder visuelle) [VD] z.B. normative Erwartungen von Akteur*innen und Aktant*innen, und/oder andere spezifizierte Elemente, moralische/ethische Elemente, Massenmedien und andere populäre kulturelle Diskurse, situationsspezifische Diskurse Thematisierung von Gleichberechtigung, Gleichberechtigung in Bezug auf Gebären, Gleichberechtigung in Bezug auf Geschlecht, Gleichberechtigungskonzeptionen, Verbundenheit, Nicht-Verbundenheit, „gute Mutter“ |

Tab. 1: Geordnete Situations-Map (Quelle: Eigene Darstellung nach Clarke et al. 2022: 12)

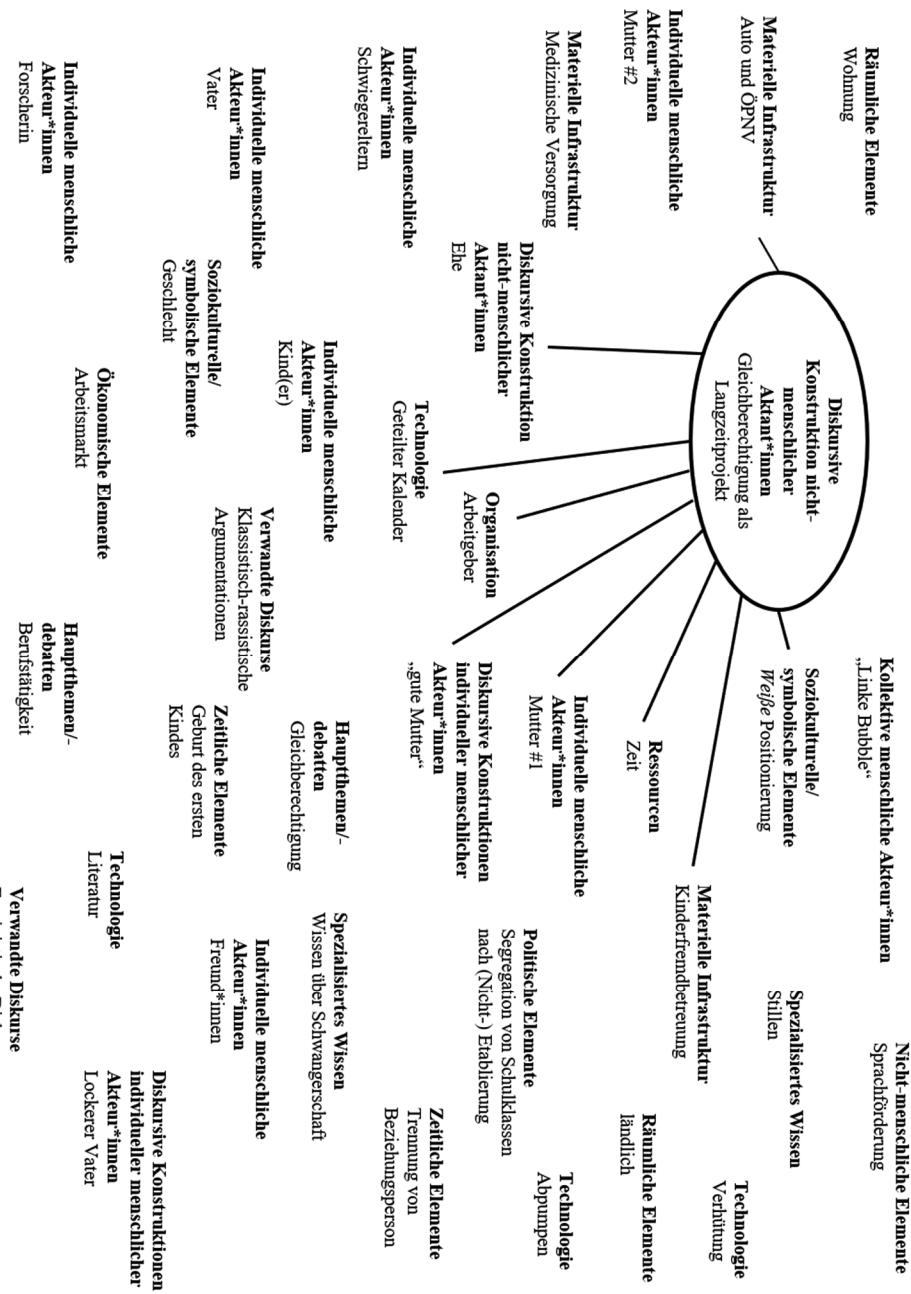


Abb. 2: Relations-Map (Quelle: Eigene Darstellung nach Clarke et al. 2022: 13)

Auf der Map der sozialen Welten und Arenen werden alle kollektiven Akteur*innen, relevante nicht-menschliche Elemente und die Arenen ihres Wirkens zusammengetragen und ermöglichen vertiefende Erkundungen. In den Arenen finden die kontinuierlichen Aushandlungen und verschiedenen Diskurse ihren Analyseort. Auf der Mesoebene werden hier sozial-organisationale, institutionelle und diskursive Dimensionen und ihre Verwicklungen untersucht (Clarke 2011: 210). Die Map der sozialen Welten und Arenen stützt die Analyse sozialen Handelns. Im Zuge dessen hebt Clarke besonders hervor, dass es sich nicht um eine aggregierte Ebene von Individuen handele, sondern dass die sozialen Arenen die Orte seien, wo Individuen durch Akte der Verpflichtung („commitment“) immer wieder neu zu sozialen Wesen in sozialen Welten werden (Clarke 2012: 148). Dabei lässt sich anhand ebendieser Handlungsverpflichtungen („commitment to action“) der Akt der Grenzziehung beobachten und darüber bestimmen, wer sich in welchen sozialen Welten in der Arena befindet (ebd.: 152).

Soziale Welten stellen in dieser Map bestimmte soziale Gruppen dar. Diese Gruppen können unterschiedlich groß und unterschiedlich stark organisiert sein. Kennzeichnend für sie sind die geteilten Wahrnehmungen und Perspektiven, durch welche sowohl individuelle als auch kollektive Identitäten gebildet werden. Jene Identitäten werden zum Ausgangspunkt kollektiver Aushandlungen. Im Rahmen dieser Aushandlungen entwickeln soziale Welten Erzählungen von sich selbst wie auch über andere soziale Welten samt ihrer Bedeutungen für die jeweiligen kollektiven Interessen, Aktivitäten und Ziele (Clarke/Washburn/Friese 2022: 14f.). Zugleich bietet sich in der Analyse der sozialen Welten die Möglichkeit, ebenjene Tätigkeiten zur Grenzziehung und -erhaltung zwischen den Welten zu untersuchen und darüber Hinweise zur Herstellung von Legitimation der Welten zu erhalten. Diese Prozesse sind u.a. mit Unternehmungen verbunden, durch die Teilnehmende der sozialen Welten ihre Ansprüche geltend machen oder Forderungen erheben (Clarke 2012: 151). In diesem Forschungsprojekt können beispielweise Mütter mit psychischer Erkrankung, erwerbstätige Mütter und Freund*innen als soziale Welten gesehen werden oder aber auch Väter in Teilzeiterwerbstätigkeit oder Schwiegermütter. Arenen umfassen in dieser Map die Orte und Räume, in denen diese Aushandlungen ausgetragen werden. Untersucht wird hier, wie und welche Aushandlungen in der Arena thematisiert werden und welche sozialen Welten involviert sind (Clarke/Washburn/Friese 2022: 14f.). Als Arenen können hier z.B. die Kernfamilie, die Herkunfts-familie, der Freund*innenkreis oder die Arbeitsstelle relevant werden – oder aber auch die Konstruktion „Mutterschaft“ im Interviewmaterial. Deutlich wird, dass soziale Welten und Arenen in der Regel nicht trennscharf konzeptualisiert werden können, fließend ineinander übergehen und sich stellenweise bedingen. Dies liegt insbesondere an der Annahme, dass soziale Welten und Arenen interpretativ hergestellt werden. Damit kann nicht von objektiven Wirkweisen ausgegangen werden. Stattdessen erweisen sich die Grenzen als offen und durchlässig in der eigenen Konstruktion und auch für die dafür notwendigen Diskurse. Verbunden damit zeigen sich soziale Welten als vielfältig, heterogen und potenziell widersprüchlich. Gleichzeitig ebnen die Maps der sozialen Welten/Arenen auch die Analyse nicht besprochener, tabuisierter oder ungenutzter Möglichkeiten, welche die besondere Stärke der folgenden Positions-Map charakterisieren (ebd.: 15).

Während auf der Situations-Map eher die Komplexitäten und Verflechtungen analysiert werden, stehen Aushandlungen und Konstruktionen im Fokus der Map der sozialen Welten und Arenen. Die Elemente, die auf der Relations-Map ins Verhältnis gesetzt wurden, können auf der Map der sozialen Welten und Arenen in ihrer Beweglichkeit, Prozesshaftigkeit und in der Weise, wie sie diskutiert werden, begutachtet werden. Die Prozesse geben im Zuge

dessen Hinweise darauf, wie die Maps der sozialen Welten/Arenen überhaupt erst konstruiert, aber zugleich auch kontinuierlich destabilisiert werden (Clarke 2011: 210). Für die Analyse der mütterlichen Entscheidungspositionen kann hier beispielsweise überlegt werden, wie mit der Verfügbarkeit von Betreuungsplätzen oder Jobangeboten umgegangen wird oder an welchen Orten Diskriminierungsverhältnisse wie Sexismen oder Rassismen thematisiert und diskutiert werden. Abbildung 3 zeigt beispielhaft eine mögliche Map der sozialen Welten und Arenen und orientiert sich ebenfalls stark an Clarke et al. (2022).

Die Positions-Map bildet den Analyseraum für konkrete Schlüsselpositionen an bestimmten Achsen der Variationen und Differenz samt ihrer Fokussierung und Kontroversen. Nicht zu vergessen ist hierbei, dass Positions-Maps keine Personen oder Gruppen verorten, sondern zentrale diskursive Positionen im Zusammenhang mit spezifischen Fragestellungen. Diese Map ist für die Beantwortung der Forschungsfrage von besonderer Wichtigkeit, da sie die Visualisierung unterschiedlicher Positionen und möglicher Widersprüche in einem Individuum und im Diskurs ermöglicht (Clarke 2011: 211). Besondere Reichhaltigkeit gewinnt die Positions-Map durch die Darstellung von eingenommenen und nicht-eingenommenen Positionen. Dadurch werden wesentlich umfangreichere Möglichkeitsräume in einer Situation analysierbar, wie beispielhaft an Abbildung 4 erkennbar wird (Clarke/Washburn/Friese 2022: 15). Kennzeichnend für Positions-Maps ist, dass sie keine „normalen“ oder „abweichenden“ Positionen herstellt, sondern „andere Positionen“, welche prominenter, weniger prominent oder gar marginalisiert bis tabuisiert sind. Elementar ist die Beschreibung der Positionen aus der Perspektive der Position samt positionseigener Bedingungen. Unter Hinzunahme der übrigen Maps lassen sich Positionen als situierte erfassen, wodurch sowohl die breitere Situation als auch bestimmte Positionen in ihrem Zusammenwirken sichtbar werden. Clarke arbeitet hier mit dem Begriff der Positionalität, durch den sich analytische Zwischenräume eröffnen. Diese Zwischenräume ermöglichen das Ansprechen von Zweifeln und Komplexitäten und machen verschwiegene Positionen hörbar (Clarke 2012: 165f.). Mit der Positions-Map können so Erklärungsansätze gefunden und entsprechende gegenstandsbezogene, situierte Theorien entwickelt werden, wie Mütter ihre Entscheidungen im spezifischen raumzeitlichen Zusammenwirken von Lebensbedingungen treffen, wie u.a. mögliche Differenzen zwischen Wünschen und faktischen Entscheidung erlebt, konstruiert und ggf. verbalisiert werden oder wie persönliche Sozialisationen und gesellschaftliche Historien ihren Weg in verschiedene entscheidungsrelevante Positionen der jeweiligen Mütter finden.

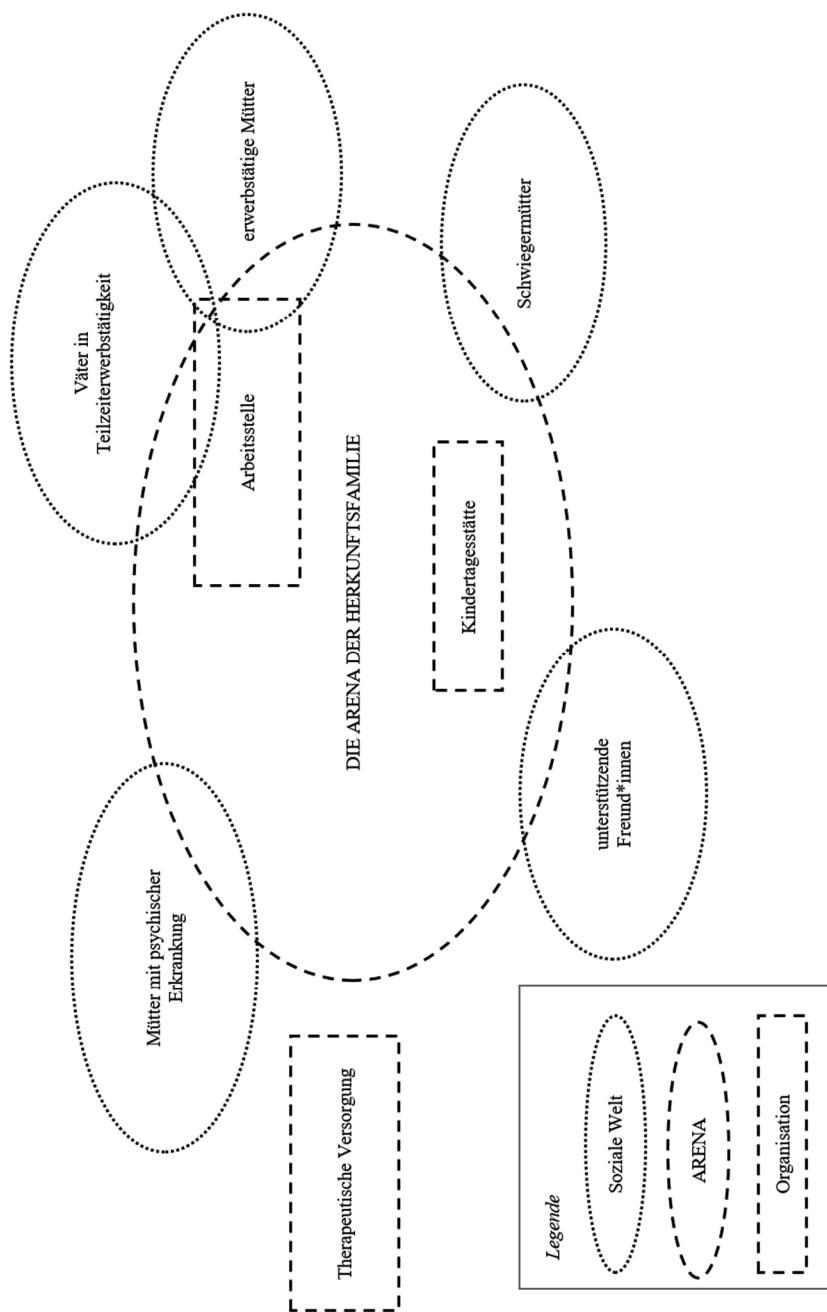


Abb. 3: Map der sozialen Welten und Arenen (Quelle: Eigene Darstellung nach Clarke et al. 2022: 14)

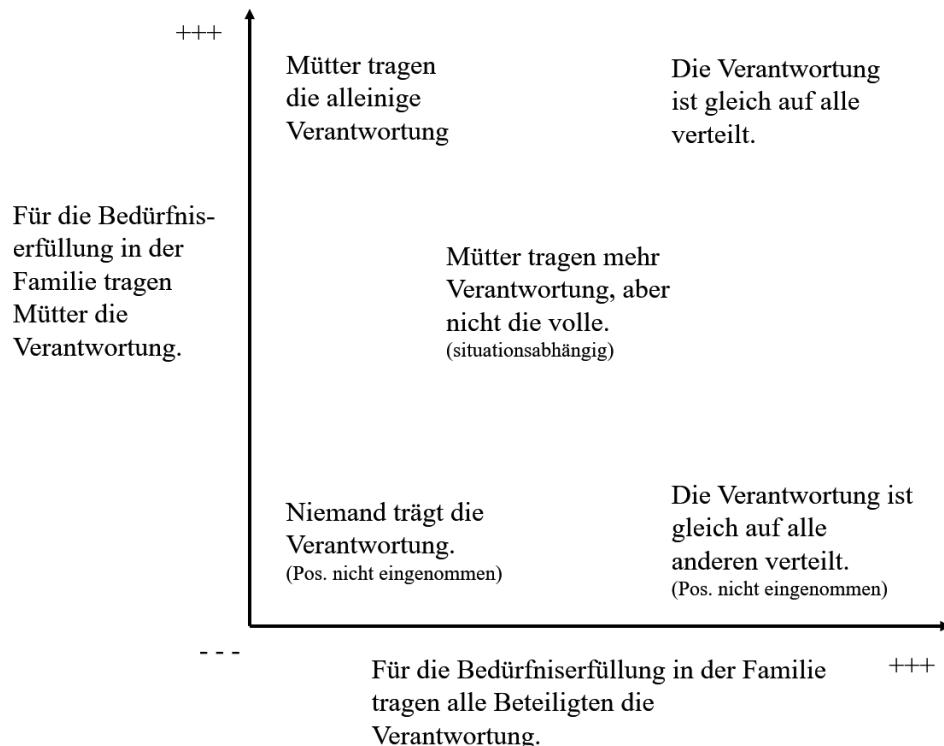


Abb. 4: Positions-Map (Quelle: Eigene Darstellung nach Clarke et al. 2022: 16)

4.4.2 *Grounded Theory nach Anselm Strauss und Juliet Corbin*

Die Entwicklung der soeben beschriebenen Maps findet in enger Wechselwirkung mit den konventionellen Kodierungsverfahren der Grounded Theory statt (ebd.: 121). Da in diesem Forschungsvorhaben wesentlich umfangreicher mit der Situationsanalyse gearbeitet wird, wird an dieser Stelle nur eine knappe Beschreibung der Kodierungsverfahren nach Strauss und Corbin (1996) vorgenommen. Dazu wird zunächst das Verfahren des offenen Kodierens, anschließend das des axialen und zu guter Letzt das des selektiven Kodierens beleuchtet.

Das offene Kodieren bildet die Grundlage aller weiteren Analyseschritte und widmet sich dem Benennen und Kategorisieren der untersuchten Phänomene. Um die Daten aufzubrechen und besprechbar zu machen, wird es notwendig, die Informationen der Interviews zu konzeptualisieren und den jeweiligen Beobachtungen Namen zu geben. Die daraus hervorgehenden Konzepte werden im weiteren Verlauf gruppiert und zu Kategorien zusammengetragen. Wichtig ist hierbei, dass zu diesem Zeitpunkt im Forschungsprozess noch keine finalen Kategorien erstellt werden können, sondern dass diese orientiert am Forschungs-

gegenstand kontinuierlich verfeinert und abgeändert werden. Kategorien werden in diesem Prozess hergestellt, indem Konzepte miteinander verglichen werden und auf Zusammengehörigkeit überprüft werden. Die so entstehenden Kategorien werden benannt und mit Subkategorien angereichert, die Informationen über Eigenschaften und Varianzen beinhalten. Die spezifischen Eigenschaften einer Kategorie werden herausgearbeitet und dimensionalisiert. Beispielsweise könnte eine bildungsaufgestiegene Mutter (Kategorie) ein höheres oder niedriges Einkommen haben (Eigenschaft: Einkommen, Dimension: hoch-niedrig) und hat ihren Bildungsaufstieg früher oder später im Lebensverlauf umgesetzt (Eigenschaft: Zeitpunkt des Bildungsaufstiegs, Dimension: früher-später). Die Dimensionen der Eigenschaften einer Kategorie veranschaulichen jeweils ein Kontinuum. Wenn Phänomene Kategorien zugeordnet werden, weisen sie demnach jeweils einzigartige dimensionale Profile in den kategorialen Eigenschaften auf. Auf Basis dieser Informationen können Forschende sowohl Fragen an die Daten stellen als auch anhand dieser Fragen weitere Entscheidungen für das theoretische Sampling treffen. Hauptaugenmerk des offenen Kodierens liegt auf der Entwicklung von Konzepten und Kategorien und dem Vergleichen der Ereignisse auf Ähnlichkeiten und Unterschiede (ebd.: 44ff).

Im nächsten Schritt, dem axialen Kodieren, werden die Subkategorien einer Kategorie in Beziehung gesetzt. Nachdem also während des offenen Kodierens die Eigenschaften und Dimensionen einer Kategorie entwickelt wurden, werden beim axialen Kodieren Kategorien und ihre Subkategorien ins Verhältnis zueinander gesetzt. Dies geschieht entlang eines paradigmatischen Modells, das die Kategorie als *Phänomen* interpretiert. Das Phänomen ist geprägt von *Bedingungen*, die es verursachen, einem *Kontext*, in dem sich das Phänomen bewegt, *intervenierenden Bedingungen*, die die breiten und allgemeinen Bedingungen der Handlungsstrategien ermitteln, *Handlungs- und interaktionale Strategien*, wie mit dem Phänomen verfahren wird und *Konsequenzen* ebendieser Strategien (Clarke 2012: 76ff).

Um das *Phänomen* herauszufinden, wird analysiert, auf welche zentrale Idee oder welches zentrale Ereignis die Daten hinweisen und auf was sich die in den Daten beschriebenen Überlegungen, Handlungen und Interaktionen beziehen. Beispielsweise der Bildungsaufstieg einer Mutter ein Phänomen sein. *Ursächliche Bedingungen* gehen dem Phänomen voraus und begünstigen seine Entstehung. Da Ursachen selten einfaktoriell sind, werden in der Regel mehrere ursächliche Bedingungen auf ihr Zusammenwirken untersucht. Ursächliche Bedingungen für den Bildungsaufstieg der Mutter könnten beispielsweise das soziale Umfeld, der Wohnort oder das Selbstvertrauen der Mutter sein. Im Rahmen des *Kontexts* eines Phänomens werden zweierlei Aspekte herausgearbeitet. Zum einen umfasst er die besagten Eigenschaften und Dimensionen des Phänomens, die je nach Auftreten unterschiedlich profiliert sein können. Das wäre z.B., die Form, in der sich eine Mutter in ihrem Bildungsstatus verändert hat. Das können Bildungsaufstieg, -stabilität oder auch -abstieg sein. Zum anderen beschreibt der Kontext die spezifische Zusammensetzung von Bedingungen, in die die Handlungs- und Interaktionsstrategien eingebettet sind. Das können die individuellen Bedingungen sein, die im jeweiligen Fall zum Tragen kamen. Hatte eine bildungsaufgestiegene Mutter unterstützende Freund*innen oder Freund*innen, die sich selbst für ein Studium entschieden (Bedingung: Soziales Umfeld, Kontext: unterstützendes soziales Umfeld)? Oder wohnte sie in der Nähe einer Universität (Bedingung: Wohnort, Kontext: nah an Universität)? Oder vertraute die Mutter in ihre Fähigkeiten (Bedingung: Selbstvertrauen, Kontext: hohes Selbstvertrauen)? Im Zuge der ursächlichen Bedingungen wird zusammengetragen, welche Bedingungen grundsätzlich das Entstehen des Phänomens verursachen. Der Kontext fokussiert, welche spezifische Ausprägung die Bedingungen in dem jeweiligen Fall aufweisen.

Wichtig ist an dieser Stelle anzumerken, dass es sich bei dem Kontext um den Kontext des einzelnen Phänomens – nicht der gesamten erforschten Situation – handelt. *Intervenierende Bedingungen* stellen den breiteren strukturellen Kontext dar. Dazu gehören u.a. zeitliche, räumliche oder kulturelle Bedingungen oder auch Bedingungen wie sozioökonomischer oder technologischer Status, Karriere, individuelle Biographie oder Geschichte. In Bezug auf die bildungsaufgestiegene Mutter können so etwa die Dichte von Bildungsangeboten (räumliche Bedingungen), die Jobsicherheit, die nebenberufliche Weiterbildungen erleichtert (Karriere) oder klassistische Momente in der Sozialisation (kulturelle Bedingungen) sein. In diesem Rahmen spielen sich *Handlungs- und interktionale Strategien* ab, welche ebenfalls bestimmte Eigenschaften umfassen. Handlungen erweisen sich im paradigmatischen Modell als prozessual – sie entwickeln sich über einen zeitlichen Verlauf, zweckgerichtet und zielorientiert – sie werden genutzt, um dem Phänomen auf irgendeine Weise zu begegnen. Darüber hinaus kann Handlung bzw. Interaktion auch ausbleiben, wodurch die Gründe für das Ausbleiben zu untersuchen sind. Weiterhin gibt es intervenierende Bedingungen, die Handlungen eher fördern oder eher einschränken. In Bezug auf die bildungsaufgestiegene Mutter können also der Besuch einer Abendschule oder die Beantragung von BAföG Handlungsstrategien darstellen. Ebenso könnte die Abwendung von wenig unterstützenden Freund*innen eine Handlungsstrategie sein, die die Interaktion mit einer Gruppe von Menschen reduziert. Gleichzeitig kann es selbstverständlich auch Fälle geben, in denen sich gegen einen Bildungsaufstieg entschieden wurde. Hier könnte eine Bedingung beispielsweise die mangelnden zeitlichen Möglichkeiten sein. Handlungen und Interaktionen führen im Kodierparadigma zu Konsequenzen und Ergebnissen, welche zu einem späteren Zeitpunkt wiederum zu einem Teil der nächsten Bedingungen werden können (Strauss/Corbin 1996: 79ff). Konsequenzen des Bildungsaufstiegs der Mutter könnten möglicherweise eine größere finanzielle Unabhängigkeit oder auch Unzufriedenheit mit anhaltend traditionellen Geschlechterrollen in der heterosexuellen 2-Elternbeziehung sein.

Entlang dieses Kodierparadigmas werden die zugehörigen Subkategorien überprüft und erweitert. Ob ein Ereignis beispielsweise als Phänomen oder als Bedingung gelesen wird, hängt nicht zuletzt vom jeweiligen Forschungsinteresse ab. Insgesamt zielt das axiale Kodieren darauf ab, die Grundlage für eine gegenstandsbezogene Theorie in ihrer Varianz und konzeptuellen Dichte herzustellen. Die angestrebte Theorie soll sowohl spezifisch genug sein, um aussagekräftig zu sein, als auch auf verschiedene Ausprägungen eines Phänomens anwendbar sein. An dieser Stelle sind noch einmal die unterschiedlichen Perspektiven von Strauss/Corbin und Clarke in Erinnerung zu rufen. Während Strauss/Corbin dichte, gegenstandsbezogene Theorien anstreben (ebd.: 88), geht Clarke von Theoretisierungen aus, die noch stärker die Veränderlichkeit und Heterogenität betonen (Clarke 2011: 221). Eine weitere Unterscheidung zwischen der Grounded Theory nach Strauss/Corbin liegt in dem Umgang mit vorliegenden und nicht-vorliegenden Daten. Strauss/Corbin begrenzen ihre Analysen auf Kategorien und Ereignisse, die tatsächlich im Rahmen der Daten benannt wurden (Strauss/Corbin 1996: 90), wohingegen Clarke sich in ihrem Ansatz für das Schweigen stark macht und anstrebt, explizit Positionen sichtbar machen, die nicht erwähnt wurden (Clarke 2012: 166). Beide Ansätze der Grounded Theory widmen sich der Frage, wie Interviewpartner*innen Situationen interpretieren und wie dies ihre Handlungen bzw. die Konstituierung der Situation beeinflusst.

Sowohl die Grounded Theory nach Strauss/Corbin als auch die Situationsanalyse nach Clarke wenden sich zum Ende des Forschungsprozesses dem Erzählen einer analytischen Geschichte zu (Strauss/Corbin 1996: 95; Clarke 2012: 177). Clarke sieht den Ort für diese

Geschichte in der Projekt-Map, welche in erster Linie der Präsentation eines Analyseauschnittes für ein Forschungspublikum dient (ebd.). Strauss/Corbin verankern das Erzählen einer analytischen Geschichte im selektiven Kodieren. Hierbei findet die Auswahl einer Kernkategorie statt, auf die sich die weiteren Kategorien beziehen. Zunächst wird dafür der rote Faden der Geschichte gesucht. Dies begünstigt die Integration der verschiedenen Ereignisse und ähnelt der Suche nach dem Phänomen, wie es im axialen Kodieren vorgenommen wurde. Im Anschluss daran wird der rote Faden einer Geschichte zu einer analytischen Geschichte weiterverarbeitet, indem die übrigen, ergänzenden Kategorien mithilfe des paradigmatischen Modells um die Kernkategorie angeordnet werden. Auf diesen Schritt folgt die Verbindung der ergänzenden Kategorien auf dimensionaler Ebene und das Validieren dieser Beziehungen durch erneute Überprüfung der Daten. Der Analyseprozess wird durch das Auffüllen der Kategorien durch eine weitere Untersuchung der Daten abgeschlossen. Diese Arbeitsschritte müssen nicht notwendigerweise getrennt voneinander absolviert werden, sondern stehen im Wechselspiel miteinander. Im Zuge des selektiven Kodierens wird die gegenstandsbezogene Theorie bzw. die analytische Geschichte entwickelt, verfeinert und verdichtet. Hierbei ist es essenziell, sich für eine Kernkategorie zu entscheiden und falls mehrere Kernkategorien möglich sind, eine dieser Kategorien als eine ergänzende zu konzipieren, um eine einzige Theorie bzw. analytische Geschichte entwerfen zu können. Dies ist notwendig, um Muster zu identifizieren und die Spezifität der Theorie zu untermauern. Das bedeutet, dass die Theorie ermöglicht, Aussagen über das Eintreten zukünftiger Phänomene und bestimmten Bedingungen zu treffen (Strauss/Corbin 1996: 94ff).

Die Untersuchung des im Forschungsprojekt erhobenen Datenmaterials findet in enger Orientierung an den vorgestellten methodischen Vorgehensweisen statt und soll durch die systematische Analyse der Situation, in der sich Mütter mit Gleichberechtigungswunsch befinden, Hinweise auf ihre Entscheidungspositionen geben. Hierbei wird großer Wert auf die Anerkennung und Darstellung der Heterogenität von Lebensbedingungen gelegt. Die herangezogenen Gütekriterien dieser Analysen bilden den Inhalt des nächsten und letzten Unterkapitels und thematisieren neben klassischen Gütekriterien auch die Relevanz der Intersubjektivität für dieses Forschungsvorhaben.

4.4.3 Gütekriterien

In diesem Unterkapitel werden die Situationsanalyse und die Grounded Theory ins Verhältnis zu sozialwissenschaftlichen Gütekriterien gesetzt und ein Eindruck darüber geben, wie die Güte in diesem Forschungsprojekt gewährleistet wird. Da Clarkes und Strauss/Corbins Ausführungen zu Gütekriterien m.E. sehr stark die theoretische Sättigung sowie die kontinuierliche Wiederholung und Überprüfung fokussieren, soll im Anschluss mit der Intersubjektivität noch ein weiteres Gütekriterien angeführt werden, das einen stärkeren reflexiven Umgang mit der eigenen Positionalität beachtet und mir notwendig vor dem Hintergrund der reflektierenden Auseinandersetzung mit differenzsensiblen Perspektiven erscheint. Hierzu werden Überlegungen von Breuer et al. (2011) herangezogen.

Im Rahmen sozialwissenschaftlicher Gütekriterien wird u.a. die Möglichkeit der Verifikation von Theorien diskutiert. Diese werde im Rahmen des Diskurses teils als „undenkbar“ (Popper 1965 in Strübing 2014: 81) gesehen. Diese Position relativiert Strauss jedoch und sieht die Verifikation von Theorien in sich kontinuierlich wiederholenden Zyklen, die Theorien jeweils nur vorläufig bestätigen können. Gegenstandsbezogene Theorien werden hier in ihrer Prozesshaftigkeit und Veränderbarkeit hervorgehoben. Vorläufige Bestätigung erhalten

Theorien jedoch nur durch die systematische empirische Überprüfung, die mit anhaltenden Vergleichen einhergehe. Durch ebendieses sich immer wiederholende, vergleichende Überprüfen, das frühzeitig im Forschungsprozess schon durch das offene Kodieren beginnt, werde es unwahrscheinlich, dass gegenstandsbezogene Theorien spät im Analyseprozess falsifiziert und verworfen werden müssen (ebd.: 81f.). Das Gütekriterium der Verifikation werde in Methodologien der Grounded Theory und so auch der Situationsanalyse relativiert, indem ihm mit jener systematischen Wiederholung des Überprüfens begegnet werde. In dieser systematischen Wiederholung sieht Clarke sowohl einen erheblichen analytischen Nutzen, der sich in der kontinuierlichen Arbeit und Weiterentwicklung der Maps wiederspiegelt (Clarke 2012: 134), als auch ein Gütekriterium, wenn eine theoretische Sättigung erreicht werde und über einen längeren Zeitraum keine erheblichen Veränderungen und Ergänzungen an den Maps vorgenommen werden (ebd.: 147).

Darüber hinaus werde in Ansätzen der Grounded Theory ein anderes Repräsentativitätsverständnis verfolgt. Die Grounded Theory erhebe nicht mehr den Anspruch, repräsentativ für eine breite Population zu sein, sondern zentriere die Analyse und Einbettung bestimmter Phänomene. Strübing befürwortet, von einer konzeptuellen Repräsentativität zu sprechen, welche mithilfe des theoretischen Samplings Aussagen über Phänomene treffen könne. Von verbreiteten Repräsentativitätsbegriffen, im Kontext derer von einer Stichprobe auf eine Grundgesamtheit geschlossen wird, werde sich in der Grounded Theory distanziert. Dies beinhalte ebenfalls die Distanzierung von Absichten, Analyseergebnisse auf Personengruppen zu generalisieren (Strübing 2021: 89).

Weiterhin fragt sich, wie in der Grounded Theory mit der Validität verfahren wird. Auch in der Grounded Theory werde das Anliegen verfolgt, „gültige Theorien zu entwickeln, also solche, die intern widerspruchsfrei sind und extern eine adäquate Repräsentation der sozialen Wirklichkeit garantieren“ (ebd.: 90). Durch die konventionellen Kodierverfahren des axialen und selektiven Kodierens in sich stetig wiederholendem Vergleich, sollen Daten untersucht werden, die zur Reformulierung, Differenzierung und weiterer empirischer Überprüfung anregen. Dieses Verfahren diene der internen Prüfung der Güte. Ergänzend dazu sei eine kleinschrittige Dokumentation der Forschungszyklen und der gewählten Entscheidungen durch Memos die Basis einer externen Güteprüfung (ebd.). Insbesondere diese Formulierung der Validität stellt sich als herausfordernd in Verbindung mit Clarkes Prämissen zur Postmodernisierung der Grounded Theory dar. Strüblings Überlegungen zur internen Widerspruchsfreiheit werden Clarke Gedanken zur Heterogenität und der expliziten Anerkennung von Widersprüchen an die Seite gestellt (Clarke 2011: 220). Clarke setzt sich für die Entdinglichung von Verschiedenheit in der empirischen Forschung ein und möchte so einen Beitrag dazu leisten, Ausprägungen innerhalb bestimmter Situationen zu verstehen. Diese möchte sie jedoch losgelöst von bestimmten Personengruppen wissen. Stattdessen hebt sie die Widersprüchlichkeit, die selbst in Individuen anzutreffen ist, hervor. Für sie bedeutet der Umgang mit Theoretisierungen auf der einen Seite Verständnis und Anwendung von Theorien und auf der anderen Seite auch eine Variationsbreite in den untersuchten Daten zu erfassen, die ebenso Widersprüche und Ambivalenzen abbilden können (ebd.). Hier identifiziert Clarke einen grundlegenden Unterschied zwischen der traditionellen Grounded Theory und der postmodernen Situationsanalyse (Clarke 2011: 225). Analytischen Ansprüchen wird Clarke gerecht, indem sie die Güte der Analysen in der Fähigkeit und Dichte versteht, sodass alle Einträge in den Maps und deren Beziehungen ausgiebig anhand der Daten beschrieben werden können (Clarke 2012: 147, 163). Ausgehend von meinem Anliegen, einen Beitrag zur Sichtbarkeit der Vielfalt von Mutterschaft zu leisten, schließe ich mich daher Clarkes Prämissen

an. In meinen Analysen wende ich mich ebenfalls der Untersuchung und Darstellung widersprüchlicher Positionen zu und erhebe eher nicht den Anspruch, diese zugunsten einer Theorie ohne Unstimmigkeiten und Irritationen zu ebnen. Stattdessen strebe ich an, die Bedingungen der Widersprüche zu verstehen und zu verdeutlichen.

Das Gütekriterium der Objektivität spielt laut Strübing in der Grounded Theory eine sehr untergeordnete Rolle, da der Grounded Theory und der traditionellen Sozialforschung unterschiedliche Konzepte zugrunde liegen. Vom gängigen Verständnis der Objektivität in der Sozialforschung wird in der Grounded Theory radikal Abstand genommen. Das Anliegen über die Unabhängigkeit der Messinstrumente und somit auch der gemessenen Daten von den beobachtenden Forschenden werde abgelehnt. Stattdessen werde die Perspektivgebundenheit betont, welche nicht nur einen Einfluss auf die Datenerhebung habe, sondern auch in ihrer Analyse und Interpretation zum Tragen komme. Vor allem die Vielzahl an möglichen Lesarten der erhobenen Daten wird systematisch erweitert und bilde das Herzstück.

Neben den methodenimmanenteren Gütekriterien der systematischen Wiederholung, des Verfassens von Memos und der theoretischen Sättigung bewegen mich vor allem reflexive Umgangsweisen mit der Perspektivgebundenheit. An dieser Stelle und in Kritik an einer vermeintlichen Objektivität wird v.a. die Intersubjektivität bedeutsam. Vor diesem Hintergrund schließe ich mich Breuer et al. (2011) an, die einen offensiven Umgang mit Subjektivität hervorheben und daraus epistemologisches Potenzial für Forschungsprozesse schöpfen. Breuer et al. kritisieren den Ansatz, über Intersubjektivität wissenschaftliche Objektivität herstellen zu wollen. Unter diesem Vorsatz werde in erster Linie auf Übereinstimmungen in den Beschreibungen und Beurteilungen der Daten abgezielt, um damit ein gewisses Maß an Reliabilität sicherzustellen. Dem stellen Breuer et al. die Perspektive, ebendiese Differenzen und Abweichungen als produktive Herausforderungen zu interpretieren und auf Basis derer Anreize für weiterführende Erkenntnisse zu vertiefen. Um ebendiese Differenzen und Abweichungen für den Forschungsprozess produktiv zu machen, werden Dezentrierungsverfahren formuliert, die Forschende darin unterstützen, Distanz zu ihren einsozialisierten Standpunkten und „zentrierten“ Wahrnehmungen aufzubauen. Im Zuge der Entselfstverständlichung der Wahrnehmungs- und Denkweisen wird die eigene Wahrnehmungs- und Denkweise als eine von vielen, aber nicht einzige bekräftigt (ebd.: 428f.). Vor allem ein Verfahrensvorschlag zur Förderung der Selbstreflexivität ist mir von besonderer Wichtigkeit: Die Gruppe der Mitforschenden. Durch die Gruppe von Mitforschenden werde sichergestellt, dass der Erkenntnisgewinn nicht allein und in Isolation geschehe. Besonders in Gesprächen mit anderen Forschenden werden Reaktionen, Assoziationen und Sichtweisen verglichen und ermöglichen verstärkt den Raum, Selbstverständlichkeiten und etablierte Muster zu hinterfragen. Nicht nur werden Phänomene in ihrer Multiperspektivität untersucht, der Austausch in Gruppen von Mitforschenden bilde zudem die Grundlage ebenjene Perspektiven systematisch zu integrieren (Breuer/Mey/Mruck 2011: 440f.). Aus diesen Gründen wurden für dieses Forschungsprojekt und die Frage nach Entscheidungspositionen von Müttern eine Vielzahl an Diskussionsräumen aufgesucht.

5 Auswertung und Interpretation

Da die Beantwortung der Frage, wie Lebensbedingungen die Entscheidungen von Müttern in Elternbeziehungen mit Gleichberechtigungswunsch in heteronormativen Verhältnissen beeinflussen, die Untersuchung verschiedener diskriminierender Ebenen erforderlich macht, werden die Maps der Situationsanalyse für unterschiedliche Teilbereiche der Fragestellung genutzt. Die Relations-Maps werden in diesem Forschungsvorhaben verwendet, um die Art und Weise sichtbar zu machen, wie die Interviewpartnerinnen Diskriminierungsverhältnisse in ihrem Alltag thematisieren und wo diese für sie spürbar werden. Wie beeinflussen Diskriminierungsverhältnisse also, wie die Interviewpartnerinnen ihre Mutterschaft und gleichberechtigte Elternschaft leben können? Die Untersuchung der Lebensbedingungen stellt zugleich auch die soziale Arena der Mutterschaft dar, in welcher soziale Welten hergestellt und wirksam werden.

Während die Lebensbedingungen im Zentrum der Relations-Maps stehen, werden die Herstellungsprozesse und Konturierungen der Elternbeziehung, der Paarbeziehung und der Beziehung der Interviewpartnerin zu sich im anschließenden Kapitel in den Konstruktionen sozialer Welten herausgearbeitet. Diese Map untersucht die Aushandlungsprozesse, wie die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen die unterschiedlichen sozialen Welten in der Arena der Mutterschaft erzeugen, reproduzieren und transformieren. Die Genese der jeweiligen sozialen Welten erfolgt, indem die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen bestimmte Themen auf bestimmte Weisen in bestimmten sozialen Welten besprechen oder auch nicht besprechen. Die Analyse dessen bildet den Kern des Unterkapitels.

Mithilfe der Positions-Maps erfolgt die Ausführung der daraus resultierenden Entscheidungspositionen und zugleich eine zusammenfassende Ergebnisdiskussion. Die Forschungsergebnisse legen nahe, dass die Lebensbedingungen insbesondere die Möglichkeitsräume der mehrfachmarginalisierten Interviewpartnerinnen beeinflussen, ihre die Vorstellungen von Gleichberechtigung und Fürsorgeverantwortung allerdings nicht in Abhängigkeit mit verschiedenen intersektionalen Positionierungen variieren. Daher findet die Ergebnisdarstellung anhand zweier Positions-Maps statt, von den die erste von Lebensbedingungen beeinflusste Entscheidungspositionen und die zweite die Anerkennung von Fürsorgeverantwortung und die Thematisierung von Gleichberechtigung zentriert.

5.1 Einflussreiche Lebensbedingungen – Eine Analyse mit Relations-Maps

Die Situationsanalyse kennzeichnet sich durch ihre Flexibilität und Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen Forschungsgegenstände und Arbeitsmethoden aus (Clarke 2012: 141). Die Entwicklung der Relations-Maps begann im ersten Schritt in Anlehnung an die Grounded Theory mit einer offenen Codierung des Datenmaterials. Anschließend erfolgte eine Verdichtung der Kategorien unter Hinzuziehen der dargelegten theoretischen Konzepte zu Diskriminierungsverhältnissen. Die präzisen Beschreibungen dessen erfolgen in den jeweiligen Ergebnisdarstellungen. Die so komprimierten Kategorien wurden in der weiteren Analyse

auf die Frage untersucht, welche Relationen die Kategorien jeweils am besten beschreiben²⁵. Auf diese Weise wird erkennbar, welche Diskriminierungslinien in welchen Relationen und in welcher Weise die interviewten Mütter als relevant erachteten und wo – teils einleuchtend, teils überraschend – auch nicht. Darauf aufbauend findet eine Verdichtung dieser Beschreibungen zu Bewegungsarten²⁶ statt. Diese geben eine Idee davon, auf welche Weise die Interviewpartnerinnen sich und ihre Körper in Beziehungen zu Momenten setzen, in denen die jeweiligen Diskriminierungsverhältnisse in ihren Lebensbedingungen relevant werden. Die Verdichtung auf Bewegungsarten ermöglicht, das umfangreiche Repertoire an Umgangs- und Entscheidungsstrategien der Interviewpartnerinnen zu visualisieren und zeigt, welche Strategieoptionen den interviewten Müttern naheliegender erscheinen, wenn die untersuchten Diskriminierungslinien in der Situation implizit oder explizit wirken. In einem intersektionalen Verständnis, das die kontextbezogenen, räumlich-zeitlichen Wirkungsweisen von Machtverhältnissen anerkennt, bedeutet dies, dass beispielsweise eine natio-ethno-kulturell mehrfach zugehörige Mutter mit Symptomen psychischer Erkrankung in Momenten, in denen die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit wichtiger erscheint, möglicherweise auf andere Bewegungen zurückgreift, als in Momenten, in denen ihre psychische Gesundheit bedeutsamer wird. Gleichzeitig gibt es Einzelbewegungen in den Bewegungsarten, die in beiden Zusammenhängen angewandt und nützlich sein können.

So gibt „Jonglieren mit Ressourcen“ einen Eindruck für die Bewegungen in Klassenverhältnissen, „Balancieren in Interdependenzen“ Hinweise auf Bewegungen in Bezug auf psychische Gesundheit, „Akrobatik in Verbindungen“ Impressionen auf Bewegungen in Hinblick auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und „Gewichtheben in Verengungen“ eine Vorstellung zu Bewegungen im Rahmen von Heteronormativität. Die genauen Beschreibungen der Bewegungen sowie ihre Unterscheidung und Einbettung erfolgen in den entsprechenden Unterkapiteln.

Die intersektionale Analyse der Lebensbedingungen der interviewten Mütter bildet zugleich die Darstellung der sozialen Arena der „Mutterschaft“. Die Arena der „Mutterschaft“ bildet den Raum, in dem verschiedenste Aushandlungen ausgetragen werden. Während die Untersuchung der sozialen Welten spezifisch die Konstituierung der sozialen Welten selbst wie auch die damit verbundenen Aushandlungen zentriert, fokussiert dieses Unterkapitel die Ebene der auf die Mutterschaft und die Mütter selbst einwirkenden Lebensbedingungen als soziale Arena. Die zugrunde liegenden Wechselwirkungen schaffen interpretativ sowohl die Arena der „Mutterschaft“ als auch die in und mit ihr wirksamen sozialen Welten, welche sich gemeinsam stets durch fließende Übergänge und kontinuierliche Herstellungsprozesse auszeichnen (Clarke/Washburn/Friese 2022: 14f.).

25 Die Grafiken der Relationen werden in den jeweiligen Unterkapiteln aufgeführt. Die tabellarischen Darstellungen sind im Anhang zu finden.

26 Die Entscheidung, mit Bewegungsarten zu arbeiten, erscheint mir im Zusammenhang mit den Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Normen und erlebten Affekten der Interviewpartnerinnen sehr sinnvoll, da Bewegungen die enge Beziehung zwischen Innen und Außen der Interviewpartnerinnen darstellen können. Auf der einen Seite wird sichtbar, welche Bewegungsräume die interviewten Mütter als möglich und naheliegend erachteten und welche eher nicht, während sie auf der anderen Seite Entscheidungen für bestimmte und nicht andere Teilbewegungen treffen. Gleichzeitig wird mit dieser Auswahl meine subjektive Perspektive als Forscherin deutlich. Ich erlebe mich selbst als eher bewegungsaffinen Menschen und erlebe Bewegung u.a. als Form des Ausdrucks und der Kommunikation. Wäre ich eher ein künstlerisch-creativer Mensch, wäre es möglich, dass ich mit begründeten Visualisierungen der Kunst oder des Handwerks arbeiten würde.

5.1.1 Jonglieren mit Ressourcen – Relationen um Klassenverhältnisse

Für die relationale Analyse der Klassenverhältnisse erweisen sich Pierre Bourdieus Ansätze zum Habitus und zu Kapitalsorten als sehr produktiv. Auf diese Weise können Wertvorstellungen, Denkmuster sowie die Verteilung und Verwendung von Ressourcen in von Klassismus geprägten Gesellschaftsordnungen sichtbar gemacht werden. Bourdieu versteht die gesellschaftliche Welt als „akkumulierte Geschichte“ (Bourdieu 2012: 229), die sich durch historisch gewachsene und gesellschaftlich konstruierte Ungleichwertigkeiten auszeichnet. Um die jeweils zu bestimmten Zeitpunkten gegebenen Verteilungsstrukturen untersuchen zu können und sie von einer vermeintlichen Zufälligkeit oder gar Leistungsgerechtigkeit zu lösen, macht Bourdieu die Verwendung des Kapitalbegriffs stark. Kapitel sei „akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“ (ebd.), dessen Verteilung die gesellschaftliche Welt strukturiert und mit Normen und Zwängen versieht (ebd.: 229f.). Bourdieu unterscheidet in ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital. Ökonomisches Kapitel stellt direkt Geld dar oder ist in Geld konvertierbar. Kulturelles Kapitel fasst im weitesten Sinne Bildung und ist in drei Formen zu differenzieren. Das kulturelle Kapital existiert in objektivierter Form, in Gestalt von kulturellen Gütern wie u.a. Büchern, Bildern oder Instrumenten. Die inkorporierte Form meint die Verinnerlichung dieser Bildung, sodass beispielsweise diese Bilder auf eine bestimmte Weise gefallen, interpretiert oder verstanden werden können. „Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der ‚Person‘, zum Habitus geworden ist; aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden“ (ebd.: 233). Die institutionalisierte Form gilt der Objektivation von Bildung beispielsweise in Gestalt von Schul- oder akademischen Titeln. Zuletzt ist das soziale Kapital zu nennen. Es umfasst die sozialen Beziehungen und die Gesamtheit der gegenwärtigen und möglichen Ressourcen, auf die innerhalb eines Netzwerks zugegriffen werden kann. Das soziale Kapital ist durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe bestimmt. Dies kann z.B. durch einen Namen, die Zugehörigkeit zu einer Familie oder Klasse geprägt sein. Mithilfe von Transformationsarbeit lassen sich die Kapitalsorten ineinander konvertieren. Gleichzeitig erweist sich das ökonomische Kapital als besonders wirkungsvoll, wenn es um den Erwerb von sozialem oder kulturellem Kapital geht (ebd.: 231ff). Der Habitus als Teil der inkorporierten Form des kulturellen Kapitals zeichnet sich durch seine doppelte Wirksamkeit aus. Zum einen gestaltet er sich als Erzeugungsprinzip klassifizierbarer Praxisformen, zum anderen stellt er zugleich auch das Klassifikationssystem dieser Praxisformen dar. Er bringt jene Praxisformen also hervor und dient gleichzeitig der Bewertung und Unterscheidung dieser Formen, durch die sich die soziale Welt strukturiert. Der Habitus umfasst die Gesamtheit der Praxisformen eines*r Akteur*in oder sozialen Gruppe, die dabei einen beinahe systematischen, identischen Charakter innerhalb der spezifischen Soziallagen, aus denen sie stammen, erhalten. Der Habitus einer Person oder Gruppe kann insofern vom Habitus einer Person oder Gruppe einer anderen Soziallage unterschieden werden und zugleich schafft der Habitus diese Unterscheidung (Bourdieu 1989: 277f.). „Der Habitus ist nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur: das Prinzip der Teilung in logische Klassen, das der Wahrnehmung zugrunde liegt, ist seinerseits Produkt der Verinnerlichung der Teilung in soziale Klassen“ (ebd.: 279). Die sozialen Lagen finden ihre Form dabei durch ihre inneren Eigenschaften und Merkmale, ebenso sehr wie durch ihre Relationen zu sozialen Lagen, von denen sie sich unterscheiden, wodurch sie sich in ihren Konturen bestätigen (ebd.).

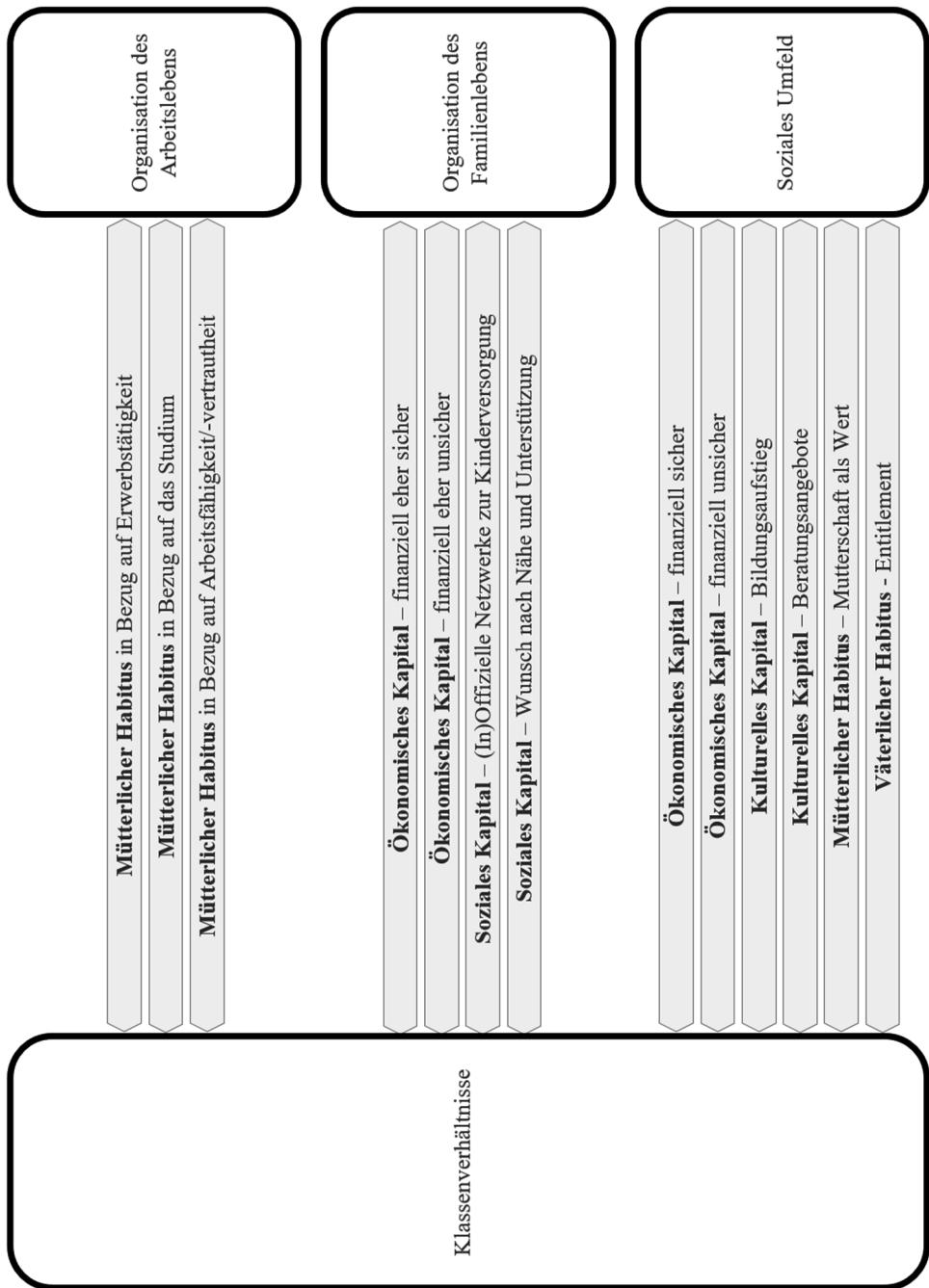


Abb. 5: Relationen um Klassenverhältnisse (Quelle: Eigene Darstellung)

Ausgehend von dem soziokulturellen bzw. symbolischen Element „Klassenverhältnisse“ (Tab. 1: Geordnete Situations-Map) entwickeln sich drei Relationen, die Hinweise auf die Verhältnisse der interviewten Mütter in Bezug auf Klassismus geben und sich auf die Organisation des Arbeitslebens, die des Familienlebens sowie auf das soziale Umfeld beziehen. Unter sozioökonomische Lebensbedingungen können die Bewegungen der interviewten Mütter unter „Jonglieren mit Ressourcen“ verstanden werden. Jonglieren beschreibt „zunächst nichts anderes als mehrere Gegenstände (meist Bälle oder Ringe) in die Luft zu werfen und sie wieder aufzufangen“ (Jansen 2022: 23). Die Gegenstände in der Luft zu halten erfordert ein hohes Maß an motorischen Fähigkeiten, geübte Wahrnehmungen und eine gesteigerte Aufmerksamkeit. Metaphorisch meint Jonglieren auch, mit unterschiedlichsten Angelegenheiten gleichzeitig umgehen zu können (ebd.). Im Kontext klassismuskritischer Untersuchungen verdeutlicht sich, dass diese Bewegung durchaus auch auf die Umgangsstrategien der interviewten Mütter übertragen werden kann, welche versuchen, die gegebenen Ressourcen, so gut es geht, dort zu halten, wo sie gerade am meisten gebraucht werden.

Klassenverhältnisse und die Organisation des Arbeitslebens

Die Relation zwischen dem Element „Klassenverhältnisse“ und dem Hauptthema „Organisation des Arbeitslebens“ kennzeichnet sich durch Kategorien, die Aufschluss über die Merkmale eines mütterlichen Habitus geben können. So konkretisiert sich die Relation u.a. durch Praxisformen des „mütterlicher Habitus in Bezug zur Erwerbstätigkeit“. In dieser Relation zeigen sich darüber hinaus intersektionale Verschränkungen. Besonders stark erleben die Interviewpartnerinnen Erwerbsarbeit an der Schnittstelle zu heteronormativen Verhältnissen. So grenzt sich ein väterlicher Habitus vom mütterlichen ab und konstruiert jeweils den*die Akteur*in, an den*die entsprechende Erwartungen beispielsweise durch Arbeitgebende gerichtet wird. Eine Interviewpartnerin beschreibt diesbezüglich:

„Also es gibt ja viele Männer, wo es heißt ich habe auch eine Bekannte, da hat der Mann irgendwie zwei Monate Elternzeit gemacht. Er hat gesagt, er hätte gerne mehr gemacht, aber er DURFTE nicht. Ich finde Quatsch, da //Und wieso ging das nicht?// Der Arbeitgeber hat gesagt, er durfte nicht.“ (Frida, 130)

In diesem Zitat deutet sich an, dass viele Männer „richtig“ finden, zwei Monate Elternzeit zu nehmen. Als Vater mehr Elternzeit nehmen zu wollen, wäre normativ zu viel und wird durch Arbeitgebende insofern sanktioniert, als dass es nicht erlaubt wird. Diese und weitere klassistisch-heteronormative Diskriminierungsverhältnisse in Arbeitskontexten weisen bereits Mohr et al. (2023: 124) nach. Dass es sich bei dieser Differenzierung nicht nur um eine klassistische, sondern auch um eine sexistische handelt, ist an dem folgenden Zitat einer queeren Interviewpartnerin zu erkennen:

„Und dann habe ich gesagt, Du, dann machen wir das jetzt mal anders, dann machst du jetzt mal Kinderkrank. Oder wir machen es, haben es zum Teil auch so gemacht, dass wir es uns geteilt haben. Also meine Frau ist auch relativ, wussten wir aber auch nicht, dass das da so problemlos geht, weil das anscheinend auch niemand ausprobiert. Also die muss nicht von 9 bis 4 oder von 9 bis fünf. In ihrem Büro sein. Die kann auch von weiß ich nicht zwölf bis 19:00 arbeiten. Genau. Also die sind relativ flexibel da. Und dann haben wir es eben auch so gemacht, dass ich dann, dass sie dann eben erst um eins oder um 12, 12, 1 zur Arbeit gegangen ist oder im Homeoffice war, sodass ich dann eben meine Sachen machen konnte.“ (Mila, 42)

Auch diese Interviewpartnerin und ihre Beziehungsperson haben internalisiert, dass es grundsätzlich Herausforderungen geben werde, wenn Eltern Elternzeit nehmen möchten. Die

Auseinandersetzung mit den Arbeitgebenden überrascht sie dahingehend, dass die Anpassung der Arbeitszeiten „so problemlos“ geht und sie da „relativ flexibel“ seien. Auffällig ist in den beiden Zitaten, dass weniger die sexuelle Orientierung oder die Position im Unternehmen eine Rolle spielen, sondern eher das Geschlecht der versorgenden Person. Hier zeigt sich zugleich die strukturierende Wirkung des Habitus durch die Differenzierung und die Klassifizierbarkeit. Während Erwerbstätigkeit als Merkmal des väterlichen Habitus über Fürsorgearbeit normativ priorisiert wird und dieser institutionell durch Arbeitgebende in seiner Form unterstützt wird, kennzeichnet sich der mütterliche Habitus durch eine umgekehrte Priorisierung, welche ebenfalls institutionell stabilisiert wird. Gleichzeitig ermöglichen die Internalisierung und die strukturellen Rahmenbedingungen manchen Interviewpartnerinnen, durch sozialversicherungspflichtige Beschäftigungen relativ unkompliziert die Gewährleistung der Kinderversorgung durch die Möglichkeit sich selbst oder die Kinder krankschreiben zu lassen (Frida, 8ff.; Mila, 40).

„Und. Worst case. Ich bin ja angestellt. Ich hab krank. Was soll ich machen? Ich muss mein Kind. Also, was soll ich machen? Also, da habe ich gar kein Problem mit.“ (Frida, 8)

Der mütterliche Habitus erleichtert die Legitimation der Priorisierung der Kinderversorgung vor der Erwerbstätigkeit. Die damit einhergehenden Spannungsverhältnisse und Ambivalenzen für die interviewten Mütter werden in Rahmen der sozialen Welten untersucht (s. Kapitel 5.2). Darüber hinaus bahnen sich erste Hinweise auf die Bewegung des „Jonglierens mit Ressourcen“ an, indem die Interviewpartnerinnen heteronormative Ordnungen für sich verwenden und die legitimierte Arbeitsreduktion und -flexibilisierung für Fürsorgearbeiten nutzen. Gegebene Ressourcen werden so koordiniert, dass bestenfalls alles an dem Ort ist, wo die Interviewpartnerinnen und ihre Familien es jeweils zu dem Zeitpunkt brauchen.

Drei der Interviewpartnerinnen haben während ihrer Mutterschaft eine Ausbildung und/oder ein Studium absolviert. Die Art und Weise, wie die Interviewpartnerinnen Mutterschaft und Ausbildung bzw. Studium thematisieren, variiert mit der Klassenherkunft. Während die Mutter aus der akademischen Herkunfts-familie die Bequemlichkeit und Flexibilität des Studiums zugunsten der Mutterschaft schätzt (Mila, 42), benennen die Mütter mit Klassismuserfahrungen den Stress, die Gleichzeitigkeit, wenn sich beide Eltern in Ausbildung- und Studiumsverhältnissen befinden und parallel Fürsorgearbeiten gewährleisten, den damit verbundenen Organisationsaufwand (Evgenia, 10, 36) ebenso wie die Priorisierung des Studiums (Frida, 6).

„Ja, [gute Strategien entwickeln] das muss man irgendwann, also zum Teil, wo wir. Noch im Studium und in der Ausbildung waren, und das haben wir ja gleichzeitig gemacht gehabt und mein Mann in seiner Praxisphase bei Stellen war, wo er Öffnungszeiten hat. Zum Beispiel ab 8:00. DAS war dann wirklich stressig. Da mussten wir teilweise auch unsere Eltern mit einbinden.“ (Evgenia, 10)

Dieses Zitat zeigt den hohen, stressauslösenden Energieaufwand, den die Interviewpartnerin und ihre Beziehungsperson betreiben, um sowohl die Kinderversorgung als auch die zukünftige und gegenwärtige finanzielle Sicherheit zu ermöglichen. Nicht nur erfordert dies starke Koordinationsleistungen innerhalb der Elternbeziehung, es müssen auch weitere Personen wie die eigenen Eltern zur Einbindung in die Kinderversorgung oder die Öffnungszeiten auf der Arbeit in der Planung bedacht werden. Es macht den Eindruck, dass die interviewten Mütter ausgefeilte Jonglagefähigkeiten benötigen und durch die Alltagspraxis erlernen, je sozioökonomisch benachteiligter sie sind.

In Hinblick auf Ausbildung bzw. Studium zeigt sich auf der einen Seite, dass junge Mütter vor erheblichen Herausforderungen stehen, da Ausbildung bzw. Studium und Mutterschaft auf wohlfahrtstaatlicher Ebene kaum unterstützt werden, wodurch vor allem junge Mütter der Gefahr durch klassistische Benachteiligung ausgesetzt sind (Weinbach 2020: 115). Auf sozialstaatlicher Ebene werden normative Ordnungen erkennbar, die von Müttern erwarten, vor allen Dingen für ihr Kind da zu sein, während Väter einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Die eigenen Bildungsambitionen zu verfolgen, wird so zu einer Herausforderung, in der die Interviewpartnerinnen, die eine Ausbildung oder ein Studium aufnehmen, zum Ausdruck bringen, dass sie etwas Anderes wollen, als das gegenwärtige Mutterideal ihnen vorgibt. Andererseits wirkt gerade für Mütter mit Klassismuserfahrungen die Selbstvergewisserung über die eigene Arbeitsfähigkeit und -vertrautheit hilfreich und empowernd (Marla, 100; Lucia 1/2, 60).

„Aber irgendwie kommt es immer hin und irgendwie weiß ich so, dass ich arbeiten kann. Irgendwie genau finde ich immer einen Job und habe da nicht so Angst, irgendwie.“ (Marla, 100)

Das Wissen, sich in einem heteronormativen System selbstständig bewegen und finanziell unabhängig von ihrer Beziehungsperson sein zu können, scheint dieser Interviewpartnerinnen ein bestärkendes Gefühl zu geben. Dieses Sicherheitsgefühl ist für die Mutter aus der akademischen Herkunfts-familie eher an den Bildungsabschluss gebunden. Das zu erwartende Erbe und die finanzielle Unterstützung der Herkunfts-familie scheinen eher zu ihrem Sicherheitsgefühl beizutragen:

„Und ich meine mein [...] Abschluss ist ja jetzt auch absehbar. Also *dann* weiß ich auch, ich kann jederzeit arbeiten und ich weiß auch, ich werde erben. Also ich mach mir jetzt nicht so ganz große Sorgen.“ (Mila, 52, Hervorh. JT)

In der Bewegung des Jonglierens mit Ressourcen macht es den Eindruck, dass die interviewten Mütter, die eher sozioökonomisch benachteiligt positioniert sind, sehr auf ihre Jonglagefähigkeiten vertrauen und so die wenigen Ressourcen kompetent in der Luft behalten können. Die interviewten Mütter, die sozioökonomisch eher privilegiert positioniert sind, zeichnen sich ebenfalls durch Jonglagefähigkeiten aus, scheinen jedoch gelassener, wenn eine Ressource mal aus der Luft fällt, weil sie womöglich eher darauf vertrauen, dass ihre Positionierung sie schon mit nachkommenden Ressourcen versorgen wird.

Klassenverhältnisse und die Organisation des Familienlebens

In der Relation zwischen „Klassenverhältnisse“ und dem Hauptthema „Organisation des Familienlebens“ thematisieren die Interviewpartnerinnen in erster Linie Kategorien, die Ressourcen beinhalten, welche das Familienleben erleichtern oder deren Mangel es erschweren. Diese Kategorien sind v.a. dem ökonomischen und dem sozialen Kapital zuzuordnen.

In der Untersuchung des ökonomischen Kapitals wird erkennbar, dass finanziell eher sicher und finanziell eher unsicher positionierte Interviewpartnerinnen oft die Organisation des Familienlebens adressieren, wenn es um Finanzen geht. Wenn sich die Interviewpartnerinnen also eher im sozioökonomischen Mittelfeld bewegen, sprechen sie insbesondere die Herausforderungen mit den gegebenen Ressourcen an. Dazu gehören die Nutzung des Autos und des ÖPNVs (Evgenia, 136) oder die Stundenverteilung zugunsten der Fürsorgetätigkeiten und Elternzeiten (Ellen, 108; Juna, 10).

„Na gut, kommt drauf an, ob du jetzt auch noch leisten kannst, mit Auto zu fahren. Das ist auch so ne Sache, weil wenn du. Gut, hatte ich auch wieder unsere Eltern, aber wir hatten eine Zeit lang nur EIN Auto. Das haben wir uns immer geteilt, je nachdem. Weil morgens bin ich meistens mit Bus und Bahn gefahren und dann mit Straßenbahn, je nachdem. Mein Mann hatte das Auto, weil er das Kind ja weggebracht hat. Dann hat er das immer irgendwo hingestellt, wo ICH das dann relativ schnell erreichen kann, damit ich relativ pünktlich versuche, das Kind dann wieder abzuholen und er dann wiederum mit Bahn, Bus, was auch immer, was so fuhr, zum Teil dann auch abends nach Hause kam. Also man ist alles schon sehr auf alles drumherum angewiesen. Vor allem die Zeiten. Und wenn man wirklich pünktlich irgendwo sein muss, das ist dann schon schwierig.“ (Evgenia, 136)

In diesem Zitat zeigen sich erhebliche Koordinationsanforderungen, denen die Familie zu begegnen hat. Trotz aller Herausforderungen scheint ihnen die Organisation des Familienlebens mit den gegebenen Ressourcen zu gelingen. Dies mag teils auch darin begründet liegen, dass diese und zwei weitere sozioökonomisch eher im Mittelfeld positionierten Interviewpartnerinnen zu den Akademiker*innen und qualifizierten Müttern zählen, denen wohlgesonnene, familienpolitische Aufmerksamkeit zukommt (Schultz/Kyere 2020: 205). Zwar erhalten sie gegenwärtig mehr wohlfahrtstaatliche Ressourcen als Mütter im weniger sozial anerkannten Positionen, dennoch bleibt die Organisation der internen Ressourcenorganisation und -verteilung und somit die Jonglagefähigkeit, die Ressourcen an die Orte zu bringen, wo sie gerade benötigt werden. Dagegen erhält der Umgang mit den gegebenen Ressourcen eine besondere Dringlichkeit, wenn sich die interviewten Mütter in finanziell eher unsicheren Positionierungen befinden. Aus dieser Positionierung wird es notwendig,

„dass irgendjemand von uns Geld verdient, MINDESTENS dafür, um dann darauf basierend Sozialleistungen zu beantragen, um unseren Lebensunterhalt zu finanzieren.“ (Elina, 14)

Die Interviewpartnerin verdeutlicht, dass es hierbei nicht um ihre persönlichen Vorlieben geht, sondern dass finanzielles Einkommen eine „gesellschaftliche Maßnahme“ sei, denn

„da ist ja [...] leider keiner der, der uns das dann einfach so erlaubt und uns umsonst irgendwo wohnen lässt oder Essen kaufen lässt.“ (Elina, 16)

In Aussagen wie diesen manifestiert sich ein politisches, herrschaftskritisches Bewusstsein der Interviewpartnerin, die ihre sozioökonomische Position nicht als individuelles Scheitern versteht, sondern um das vielfach schon benannte strukturelle Problem Bescheid weiß (Winkler 2020: 457). Ebenso zeigt sich in der Aussage, dass da „leider keiner [ist] der, der uns dann einfach so [...] umsonst irgendwo wohnen lässt oder Essen kaufen lässt“, dass die interviewte Mutter um die Abhängigkeitsverhältnisse weiß, in denen Menschen in Beziehungen stehen und niemals gänzlich autonom sein können (Dern/Wersig 2020: 164). Es kann dieses Wissen sein, dass beispielsweise bei unpassender werdenden Arbeitsbedingungen Ängste und Ungewissheiten auftreten lässt, aber trotzdem der Wunsch nach Veränderung anerkannt und vorsichtig, aber bestimmt verfolgt wird (Elina, 120). Die Angewiesenheit auf Ressourcen wie Geld und Kinderversorgung macht dabei das genaue „Austarieren“ (Frida, 2) notwendig.

„Also eine große Unterstützung, um uns zu organisieren, ist natürlich die Fremdbetreuung, die wir haben. Den Kindergarten, um den herum, um diese Betreuungszeiten wird es eigentlich ein bisschen gebaut, weil (Vater), mein Partner dieses Veranstaltungsding macht, ist der oft am Wochenende weg. Das bedeutet, dass ich am Wochenende die Betreuung organisieren muss. Und er ist unter der Woche dann oft da. Also es ist tatsächlich, haben wir gar nicht. Wir müssen es jede Woche neu besprechen, weil seine Auftragslage immer

eine verschiedene wird. Es kann mal sein, dass er zwei Wochen gar nicht arbeitet und dann. Übernimmt er also meistens die größeren Teile, weil er dann da, und dann auch Zeit mit seinem Sohn verbringen will. Und dann kommt es aber jetzt auch vor. Jetzt beispielsweise. Jetzt. Nächste Woche ist er komplett weg und dann muss ich das halt sozusagen alleine regeln und versuche dann aber, meine Erwerbsarbeit so grundsätzlich so zu regeln, dass sie dann stattfindet, wenn wir Kinderbetreuung in Form von Kindergarten haben. Also das ist schon. Also ja genau, ich glaube, ohne Kinderbetreuung, also Kindergarten, könnten wir oder könnte einer von uns nicht arbeiten, würde nicht gehen. Und dann wäre das wahrscheinlich ich diejenige, die nicht arbeitet, weil ich viel weniger Geld verdiene. Aktuell noch. Genau das ist wirklich immer so ein Austarieren.“ (Frida, 2)

Insbesondere die Kinderversorgung wird so zu einer Frage des sozialen und ökonomischen Kapitals, da die Kompensation staatlicher Versorgungslücken auf den Rücken von Müttern individualisiert und privatisiert wird (Toppe 2021: 30f.). Auch diese Interviewpartnerin nimmt an, dass sie es wahrscheinlich wäre, die die Fürsorgearbeit übernähme, wenn die Kinderfremdbetreuung entfalle. Nicht nur in diesem Fall beschreibt eine Interviewpartnerin, dass die Fürsorge in erster Linie von ihr, (meist weiblichen) Personen aus den Herkunfts Familien der Eltern oder durch professionelle Fremdbetreuungen sichergestellt werde. Häufig sind es die Mütter und Schwiegermütter²⁷ der Interviewpartnerinnen, die in die Kinderversorgung involviert sind (Hanna, 14; Frida, 28; Evgenia, 142). Dass Fürsorgearbeit nach wie vor als weibliche Aufgabe interpretiert und männliche Fürsorgeverantwortung kaum im gleichen Maße angesprochen wird (Malich 2014: 158f; Vieira/Coelho/Portugal 2019: 30; Klein/Schweitzer 2020: 171), zeigt sich im Interviewmaterial daran, dass die Väter und Schwiegerväter sich in den Augen der interviewten Mütter tendenziell eher zurückhalten, wenn es um Fürsorge und Kinderbetreuung geht:

Julia: „Und dein Vater? Wo steckte er in der Zeit?

Evgenia: „Arbeiten //Achso. Okay// Der hat halt ganz normale Arbeitszeiten.“ (Evgenia, 141f.)

Julia: „Wie nimmt (Beziehungsperson) den Kämpfen [mit den Schwiegereltern] teil?“

Hanna: „Hm, (...) zurückhaltend (lacht) Aber er fragt schon immer mal wieder nach, langsam auch ein bisschen mit mehr Nachdruck. Aber es fällt ihm immer schwer. Habe ich so den Eindruck. Und ich lasse ihn aber gerne machen, weil sie sind bei mir sind es ja nur die Schwiegereltern, da lasse ich ihm noch immer ganz gern den Vortritt. Sachen zu klären. Ist gerade so ein bisschen Thema, immer mal.“ (Hanna, 171f.)

An diesen Zitaten entfalten sich unterschiedliche Positionierung der interviewten Mütter, wie legitim oder naheliegend sie es erleben, männliche Personen als soziale Ressource für Kinderversorgung zu adressieren. Während Evgenia auf die Arbeitszeiten ihres Vaters verweist, die es ihm beinahe verunmöglichen, auf seine Enkelin aufzupassen, fordert Hanna ihren Partner auf, seine Eltern stärker in die Kinderversorgung zu involvieren. Gleichzeitig verhält sich ihr Partner laut der Interviewpartnerin sehr zurückhaltend. In beiden Fällen zeigt sich, dass männliche Personen im Umfeld der Interviewpartnerinnen derzeit nur bedingt, als soziale Ressource für Kinderversorgung zur Verfügung stehen. Die interviewten Mütter sind also aufgefordert, mit der sozial konstruierten Verknappung von Ressourcen umzugehen, indem sie entweder versuchen, dieser Verknappung durch die Involvierung der Väter und Großväter entgegenzuwirken oder andere Wege zu finden, um die Kinderversorgung sicherzustellen.

27 Nicht alle Interviewpartnerinnen sind verheiratet. Aus Gründen der erleichterten Verhältnisbeschreibung verwende ich die Begriffe Schwiegermutter und Schwiegervater, um die jeweiligen Elternpersonen der Beziehungsperson zu benennen, unabhängig von dem tatsächlichen Status.

Durch die anhaltende Feminisierung der Fürsorge erweist sich die sozialpolitische Unterstützung diesbezüglich als sehr verlangsamt.

Neben den Herkunftsfamilien, besonders wenn diese als wenig verlässlich empfunden werden oder weit entfernt leben, spielen professionelle Fremdbetreuungen eine wichtige Rolle für das Familienleben (Maren, 132; Evgenia, 142; Ida, 85; Frida, 102). An diesem Punkt zeigt sich nicht nur die geschlechterbezogene Verantwortungszuschreibung von Fürsorge in Richtung weiblicher Personen, sondern auch die Tendenzen zur Isolierung von Müttern in Kleinfamilien. Die meisten interviewten Mütter wünschen sich auch über die Beziehungsperson hinausgehend mehr Nähe und Unterstützung.

„Zumal wir auch ich weiß ja ich das schon erwähnt habe, dass unsere Großeltern jeweils halt weit weg wohnen. Meine Eltern sind getrennt lebend und leben aber beide auch 250 und 550 Kilometer weit weg. Also Oma und Opa gibt es hier eigentlich quasi nur alle paar Wochen mal für ein Wochenende. Und ja, Eltern [der Beziehungsperson], mit der Mama haben wir gar keinen Kontakt und mit dem Papa. Der hatte einen Schlaganfall und ist Alkoholiker. (unv.) Dementsprechend ist es schon gut, wenn man dann hier vor Ort andere Eltern auf jeden Fall hat, mit denen man sich dann kurzschießen kann.“ (Ida, 91)

In diesem Zitat stellt die Interviewpartnerin das Bedürfnis heraus, sich mit anderen Menschen vor Ort kurzschießen zu können. Ihre Eltern und ihre Schwiegereltern stehen dafür nur bedingt zur Verfügung. Auch eine andere Interviewpartnerin beobachtet, dass

„wir sonst halt nicht so viele haben, weil meine Eltern leben nicht mehr. Und dann, das fehlt mir oft. Dass man darauf noch einmal zurückgreifen könnte.“ (Hanna, 154).

Der Wunsch nach Austausch zieht sich durch das Interviewmaterial. So wünscht sich eine weitere Interviewpartnerin, dass sich ihre neue Beziehungsperson stärker in das Patchwork-Familienleben involviert (Maren, 52, ...). Darüber hinaus benennen die Interviewpartnerinnen oft Freund*innen, nach denen sich die befragten Mütter sehnen und die wichtige soziale Ressourcen für Mütter darstellen können (Fiona, 139; Mila, 74; Ellen, 51ff.; Mila, 16, Lucia 1/2, 12). Diese Beziehungen bzw. Beziehungswünsche können von ganz unterschiedlichen Anliegen wie praktische Unterstützung, gemeinsame Reflexion, Entlastung, Nähe oder Inspiration begleitet sein. So beschreibt eine queere Mutter, durch ihren Freund*innenkreis überhaupt erst auf die Idee der lesbischen Mutterschaft gekommen zu sein.

„Und dann hatte ich im Freundeskreis auch noch ein lesbisches Paar, was dann auch angefangen hat, sich darüber Gedanken zu machen und dann auch letztendlich glaube ich über eine Samenbank das Kind bekommen hat und so und dann hatte ich das Gefühl, so im Zuge dessen bin ich da so ein bisschen mehr auch angekommen und habe dann irgendwie gedacht, na ja, das. Das gibt halt ungewöhnliche Lösungen und. Ich will aber nicht mit einem Mann leben. Und dann müssen. Wir halt in einer unlösbar. Mit einer Ungewöhnlichen Lösung das Ganze machen.“ (Mila, 16)

Die gemeinsame Suche und die Anreize zur Reflexion führt auch eine weitere Interviewpartnerin aus, die den persönlichen Austausch und die Ideen im Umgang mit Belastungen genießt.

„Ja, relevant ist schon. Befreundete Paare. Die auch in der Elternschaft. Sind. So miteinander. Und. Da so im gemeinsamen Reflexionsgespräch immer wieder zu sein. So so und wir merken. Soso. Wie macht ihr das denn? Ja, bei uns ist so und so. Ja. Das nervt mich gerade total. Habt ihr da eine Idee für? So einfach deshalb dieser persönliche Austausch. Finde ich, ist es ist auch ein großes Glück da so. Reflektierte Freund*innen zu haben, die sich damit auch immer wieder. Beschäftigen.“ (Ellen, 54)

Verlässliche Freund*innenschaften stellten lange eine Sehnsucht für eine andere Interviewpartnerin dar, die sich in ihrer Rolle als alleinerziehende Mutter auch von ihren Freundinnen sehr allein gelassen fühlte. Das soziale Kapital, das ihr Halt und Entlastung hätte geben können, brach aufgrund des mangelnden Verständnisses der Freundinnen für die Lebensbedingungen der Interviewpartnerin lange Zeit weg und kehrt nun zurück, da ihre Freundinnen aufgrund eigener Belastungen beginnen, die Belastungen der Interviewpartnerin nachvollziehen zu können.

„Über die die Rolle, alleinerziehend zu sein, oder? Ähm. Von meinen Freundinnen. Alle, die jetzt ihr zweites Kind bekommen haben, die melden sich auf jeden Fall mit mit. Mit Respekt. Die nehmen das wahr. Die wissen tatsächlich aus EIGENER Erfahrung, welche Anstrengung das ist. Und ich merke ganz doll eigentlich auch bei selbst bei den Freundinnen, zu denen ich NICHT so viel Kontakt habe. Seitdem die ihr ZWEITES Kind haben, melden sich plötzlich alle wieder und sagen. (imitiert die Stimmen) Ja, wollen wir uns nicht mal wieder treffen? Also ach Mensch, ich muss ja sagen. Also Wow. Und hm und wie machst du das denn und so? (wieder als IP) Es hat auch einfach BEIDES, dass ich halt denke. So, ja, schön, dass du dich mal wieder meldest, aber. Ähm. Ja. Ich brauche keine ALMOSEN, oder ich brauche kein MITLEID. Das ist halt manchmal so ein bisschen so ein komischer Beigeschmack. Ähm. Es wär halt cool gewesen, wenn du mir im Wochenbett eine Suppe vorbeigebracht hättest.“ (Fiona, 139)

Die lange vermissten Freundinnen und Unterstützung findet die Interviewpartnerin inzwischen in anderen Müttern, die ihre Einstellungen teilen.

„Mittlerweile habe ich schon auch FREUNDINNEN, die meisten auch mittlerweile MAMAS. Leute, die ich kennengelernt habe, die irgendwie mit denen das gut passt und die auch ähnliche Vorstellungen von Familie haben und. Gleichberechtigung haben (schmunzelt) weil ich da wirklich WENIGE kenne, bei denen das auch tatsächlich gut Klappt.“ (Fiona, 40)

Im Rahmen sozioökonomischer Lebensbedingungen zeichnet sich ab, dass für die Gleichberechtigung von Müttern in Elternbeziehungen nicht nur ökonomisches Kapital einen erheblichen Einflussfaktor darstellt, sondern auch das soziale Kapital eine wichtige Ressource ist, welche sich durch von Klassismus und Heteronorm geprägte Lebensbedingungen zunehmend reduziert. Im Zuge dessen erhärtet sich heteronormativ-klassistische Lebensbedingungen, die von einem individualistischen Verständnis des Familienlebens geprägt sind und im Kontrast zu kollektivistischen Ansätzen (Mihciyazgan 2010) oder zu Konzepten des other motherings (Collins 1999) stehen. Beide Konzepte verstehen nicht nur die biologische Mutter als für das Kind verantwortlich, sondern auch weitere (meist weibliche) Mitglieder der Familienkette oder der Community. Insbesondere in Konzepten des other motherings gewinnt auch die Fürsorge von Frauen und Mütter für andere Frauen und Mütter der Community an Bedeutung. Im Interviewmaterial lässt sich eine Sehnsucht nach ebendiesen Communities ausmachen, mit denen sich die Wichtigkeit, die Ressourcen koordiniert und konzentriert zu jonglieren reduziert, weil die Communities durch die Unterstützung erlaubt, auch mal „Bälle nicht fangen“ zu müssen.

Klassenverhältnisse und soziales Umfeld

Die Relation zwischen „Klassenverhältnisse“ und den individuellen menschlichen Elementen und Akteur*innen „soziales Umfeld“ versammelt vielfältige Aspekte, die Hinweise darauf geben, dass sich die interviewten Mütter als interdependent verstehen und sich teils so verstehen müssen, wenn ihnen wichtige Ressourcen zum Leben vorenthalten werden, sodass

ihr Leben prekär wird. Dies können beispielsweise finanzielle oder auch soziale Unterstützungen sein. Für die Untersuchung zeigen sich nicht nur Bourdieus Ansätze zu Habitus und Kapitalsorten produktiv, sondern auch Judith Butlers Überlegungen zu Abhängigkeit, Verletzlichkeit und Interdependenz. Butler versteht Verletzlichkeit nicht als subjektiven Zustand, sondern sieht sie als Merkmal des geteilten und interdependenten Lebens. Abhängigkeit impliziert nach ihrem Verständnis Verletzbarkeit, wenn die sozialen Strukturen, von denen Menschen abhängig sind, ausfallen. Wenn es dazu kommt, ist das Leben schnell von Prekarität bedroht (Butler 2020: 64). Butler hebt hervor, dass Abhängigkeit und Verletzbarkeit keine Merkmale einzelner Personen sind, sondern Merkmale der Beziehungen darstellen. Diese Beziehungen binden Menschen aneinander und an die Strukturen, von denen das Weiterleben abhängt (ebd.).

Für diese Interdependenzen mit dem sozialen Umfeld zeigen die Interviewpartnerinnen in verschiedenen Bereichen ein besonderes Gespür. Selbst finanziell sicher positionierte Interviewpartnerinnen machen erkennbar, dass sie sich nicht als unabhängige Individuen erleben, sondern ihre finanzielle Sicherheit in Interdependenz mit anderen verstehen. So setzt eine Interviewpartnerin die Notwendigkeit der aufgestockten Erwerbsarbeit in Verbindung mit gestiegenen Lebenserhaltungskosten und dem Anliegen, der Partnerin weiterhin Klavierunterricht zu ermöglichen (Juna, 6). Eine andere Mutter sieht ihre finanzielle Sicherheit in der Möglichkeit, dass sie sich eine*n Babysitter*in einkaufen kann, wenn sie sie*ihn braucht (Frida, 98). Auch die Klassenherkunft und dass der Bruder notfalls Geld leihen könne (Mila, 52) oder dass die Wertschätzung des ausgeübten Berufs in Form des Gehalts einen Einfluss auf die Gleichberechtigung in der Elternbeziehung habe (Juna, 135ff.), verweist auf das interdependente Verständnis der eigenen (finanziellen) Sicherheit. Eine bereits finanziell sicher positionierte Interviewpartnerin erträumt sich darüber hinaus ein größeres Gemeinschaftsprojekt, wenn sie viel Geld hätte, sodass mehr Personen zusammenkommen, gemeinsam von den Ressourcen profitieren und Projekte entwickeln können.

„Nur so ganz ein bisschen GANZ groß gedacht und ein bisschen SEHR, sehr. Hoch. Gesponnen. Wäre das schon so was. Wie. Ich würde? Warum auch immer würde ich ganz viel GELD gerade bekommen. Ich hätte. Unglaublich, Ich hätte SO die finanziellen Ressourcen, dass ich mir keine Gedanken machen muss. Für UNS jetzt, so für den Lebensunterhalt. Und dann würde ich halt tatsächlich so ein paar PROJEKTE anschlieben. Um Leuten zu helfen oder um. Also mein größtes Hirngespinst ist ja hier, [...] Die ist da (Ort). Ist so ein altes Gebäude [...] Und dann wäre, also wenn ich die Ressourcen hätte, wäre so. Ein Hirngespinst. Das Ding zu KAUFEN, mit ARCHITEKTEN neu AUFZUBAUEN und da irgendwie so eine Kulturstätte oder Begegnungsstätte einzusetzen. Mit. Was weiß ich. Früher waren da mal, ich glaube, da waren KÜNSTLER drin und so ATELIERS und solche so kleinen Sachen, und weißt du so. Das wär so! Und so in der ART so Dinge anschlieben oder. Keine Ahnung, für die ganzen Geflüchteten. Noch mal. Einen anderen. Andere BEGEGNUNGSRäume oder so RÄUME zu schaffen, wo es denen dann besser geht. [...] Die Leute aus dem Stadtteil oder so Treffen sich. [...] Dann kommt man so ins Schnacken, man hilft sich gegenseitig. So was find ich total nett.“ (Juna, 106)

Über die verschiedenen sozioökonomischen Positionierungen hinweg sehen die Interviewpartnerinnen die Wichtigkeit von Interdependenzen und den damit verbundenen Zugang zu Ressourcen. Dies zeigt sich in erster Linie daran, dass die Interviewpartnerinnen überwiegend andere Personen wie ihre Beziehungspersonen, ihre Kinder oder beispielsweise Geflüchtete im Blick haben, wenn sie ihre finanzielle Positionierung in einen Kontext stellen. Die übergreifende Haltung der Interviewpartnerinnen scheint zu sein, anderen ebenfalls Ressourcen zukommen zu lassen.

Einige Interviewpartnerinnen sprechen über ihren Bildungsaufstieg, der nicht nur ihr kulturelles, sondern auch ihr soziales Kapital beeinflusst habe. Dazu zählt, dass diese Interviewpartnerinnen neue Möglichkeiten und Privilegien erfahren und gleichzeitig auch Ambivalenzen mit der Klassenreise²⁸ spüren. Zum einen benennt eine Interviewpartnerin, dass sie den Vater des Kindes ohne ihren Bildungsaufstieg gar nicht erst kennengelernt hätte und durch die Klassenreise Zugang zu privilegierteren Gruppen habe, als aufgrund ihrer sozialen Herkunft wahrscheinlich gewesen wäre (Ellen, 114) oder dass sich das Erleben allgemein durch den Studienabschluss, die *weiße* Positionierung und den Wohnort sehr privilegiert anfühle (Frida, 98). Zum anderen konnotieren manche Interviewpartnerinnen ihre Klassenreise nicht ausschließlich positiv. So führte der Besuch einer deutschen Privatschule im Ausland für eine Interviewpartnerin zu einem starken Gefühl mangelnder Zugehörigkeit (Elina, 170) oder das Studium einer anderen Interviewpartnerin zur Ablehnung durch ihre eigene Mutter, die es „NICHT gut“ (Frida, 118) fand, dass die Interviewpartnerin studiert und der Meinung war, sie „solle lieber Geld verdienen“ (ebd.). Diese mit dem Bildungsaufstieg verbundene Entfernung von der Herkunfts-familie reduzierte sich jedoch wieder mit der Mutterschaft:

„Also der neue Partner [meiner Mutter], das auch so ein Problem, warum unsere [Mutter-Tochter-]Beziehung so schlecht war. Auch. Der [ist] auch klassischer Arbeiter, irgendwie zwölf Geschwister oder so, für den war ich halt immer so eine Nichts-auf-die-Reihe-Kriegerin. Ich hab ne Ausbildung gemacht und hab dann studiert. Ich hab gar nicht verstanden, wie man da denken kann, dass ich jetzt. Aber MIT meiner Mutterschaft auch war ich irgendwie auf einmal ein vollwertiges Mitglied. Jemand dem man (.) der schon irgendwie seine Da-seinsberechtigung hat.“ (Frida, 122)

Durch die Mutterschaft erfüllt die Interviewpartnerin wieder die soziale Norm einer „guten Frau“, die den geebneten Weg der Heteronormativität geht, durch die „glückliche“ Familie selbst glücklich wird und sich durch Bildung nicht vom „richtigen“ Weg abbringen lässt (Ahmed 2018a).

Sowohl die besagte Ambivalenz als auch das Wissen um die Interdependenzen und die Wünsche nach Austausch und Unterstützung legen nahe, weshalb eine Vielzahl der Interviewpartnerinnen Beratungsangebote aufsucht. Es ist anzunehmen, dass die interviewten Mütter sowohl ihren Kindern als auch sich selbst und ihren Beziehungs Personen ein gesundes und sicheres Leben ermöglichen möchten. Dies beinhaltet Paarberatungen und -therapien (Fiona, 52) oder Elternberatungsstellen (Maren, 18, 132), die vor allem die Beziehungen als Paar oder Eltern adressieren, aber auch Beistand und Unterstützung in marginalisierten Positionen anbieten. Dazu gehören Beratungen zu Elternzeit und -geld in Situationen finanzieller Prekarität.

„Also wir hatten. In der Schwangerschaft haben wir eine Beratung bei der Pro Familia gemacht zum Thema Elternzeit und Elterngeld. Und sind da sozusagen reingegangen mit dem Kriterium WAS können wir mit unseren finanziellen Möglichkeiten an LÄNGSTER Zeit rauschlagen, die irgendeiner oder eine Kombination von uns zu Hause bleiben kann? Was ist das LÄNGSTE, was wir uns an ELTERLICHER Betreuung für unser Kind LEISTEN können? Das war sozusagen das Kriterium. Und dann haben wir da [...] alle möglichen Szenarien durchgerechnet. Die hat es ja, das war super beraten, das war richtig toll.“ (Elina, 8)

Ebenso wie das Regenbogen-Familienzentrum für queere Familien.

28 Zur Vertiefung des klassismuskritischen Begriffs der Klassenreise anstelle des Begriffs des Bildungsaufstiegs: (Aumair/Theißl 2020).

„Bis sie sozusagen an dem Punkt waren, wo sie sich vorstellen, dass so ein heterosexuelles Paar sagt Okay, wie lassen wir die Verhütung weg? Also das hat so ein Jahr gedauert und wir haben irgendwie erst mal überlegt, was es für Möglichkeiten gibt. Ich weiß nicht. Hatte dann immer so eine Broschüre vom Regenbogen-Familienzentrum. Und so. Und dann war eben klar, man kann über eine Samenbank schwanger werden.“ (Mila, 20)

Insbesondere für Eltern und Mütter in marginalisierten Positionen können Beratungsinstitutionen wichtige Bestandteile der Elternbildung darstellen, um das knappe Vorwissen zu mütterlichen Lebensbedingungen, das einige Interviewpartnerinnen beschreiben (Hanna, 18; Ida, 30; Frida, 28; Mila, 16; Elina, 38; Juna, 100), für zukünftige Mütter und Eltern zu füllen und gegenwärtige Mütter und Eltern in ihren Bildungsprozessen sensibel zu begleiten. Des Weiteren nutzen die Interviewpartnerinnen Therapieangebote auch, um das Wohlergehen nach traumatischen Erfahrungen sicherzustellen. Das kann sowohl die Konsequenzen einer traumatischen Geburt für Eltern und Kind (Ellen, 22), aber auch das eigene Aufwachsen und die psychische Gesundheit der Interviewpartnerinnen (Elina, 10; Maren, 18) betreffen. Der Ausbau von Beratungs- und Elternbildungsangeboten wie auch die diskriminierungskritische Professionalisierung von pädagogisch Täglichen erleichtert werdenden Müttern und Familien den Erwerb kulturellen Kapitals als wichtige Ressource in Kontext von Mutterschaft.

Bestandteil diskriminierungskritischer Elternarbeit kann das Wissen um die Intersektion von Geschlecht, sozioökonomischer Positionierung und Elternschaft sein. Manche Interviewpartnerinnen machen auf die Interdependenzen in ihrem sozialen Umfeld aufmerksam. Dabei zeichnen sich zwei Extrempunkte ab, die zwei Interviewpartnerinnen in Bezug auf ihre – männlichen – Beziehungspersonen benennen. In dem einen Fall vermutet die Interviewpartnerin, dass ihr *cisgeschlechtlich*, *weiß* positionierter, wohl verdienender und aus einer Akademiker*innenfamilie stammender Partner ein gewisses Entitlement aufweist und beschreibt seine Haltung mit folgenden Worten:

„So mir steht etwas zu, macht, auch in der Elternschaft mehr das Gefühl zu haben, ich darf meine Bedürfnisse hier äußern, und die werden gehört und respektiert und denen wird auch nachgekommen.“ (Ellen, 116)

Aufgrund ihrer eigenen Klassenherkunft und geschlechtlichen Positionierung sieht die Interviewpartnerin dieses Gefühl der Selbstverständlichkeit bei sich deutlich weniger ausgeprägt. Einen ähnlichen Habitus vermutet eine andere Interviewpartnerin bei dem getrennt lebenden Vater der gemeinsamen Kinder:

„Er sieht sich selber ja auch als Opfer. Aber. (...) Ja. Im Grunde, dass. Dass er glaubt, dass er im Grunde ANDERE Rechte hat als ICH.“ (Fiona, 161)

In beiden Fällen scheinen die Väter davon auszugehen, dass sie mehr bzw. andere Rechte haben und dass sich andere Personen um ihre Bedürfnisse zu kümmern haben, während die Interviewpartnerinnen sich zunehmend dagegen wehren, die ihnen dabei zugedachte Rolle zu übernehmen. Beide Interviewpartnerinnen nehmen einen deutlichen Unterschied zu ihren eigenen eingeschränkten Möglichkeiten und Fähigkeiten wahr, ihre eigenen Bedürfnisse durchzusetzen. An dieser Stelle gewinnt das ökonomische Kapital besondere Relevanz. Während die eine Interviewpartnerin durch den Bildungsaufstieg und die aktiv gemeinsam gestaltete Elternbeziehung zum finanziell gut gestellten Vater zurzeit verhältnismäßig abgesichert ist, macht die andere alleinerziehende Interviewpartnerin die Erfahrung, wie prekär Leben werden kann, wenn eine Vielzahl an Strukturen wegbreicht. Hier wird durch die derzeitige Struktur staatlicher Unterstützungsmaßnahmen erkennbar, dass durch das Wechselspiel aus geschlechterneutraler Formulierung der gesetzlichen Regelungen und der sozialen Norm der

mütterlichen Fürsorgeverantwortung eher getrenntlebende Väter geschützt werden als Mütter in Ein-Eltern-Familien (Winker 2020: 454f.), wenn beispielsweise Unterhalt und Elterngeld auf ALG II angerechnet werden (Fiona, 127).

„Bei der Unterhaltsberechnung gibt es ja immer den [...] Selbsterhalt. Den gibt es bei Müttern nicht. Also wenn. Das Geld, was ich habe. Das geht. Für das drauf, was wir brauchen. Da ist kein Anteil für MICH, wo ich sagen kann okay, und das brauche ich jetzt noch, um meinen Yogakurs zu bezahlen oder ähnliches.“ (Fiona, 135)

In ihrer prekären Situation zusätzlich belastend erlebt die Interviewpartnerin die Institution der Familienhilfe, wo ihr suggeriert werde, dass es noch „SCHLIMMERE Familien“ gebe, „wo die Kinder GAR nicht genommen werden“ und „KEIN Unterhalt“ gezahlt werde²⁹, sodass die Interviewpartnerin das Gefühl entwickelt hat, „das ist so ein bisschen Meckern auf hohem Niveau“ (Fiona, 107). Für die Interviewpartnerin zeigt sich auf dramatische Weise die Angewiesenheit auf ein soziales und/oder gesellschaftliches System, das die Grundlagen zum Leben sicherstellt. Für sie wird deutlich spürbar, wie wichtig es für sie und ihre Kinder ist, dass sie die wenigen gegebenen Ressourcen so gut es geht, an den notwendigen Orten zu halten. Wenn die Interviewpartnerin beim Jonglieren strauchelt, fallen die Ressourcen.

Im Kontext der Klassenverhältnisse lässt sich zusammenfassend festhalten, dass sich die interviewten Mütter bemühen, die Ressourcen an den Orten zu halten, wo sie jeweils in dem Moment am meisten gebraucht werden, ohne dass notwendige Ressourcen herunterfallen. Dabei wünschen sie sich oft, andere Personen wie ihre Beziehungspersonen, andere Eltern oder Freund*innen und Strukturen wie zuverlässige Kinderfremdbetreuungen, Arbeitsplatzbedingungen und wohlfahrtstaatliche Regelungen, die unterstützend wirken. In dem Wissen um die Interdependenzen legen viele Interviewpartnerinnen Wert darauf, anderen Personen wie ihren Kindern, Beziehungspersonen und Freund*innen Ressourcen zuzuspielen und wünschen sich das auch für sich selbst. Auch wenn die Prekarität der Mütter variiert, zeigt sich dieses Phänomen in allen Positionierungen der befragten Mütter, die allesamt das Anliegen verfolgen, das Beste aus den gegebenen Möglichkeiten zu machen. In Momenten, in denen Klassenverhältnisse und sozioökonomische Lebensbedingungen für die interviewten Mütter relevant werden, können die Bewegungen der interviewten Mütter mit „Jonglieren mit Ressourcen“ beschrieben werden.

29 Wobei das für die Interviewpartnerin keinen Unterschied macht, da der Unterhalt ohnehin verrechnet wird.

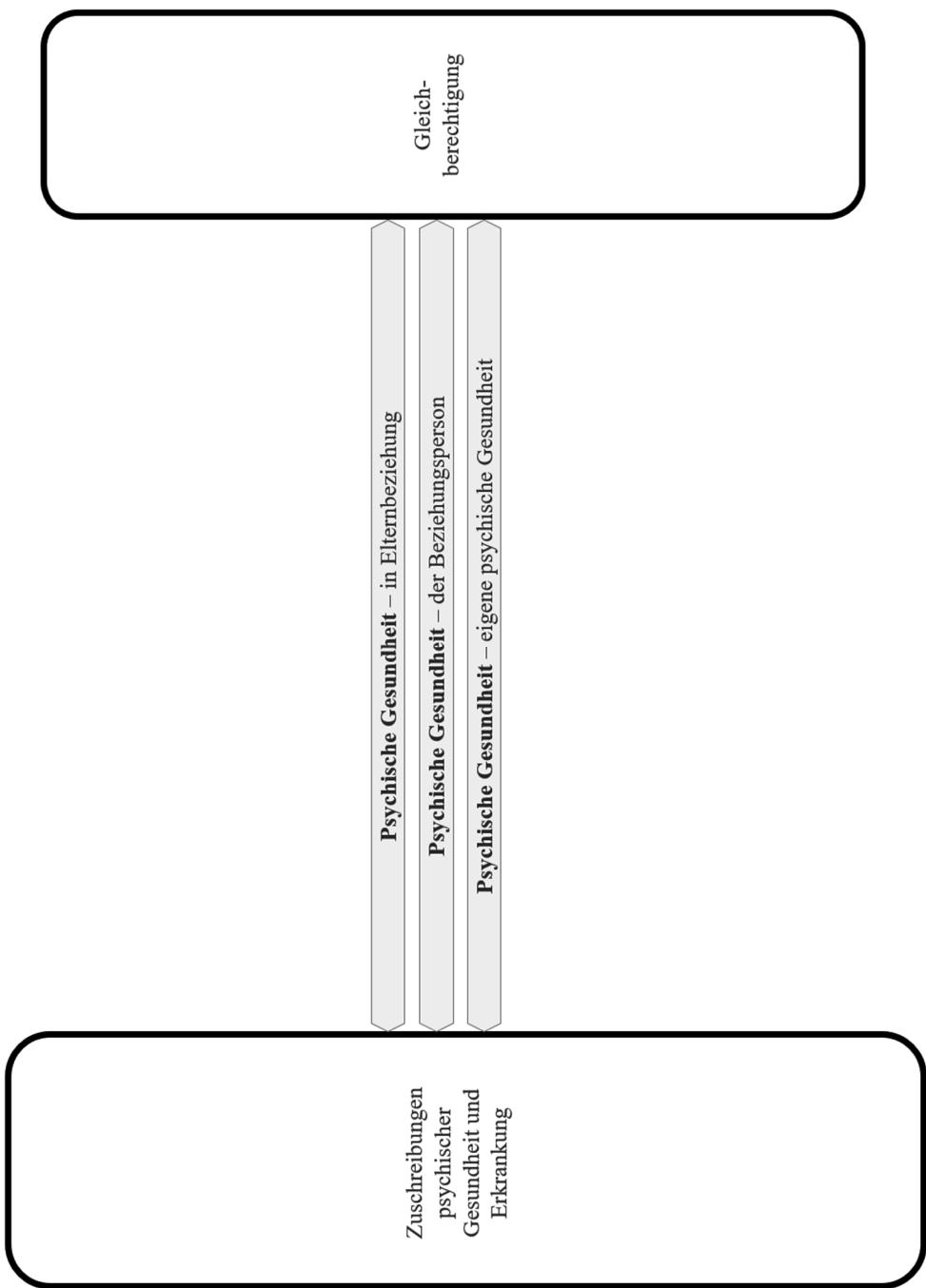


Abb. 6: Relationen um psychische Gesundheit (Quelle: Eigene Darstellung)

5.1.2 *Balancieren in Interdependenzen – Relationen um psychische Gesundheit*

Für die Analyse der Relationen um psychische Gesundheit und Erkrankung erweisen sich Fiona K. Campbells (2009) Ansätze zu Herstellungsprozessen von able(ness) als besonders konstruktiv. Campbell lehnt die Vorstellung von able(ness) als Eigenschaft zugunsten der Untersuchung der Produktion und Performanz von Ableismus ab. Dabei kritisiert sie, dass Ableismus eine binäre Dynamik erzeuge, die ihres Erachtens eher co-relational konstitutiv als vergleichend zwischen abled und non-abled bodies sei. Diese Herstellungsprozesse beinhalten zwei Kernelemente. Zum einen sei dies die Vorstellung über das Normative und somit des normativen Individuums und zum anderen die Durchsetzung einer sich bedingenden Trennung zwischen der perfekten Menschlichkeit und dem abweichenden, undenkbaren, quasi-menschlichen, deshalb also nicht-menschlichen Hybrid (ebd.: 5f.). Im Zuge der Analyse des Datenmaterials gewinnt vor allem die Perspektive auf die sich bedingenden Produktionen von psychischer Gesundheit und Erkrankung sowie die daraus resultierenden Zuschreibungs- und somit bis zu einem gewissen Anteil auch Herstellungsprozesse psychischer Erkrankungen an Relevanz. An dieser Stelle bahnen sich bereits erste Hinweise auf die Bewegung des „Balancierens in Interdependenzen“ an. Interdependenzen verweisen auf sich bedingende Wechselgefüge zwischen Entitäten – in diesem Fall die Gesundheitszuschreibungen zwischen Beziehungspersonen. Diese wirken auf das Gleichberechtigungsempfinden der Interviewpartnerinnen ein und werden in balancierenden, auslotenden Bewegungen hergestellt, die in der folgenden Auswertung erkennbar werden.

Psychische Gesundheit und Erkrankung und Gleichberechtigung

Durch die Relation zwischen dem soziokulturellen bzw. symbolischen Element „Psychische Gesundheit und Erkrankung“ und dem verwandten Diskurs „Gleichberechtigung“ lässt sich mit dem Datenmaterial zeigen, dass das Gleichberechtigungsempfinden der Interviewpartnerinnen stark variiert in Abhängigkeit vom Umgang der Beziehungspersonen mit Symptomen psychischer Erkrankungen. Das Gleichberechtigungsempfinden in Relation mit psychischer Erkrankung wird am meisten davon beeinflusst, bei welchen Personen (welche) Symptome psychischer Erkrankungen verortet werden, wie sehr diese Personen die Einschätzung teilen und inwiefern sie ihr Handeln danach ausrichten.

Wenn in den Elternbeziehungen beide Beziehungspersonen Verhaltensweisen zeigen, die als Symptome psychischer Erkrankungen gelesen werden können, scheint es in jedem Fall einen herausfordernden Einfluss auf das Gleichberechtigungsempfinden der interviewten Mütter zu haben. Unabhängig davon, ob die jeweilige Beziehungsperson diese Symptome auch bei sich verortet oder nicht, beschreiben die Interviewpartnerinnen die Symptome der Erkrankung als belastend und erschwerend für die Beziehung (Maren, 94ff; Frida, 80). Allerdings unterscheiden sich die Konsequenzen, je nachdem wie sehr die Beziehungsperson die Symptome auch bei sich sieht.

„Und dass ich da mit solchen Sachen nicht allein bin und auch ebenso emotionalen Sachen. Also eben bei (Name der älteren Tochter), meiner älteren Tochter, die ja ganz viel so dem Thema mit Trennungen und Klammern und Gefühle nicht zeigen und so, das hat uns beide sehr, sehr bewegt und das war auch manchmal so ein bisschen auf Konfrontation. Also gerade als wir noch zusammen waren, nicht ausgesprochen, aber so unausgesprochen, hatte der Vater mir dann so ein bisschen wie so die Schuld gegeben, So von wegen ich klammer zu sehr. Deswegen klammert sie. So ein bisschen also, aber gar nicht BEWUSST ausgesprochen, sondern irgendwie so, und das konnten wir durch die Trennung auch irgendwie dann so ganz gut dann klären.“

Und eben das ist mir eben daran wichtig, dass wir da lange dran gearbeitet haben, da gemeinsam eine gute Lösung für unser Kind zu finden.“ (Maren, 40)

„Aber eben, so dieses Ausweichen, sich unterordnen. Ich glaube, das sind alles Dinge, die. In dieser Beziehung relevant waren. Aber eben nicht nur von MIR, sondern er hat AUCH seine Themen. (weint.“ (Maren, 96)

In diesen Zitaten zeigt sich die massive emotionale Belastung der Interviewpartnerin, die durch die vermeintlich einseitige Zuschreibung durch die Beziehungsperson auf die Interviewpartnerin entsteht. Diese äußert das Gefühl, dass die Beziehungsperson ihr die Schuld gebe und ihr klammerndes Verhalten verantwortlich für die Gefühle ihrer Tochter mache. Gleichzeitig scheint die Beziehungsperson in der Wahrnehmung der interviewten Mutter eigene Symptome psychischer Erkrankung zu negieren, weshalb sie sich dafür stark macht, dass nicht nur sie ihre Themen habe, sondern er auch. Wenn die Beziehungsperson die Symptome nicht bei sich sieht, scheint es der Interviewpartnerin schwerer zu fallen, die Belastungen für die Elternbeziehung zu thematisieren.

„Also gerade dieses Thema Gefühle abspalten und irgendwie auch so depressive Züge [der Interviewpartnerin] und. Also tatsächlich war so der Punkt, wo er gesagt hat, ich glaube, das funktioniert nicht mit uns oder es wird NIE funktionieren. Ist irgendwie. Da war ich ein paar anderthalb Wochen bei meinen Eltern, weil er eine Schulter-OP hatte und kam dann wieder und ich war VÖLLIG fertig. Also da war ich auch noch nicht so gut mit meinen Eltern, (...) und kam dann nach neun Stunden Zugfahrt mit den zwei Kindern an und er kam so auf uns zugerannt, war total fröhlich und ich so Na ja. Und er dann so Du kannst dich nicht mal freuen, wenn wir uns sehen und so!“ (Maren, 94)

Vor allem die Verknüpfung der Zitate verdeutlicht die Wechselwirkungen der anscheinend einseitig akzeptierten Zuschreibungen. Während die Interviewpartnerin verschiedene therapeutische Angebote nutzt und sich mit Psychoedukation beschäftigt (Maren, 92), lehnt ihre Beziehungsperson eigene Symptome ab und projiziert sie auf die Interviewpartnerin, indem die Beziehungsperson – wie beide in Gesprächen nach der Trennung herausgearbeitet haben – der interviewten Mutter Schuld zuweist und eigene Anteil beispielsweise am Verhalten der Tochter kaum benennt (Maren, 40, 96). Für die Interviewpartnerin entwickelt sich ein Balanceakt, in dem sie sich zwischen unterschiedlichen Symptomzuschreibungen bewegt und gleichzeitig Fürsorgearbeit für sich, die Kinder und ihre Beziehungsperson betreibt. Das Ungleichgewicht in der Auseinandersetzung mit Symptomen reduziert das Gleichberechtigungsempfinden der Interviewpartnerin, wenn sie beispielsweise das Gefühl hat, sich unterzuordnen. In ihrem Fall führten die eingeschränkte Kommunikation und die einseitig anerkannte Zuschreibung zur Trennung (Maren, 94ff). Es zeigt sich im Datenmaterial, dass diese Interviewpartnerin ähnlich wie viele andere Frauen sowohl von psychischen Belastungen aufgrund der Familiensituation betroffen ist (Riecher-Rössler 2016), als auch dass ihr hegemonial und durch ihre Beziehungsperson eine erhöhte Vulnerabilität zugeschrieben wird (Wimmer-Puchinger 2016). Das Verhalten der Interviewpartnerin scheint die Beziehungsperson als Klammern zu interpretieren, das symptomatisch für Angstgefühle sein kann und von der Beziehungsperson als zu starkes, die Tochter einschränkendes Verhalten gedeutet wird. Die Vulnerabilität und das Symptom schreibt die Beziehungsperson so der Interviewpartnerin zu. Die Leerstelle in Hinblick auf das Verhalten der Beziehungsperson kann einen Hinweis darauf geben, dass sie ihr eigenes Verhalten als nicht zu viel, nicht zu wenig, sondern „richtig“ versteht.

Das Ungleichgewicht in den Verantwortungsübernahmen verschiedenster Art führte beide zu zahlreichen Konfrontationen und einem relativ schwierigen Verhältnis, das auch das Denken und Fühlen der Interviewpartnerin wie auch der Beziehungsperson beeinflusst. Dies zeigt sich beispielsweise in der Form, dass sich die Interviewpartnerin einige Zeit nicht traute nachzufragen, geringeres Vertrauen in die Beziehung spürte oder sich selbst weniger mutig und sicher fühlte.

„Also durch diese Konfrontation. Es hat sich bei ihm auch einiges getan und eben dadurch, dass wir erst ein relativ schwieriges Verhältnis hatten nach der Trennung und ich mich quasi auf der Beziehungsebene manchmal eben dann gedacht Ach nee, ich trau mich jetzt gar nicht nachzufragen.“ (Maren, 18)

Diese Zitate weisen auf verschiedene Ebenen hin, auf denen die Interviewpartnerin den Eindruck gewinnt, dass ihre Beziehungsperson ihr einseitig Symptome psychischer Erkrankung zuschreibt und eigene Symptome durch die Nicht-Benennung negiert bzw. ausblendet. Wenn sich hier eine Person als abled positioniert und eigene Positionierungen, die diese Binarität irritieren, ablehnt, kann dies zu einer Stabilisierung der Positionierung der weiteren Person – in diesem Fall die Interviewpartnerin – in der non-abled Positionierung führen. Diese Aushandlungsprozesse über die Positionierungen geben Hinweise auf die Co-Relationalität von ableness in Abgrenzung zur non-ability. Jene Interdependenzen der Positionierungen im Kontext psychischer Gesundheit und Erkrankung zeigen sich nicht nur bei ungleichen, sondern im Folgenden auch bei gleichen Zuschreibungen in den Elternbeziehungen. An der Anerkennung der non-ability beider Beziehungspersonen ist bemerkenswert, dass diese sowohl mit einer Würdigung von Ableismus geprägten Positionierungen einhergehen kann, als auch die teilweise Überwindung dieser durch Aushandlungen beinhaltet kann. Dies kann geschehen, indem Interviewpartnerinnen und Beziehungspersonen auf der einen Seite die Herausforderungen mit psychischen Erkrankungen thematisieren und im nächsten Zug auf die Anerkennung unterschiedlicher (menschlicher) Bedürfnisse verweisen. Ability, non-ability und Gleichberechtigung denkt die Interviewpartnerin im Rahmen von Bedürfnissen in direkter Verbindung. Gleichzeitig macht Disability die Aushandlungen um Gleichberechtigung „nicht einfacher“:

Julia: „Welchen Einfluss haben diese Psychothemen³⁰ auf die Gleichberechtigung in der Elternschaft? Von euch beiden?“

Frida: „Also ich glaube, (...) wenn man irgendwie psychisch angeschlagen ist, dann. Also bei (Vater) sind das depressive Anteile. Bei mir war es eher so eine emotionale Instabilität, würde ich sagen. Was bei mir das Thema war, worunter ich so gelitten habe. Bedeutet ja, dass man ja irgendwie ANDERE Bedürfnisse hat, als ein gesunder Mensch. Und in einer gleichberechtigten ELTERNSchaft, glaube ich, geht es nicht darum, dass beide exakt immer das Gleiche machen dürfen und sollen, sondern Das dürfen können, was sie brauchen. Bei (Vater) ist zum Beispiel so, der braucht sehr viel mehr Ruhe Und die will ich ihm einräumen, [ich] brauche aber nicht dieselbe Art von Ruhe, sondern brauche dann eher die Möglichkeit dann, dann wegzugehen, so meine Art, die ich dann brauch. Aber ich glaube, es ERSCHWERT es noch mal, weil man NICHT genau sagen kann okay, das ist jetzt die Zeit, die hast du jetzt für dich gleichberechtigt, die hast du für dich, die hast du für die Arbeit, die hast du für das Kind, weil die BEDÜRFNISSE unterschiedlich sind. (...) Ja, und wahrscheinlich macht es das fast noch mal schwieriger, weil es NOCH mehr Aushandlungsprozess ist. Und noch

30 Als ebenfalls therapeuferfahrene Person erlaube ich mir manchmal saloppe Benennungen. Meine eigene Positionierung war der Interviewpartnerin zum Zeitpunkt des Interviews bekannt.

mehr reden und noch mehr überlegen Was brauche ICH, Was kann ich gerade GEBEN? (...) Also ja, ich würde sagen, es nimmt einen Einfluss und das macht es nicht einfacher.“ (Frida, 79f.)

Nach Aussage der interviewten Mutter bleibt es zwar herausfordernd, wenn sich auch die Beziehungsperson konstruktiv mit ihren Symptomen und Belastungen beschäftigt; es eröffne aber den Raum für Aushandlungsprozesse, die die Würdigung unterschiedlicher Bedürfnisse berücksichtigen, die sie als einen Faktor in den Aushandlungen von Gleichberechtigung versteht (Frida, 80). In diesen Prozessen suchen und finden die Eltern immer wieder aufs Neue heraus, wie sie gleichberechtigte Elternschaft, Gleichheit und ihre jeweiligen Bedürfnisse ins Gleichgewicht bringen, indem „beide Das dürfen können, was sie brauchen“ und sie „noch mehr reden und noch mehr überlegen Was brauche ICH, Was kann ich gerade GEBEN?“ (Frida, 79). In der Bereitschaft, wiederholt und kontinuierlich in Reflexionen und Aushandlungsprozesse zu treten, manifestiert sich bestenfalls ein Charakteristikum von disabled parenthood – die Würdigung von Interdependenzen, Kooperation und Verbindung (Daniels 2019: 120). Es ist anzunehmen, dass die Integration dieses Charakteristikums in den Alltag auch über die Differenzlinie Disability hinaus Gleichberechtigungsverhältnisse in Elternbeziehungen stärken kann und sich Eltern so eher in ihrer Vielseitigkeit anerkennen können.

Wenn die Interviewpartnerinnen Symptome psychischer Erkrankungen (teils ausschließlich) bei sich selbst verorten, haben sie bereits Therapieerfahrungen gemacht oder überlegen, eine Therapie aufzunehmen. Die Art und Weise, wie die interviewten Mütter die Therapie thematisieren, legt nahe, dass sie diese als eine Art Selbstfürsorge verstehen, mit der sie lernen, ihre Bedürfnisse und Gefühle zu erkennen und anzuerkennen (Fiona, 139; Frida, 34; Elina, 144; Ellen, 122). Diese Gefühle anzuerkennen, kann nach Aussage einer Interviewpartnerin schon eine Hemmschwelle werden, bevor sie überhaupt eine Therapie aufnimmt, wenn sie die eigenen Probleme als „nicht WICHTIG genug“ bewertet und überlegt, dass sie „nicht Jemandem. Der WIRKLICH Probleme hat. Den Platz wegnehmen möchte“ (Fiona, 141). Es scheint, als hätten die Interviewpartnerinnen gelernt, dass ihren Bedürfnissen wie auch der von ihnen geleisteten Familienarbeit gesellschaftlich ein geringerer Wert als den Bedürfnissen und Tätigkeiten anderer Menschen zugesprochen wird (Motakef/Bringmann/Wimbauer 2018). Der internalisierte, mangelnde Selbstwert kann sich in Gefühlen zeigen, dass die eigenen Bedürfnisse zu viel seien, die Interviewpartnerin nicht genug sei (Ellen, 122) oder auch in dem Bedürfnis, das „Sein in der Welt zu sortieren“ (Ellen, 124), äußern. Neben der Selbstwertstabilisierung nutzen Interviewpartnerinnen die Therapie auch zur Verarbeitung traumatischer Erfahrungen (Maren, 84ff.). Deutlich wird immer wieder, dass die Auseinandersetzung mit eigenen Bedürfnissen und Gefühlen als kontinuierlicher Prozess, der als konstruktiv für das Sein mit sich und in verantwortungsvollen Beziehungen erlebt werden kann:

„Gut tut, für mich auch [dass ich] nach wie vor da in Behandlung bin und das nicht unter den Tisch fällt und sich irgendwo anstaunt und mich dann ÜBERRASCHENDERWEISE übermannt sondern es tut mir dann gut, immer wieder daran zu denken, welche Verantwortung ich HABE und auch übernehmen MÖCHTE und mich das halt motiviert, da noch mal einen anderen Angang zu finden.“ (Elina, 144)

Es zeigt sich im Material wiederholt, dass die Interviewpartnerinnen psychische Be- und Entlastungen in Verbindung mit ihrem sozialen Umfeld erleben und in diesem eine Balance auch für sich selbst finden möchten, sodass sie nicht überraschenderweise übermannt werden. In ihrem sozialen Umfeld erlernen sie häufig, dass ihre Bedürfnisse nicht anerkannt wurden oder werden, sie sich dadurch oft fühlen, als wären sie nicht genug oder dass (vermeintlich) gewaltvoll mit ihnen umgegangen werden dürfe. Für sich einzustehen und Probleme nicht

unter den Tisch fallen zu lassen, erweist sich als etwas, das diese Interviewpartnerinnen gesondert in Therapien erlernen. Therapien – teils in Kombination mit der Mutterschaft – scheinen heilsame Prozesse zu ebnen.

„Und die Depression. Das ist natürlich auch nicht WEG oder schleicht sich ja auch immer mal wieder so an und da HILFT es mir aber auch dann aus der Mutterschaft KRAFT zu ziehen, weil (...) Mir persönlich hilft es mir immer wieder zu denken okay, wenn ich es jetzt für MICH nicht schaffe, dann wenigstens für meine Tochter.“ (Elina, 144)

Die Mutterschaft und die damit verbundene Verantwortung für eine andere Person erleichtert es manchen Interviewpartnerinnen, die Fürsorge, die die interviewten Mütter teils für sich selbst nicht aufgebracht haben, für ihr Kind umzusetzen. Dieser Prozess unterstützt nach Aussage einer Interviewpartnerin, diese Fürsorge auch für sich selbst neu zu erlernen (Elina, 144). Es erhärtet sich im Datenmaterial der Eindruck, dass das psychische Wohlbefinden von Müttern eine starke Interdependenz mit der Art und Weise aufweist, wie mit ihnen umgegangen wurde und wird, ob sie den Schritt wagen, sich Hilfe zu suchen, und ob sie diese auch erhalten. Der Schritt, sich durch die Therapie in eine offizielle³¹ non-abled Positionierung zu geben, kann den Weg eröffnen, um die Zuschreibungsprozesse zu hinterfragen und die Trennung zwischen abled und non-abled zu destabilisieren, indem die Interviewpartnerinnen lernen, ihre Bedürfnisse anzuerkennen und nach ihnen zu handeln.

Während die Interviewpartnerinnen sich oft Hilfe in Form von Therapien gesucht haben, ist dies eher die Ausnahme bei den – im Interviewmaterial männlichen – Beziehungspersonen, die Symptome psychischer Erkrankungen zeigen. Stattdessen werden in den Äußerungen der Interviewpartnerinnen Auswirkungen vergeschlechtlicher Sozialisationen deutlich (Connell 2013), wenn sie erklären, dass die männliche Beziehungsperson behauptet, sie versuche „es irgendwie immer noch so selber zu regeln“ (Marla, 102) oder die weiblichen Interviewpartnerinnen vermuten, dass ihre Beziehungsperson glaube, dass die Interviewpartnerin „da irgendwie die Zuständigkeit“ habe (Fiona, 10). Selbst wenn die Beziehungsperson die Problematik ansatzweise anerkenne und verspreche, dass sie eine Therapie aufnehme, bleibe diese nach Aussage der Interviewpartnerin aus (Lucia 2/2, 48). Das Ausbleiben der Verantwortungsübernahme des Vaters führt laut einer Interviewpartnerin zu Spannungen in der Beziehung, da dieser auf der einen Seite Symptome zeige, wie das Gefühl kontrolliert zu werden oder schnell überlastet zu sein, und auf der anderen Seite grenzt sich die Interviewpartnerin, die die vernachlässigen Erwerbs- und Familientätigkeiten kompensiert, von der Beziehungsperson ab:

„Also schon, das steht schon so dazwischen [in der Beziehung]. Also schon eine so eine Spannung, weil er sich dann auch immer kontrolliert fühlt, wenn ich ihn irgendwas frage. Ich traue mich schon gar nicht mehr, ihn zu fragen. Also wie sein Tag war, weil er tagsüber ja quasi Zeit hat und aber ja. Und ich merke, dass ich voll empfindlich reagiere, wenn er irgendwie auf meine Zeit zugreifen, also wenn er mich dann fragt, also wenn ich irgendwie den Nachmittag frei habe und dann irgendwie, also dass ich irgendwie keine Lust habe, irgendwie mich mit ihm zu verabreden oder so, weil ich irgendwie denke, nee, ich will jetzt einfach gar nichts. Machen. Und nur, weil ich jetzt irgendwie frei habe und er gerade auch, das irgendwie.“ (Marla, 106)

Das Datenmaterial gibt Hinweise darauf, dass die Interviewpartnerinnen in Bezug auf Mutterschaft eine „compulsory able-bodiedness“ (Campbell 2009) internalisiert haben.

31 „Die gesetzlichen Krankenversicherungen übernehmen die gesamten Kosten einer Psychotherapie, wenn eine seelische Erkrankung bzw. eine Störung ‚mit Krankheitswert‘ vorliegt“ (Barmer 2024).

Unabhängig von ihrem eigenen (psychischen) Gesundheitszustand streben sie an, zuverlässig Fürsorgearbeiten für ihre Kinder und den Haushalt auszuführen (Elina, 144; Hanna, 28; Marla, 26). Die compulsory able-bodiedness scheint von den – in diesem Fall männlichen – Beziehungspersonen mit Symptomen psychischer Erkrankungen nicht in dieser Weise internalisiert zu sein, sodass sie entweder Verantwortungen an die Interviewpartnerinnen delegieren oder letztere sie übernehmen, damit „er möglichst wenig Stress“ hat und „das irgendwie entspannt wird“ (Marla, 50). Gleichzeitig scheint die Interviewpartnerin ihre Beziehungsperson dann selbst als Arbeitsauftrag zu erleben, wenn sie sich nicht mehr mit ihrer Beziehungsperson verabreden möchte, weil die Interviewpartnerin jetzt frei habe. Die Freizeit scheint durch die Beziehungsperson, die ihrer Fürsorgeverantwortung nur bedingt nachkommt, gehemmt zu werden.

Auffällig ist darüber hinaus, dass die interviewten Mütter psychische Belastungen eher individualisieren und kaum als strukturelles Problem einordnen. Die Überlegungen zu psychischer Gesundheit und Erkrankung äußern die interviewten Mütter v.a. in Verbindung mit direkten zwischenmenschlichen Erfahrungen und Bedürfnissen.

„Und letztendlich kommt es immer, läuft es immer wieder auf dieselben Wurzeln hinaus, nämlich dieses einfach in Wünschen und Bedürfnissen gesehen und gehört zu werden. Also nicht, dass ich mir das vorstelle, was ich nicht erfahren habe von meiner Mutter, und das will ich jetzt unbedingt, dass das meine Tochter hat.“ (Elina, 30)

„Also, es ist NICHT so, dass wir. Also es ist nicht so, dass wir uns in einem Entscheidungsprozess oder während oder nach einer Entscheidung fragen, ob das mit Gleichberechtigung vereinbar ist oder sozusagen das noch wie so ein Extrapunkt hinterfragen oder aus der Perspektive noch mal das alles beleuchten, sondern das ist sozusagen nicht keine. Keine. (...) Keine, keine, kein idealistischen ABGLEICH gibt, sondern dass, wie die Kriterien eher sind, also Wünsche und Bedürfnisse ganz weit vorne. Und eigentlich ist das das Wichtigste.“ (Elina, 42)

So nutzen die Interviewpartnerinnen den Raum der Paarbeziehung, um Bedürfnisse und Gleichberechtigung – diese jedoch nicht explizit benannt – mit ihrer Beziehungsperson zu besprechen. Relationen psychischer Erkrankungen zu anderen Elementen außerhalb der Beziehung werden von den interviewten Müttern kaum angesprochen, sodass angenommen werden kann, dass zum einen die Vertrautheit der Beziehung und die damit verbundene Sichtbarwerdung als Person mit individuellen Eigenschaften und Bedürfnissen (Hirschauer 2013: 45) ermöglicht, psychische Belastungen anzusprechen. Zum anderen zeigt dies aber auch, dass die Interviewpartnerinnen Disability individualisieren und v.a. auf Aushandlungsebene individuelle Lösungen suchen. Übertragungen auf geschlechtliche, sozioökonomische oder rassialisierte Positionierungen in heteronormativen Verhältnissen ziehen sie kaum in Erwägung. Während die interviewten Mütter im Rahmen der Klassenverhältnisse verschiedene Elemente wie z.B. Arbeitgebende, Gesetze oder Fremdbetreuung thematisieren, sprechen sie bei psychischen Erkrankungen maximal den Therapieplatzmangel an (Fiona, 141). Auch unterschiedliche Diskriminierungsebenen wie institutionelle oder kulturelle Ebenen finden keinen Raum in den Erklärungen der Interviewpartnerinnen. Stattdessen interpretieren die Interviewpartnerinnen die eigene Herkunftsfamilie als ursächlich (Fiona, 155; Lucia 1/2, 24; Maren, 68) und schließen sich so der hegemonialen Verantwortungsverlagerung auf die Institution der Familie an, welche in psychologischen Entwicklungstheorien als einer der bedeutsamsten Einflussfaktoren für die kindliche Entwicklung gedeutet wird (Kadera/Minsel 2018: 1255).

Insgesamt zeichnet sich in der Art und Weise, wie die Interviewpartnerinnen die Rolle ihrer psychischen Gesundheit artikulieren, dass es insbesondere um Aushandlungen über Bedürfniserfüllungen geht. Kernelemente scheinen zu sein, dass sich sowohl die interviewten Mütter als auch ihre Beziehungspersonen als wichtige Personen mit Bedürfnissen in Beziehungen sehen (wollen). Anliegen der Mütter scheinen ausbalancierte Umgänge mit Interdependenzen zu sein, die sie sich sowohl für sich selbst als auch für ihre Beziehungspersonen wünschen. Zum einen beinhaltet dies die Würdigung der Angewiesenheit aufeinander und zum anderen auch die Notwendigkeit, eigene Bedürfnisse (an) zu erkennen und diesen in der Beziehung Raum zu geben. Das kann auch bedeuten, sich gelegentlich von den Bedürfnissen anderer Familienmitglieder abzugrenzen und auf die Interdependenzen zwischen anderen Familienmitgliedern aufmerksam zu machen. Auf Basis von Daniels (2019) und Campbell (2009) verstehe ich die affektiven Bewegungen der Interviewpartnerinnen im Umgang mit ableistischen Lebensbedingungen als „Balancieren in Interdependenzen“: Auf der einen Seite findet die Zuschreibung als behinderte oder erkrankte Person im Allgemeinen und Mutter im Besonderen in Interdependenz mit anderen Menschen statt. Menschen benennen Symptome psychischer Erkrankungen als solche und erkennen diese Bezeichnung entweder an oder auch nicht. Dies passiert auch in Elternbeziehungen und beeinflusst die Möglichkeitsräume von Eltern und Müttern im Speziellen. Dennoch zeigt sich, dass die Interviewpartnerinnen Behinderung bzw. Erkrankung als individuelles Problem verstehen, während sie auf der anderen Seite die Abhängigkeiten und Interdependenzen, die allen gesellschaftlichen Beziehungen immanent sind, kaum in ihren Wirkweisen erkennen. Das Potential der Interviewpartnerinnen und ihrer Beziehungspersonen, Mutterschaft in ihren ableismuskritischen Transformationsmöglichkeiten zu sehen, steckt noch in Kinderschuhen. Wenn die interviewten Mütter und ihre Beziehungspersonen Ableismus als narzisstische Mentalität und Praxis verstehen, die auf Individualismus, Selbstvergewisserung und körperliche Verbesserung beruht (Campbell 2014: 84), können sie sich Möglichkeitsräume eröffnen, in denen sie die Elternschaft und Mutterschaft in ihren Wechselwirkungen würdigen und Interdependenzen als Chancen verstehen, sich miteinander zu verbinden und zwischenmenschliche Beziehungen zu stärken (Daniels 2019: 118ff).

5.1.3 *Akrobatik in Verbindungen – Relationen um natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit*

Zur Untersuchung der Relationen um natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit finden Paul Mecherils (2002) Überlegungen Anwendung. Mecheril versteht natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit als eine Perspektive, die die Lebenssituationen Migrationsanderer in Hinblick auf Zugehörigkeit untersucht. Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit erweist sich dabei als „keine fortwährend relevante Größe, sondern sowohl auf der Ebene des wissenschaftlichen wie auf der Ebene des alltagsweltlichen Verstehens [als] das Ergebnis einer spezifischen Perspektivierung“ (Mecheril 2002: 109). Nation, Ethnizität und Kultur seien dabei nur schwerlich trennscharf zu unterscheiden. Vielmehr bedingen sie sich und verweisen aufeinander. Dabei gewinnen formelle und informelle Mitgliedschaftskonzepte an Bedeutung. Als formelle Mitgliedschaftskonzepte sind beispielsweise Staatsangehörigkeitskonzepte zu sehen, wohingegen informelle Konzepte eher über Mitgliedschaftssignale wie Phänotypen oder Paraphänotypen wirken (ebd.: 109ff). In diesem Zusammenhang versteht Mecheril „Verbundenheit als ein weiteres Konstitut fragloser natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit“, das „den Umstand,

dass Zugehörigkeit ein Phänomen der Einflechtung der eigenen Lebensgeschichte in den „imaginierten Zugehörigkeitsraum“ (ebd.: 111) illustriert und so die (zugehörigkeits-)kontextuellen Positionierungen von Menschen als zeitliche Phänomene greifen kann. Verbundenheit sei hier mehrdimensional. Da Verbundenheit in diesem Verständnis sowohl emotionale Bindungen als auch Aspekte moralischer Verpflichtung ebenso meint wie kognitiv-praktische Vertrautheit und materielle Gebundenheit (ebd.), bildet sie die Grundlage zur Analyse der Relationen des soziokulturellen bzw. symbolischen Elements „natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit“. Dies wird in Relation gesetzt mit den verwandten Diskursen „Verbundenheit“ und „Nicht-Verbundenheit“. Diese Perspektivierungen ermöglichen differenzierte Untersuchungen der kontextspezifischen Migrations- und Rassismuserfahrungen.

Im Rahmen der Datenanalyse fallen besonders die Anstrengungen der Interviewpartnerinnen im Umgang mit Migrations- und/oder Rassismuserfahrungen auf. Die soziale Differenzierung zwischen fraglos und nicht-fraglos Zugehörigen zeichnet sich u.a. darin ab, dass Interviewpartnerinnen ohne Rassismus- und/oder Migrationserfahrungen – wenn überhaupt – kurz die Existenz ihrer *weißen* Privilegien benennen, während die Interviewpartnerinnen mit Rassismus- und/oder Migrationserfahrungen wesentlich differenziertere Aussagen über das Leben in einem von Rassismus geprägten System beschreiben. Diesbezügliche Bewegungen können in „Akrobatik in Verbindungen“ verdichtet werden. Während die Bewegung des „Balancierens in Interdependenzen“ im Kontext psychischer Erkrankung und Gesundheit eher die Interdependenzen in Herstellungs- und Dekonstruktionsprozessen zentriert, welche zweifelsohne auch eine gewichtige Rolle im Rahmen natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit spielen, scheint die Bewegung in Zusammenhang mit natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit eher von dem Anliegen, ohne „Zusatzleistungen“ und fraglos als Teil der Gemeinschaft anerkannt zu werden, geleitet zu sein. Es scheint dabei also eher um verlässliche Verbindungen zu gehen. Gleichzeitig bilden sich akrobatische Bewegungen in diesen Verbindungen heraus, die sich durch die „hautnahe(...) filigrane(...) Zusammenarbeit der Partner“ und die „sozialen Aspekte im Miteinander“ wie beispielsweise „tolerantes Umgehen miteinander (in den verschiedenen Charakteren sich verstehen), körperlich aufeinander einstellen, sich dem Team unterordnen (verschiedene Funktionen – auch Positionen – im Paar oder in der Gruppe akzeptieren)“ (Deutscher Sportakrobatik-Bund e.V. 2024) kennzeichnen. Auch in der Sportakrobatik verdeutlicht sich die widersprüchliche Verknüpfung von „Toleranz“ von Verschiedenheit und Unterordnung in einem System. Ähnlich wie auch ein rassistisches Gesellschaftssystem ist die Sportakrobatik durch enge Beziehungen verknüpft, die sowohl von Angewiesenheit aufeinander als auch von (verdeckten) Machtverhältnissen geprägt sind. Gleichzeitig ist die Performanz von Akrobat*innen in der Umsetzung und Vorführung turnerischer, gymnastischer und tänzerischer Übungen, welche „besondere körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit erfordern“ (Duden 2024) nicht zu vernachlässigen. Unter der Prämissen, dass sich alle Menschen in einem rassistischen System akrobatisch-performend bewegen, ist anzunehmen, dass die unterschiedlichen Positionen mit unterschiedlichen Bewegungen im Rahmen der Akrobatik einhergehen. Die Positionierungen wirken ebenfalls auf das Gleichberechtigungsempfinden der Interviewpartnerinnen ein und werden von filigranen Bewegungen in Verbindungen, die in der folgenden Auswertung deutlich werden, begleitet.

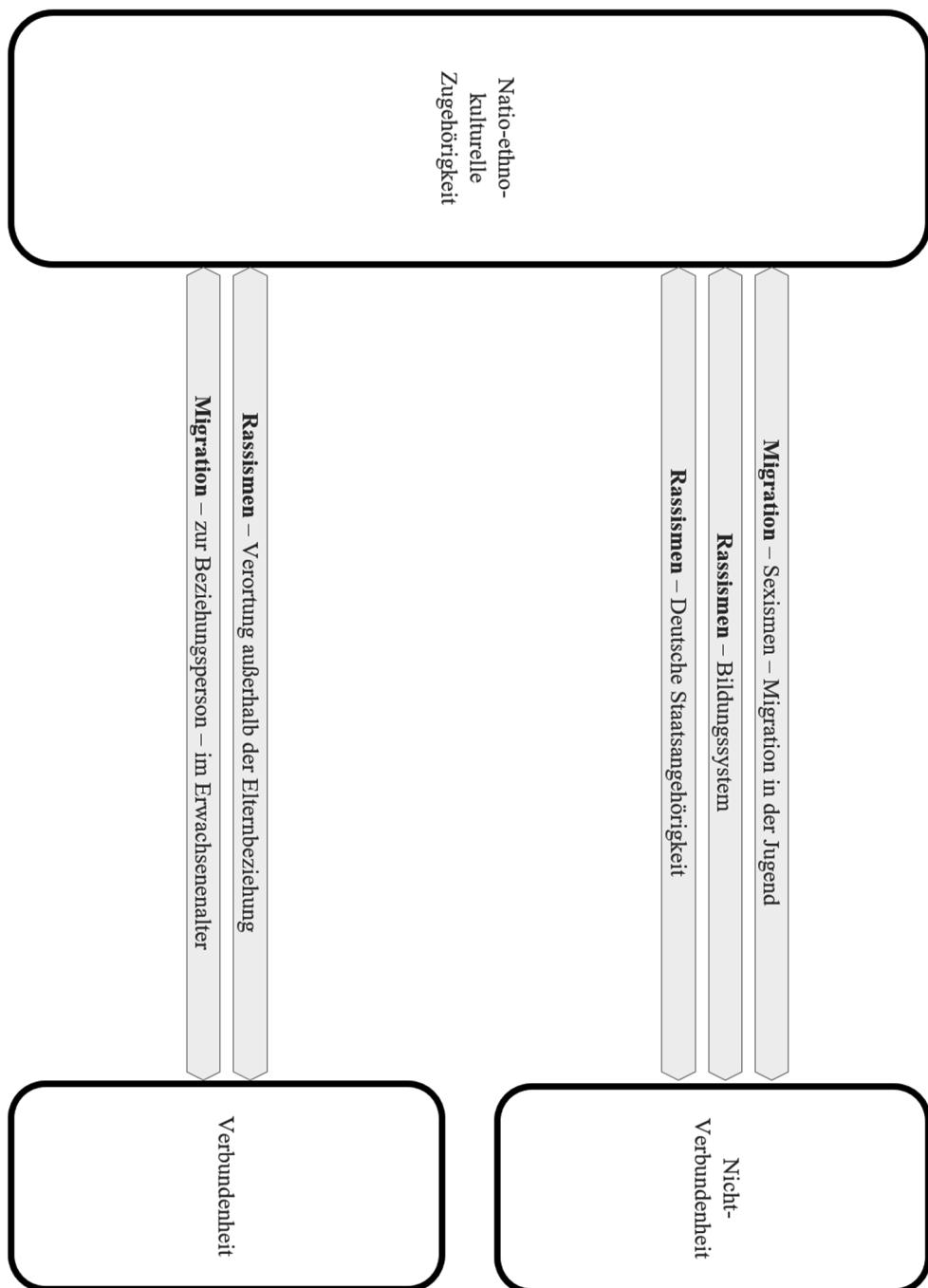


Abb. 7: Relationen um natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit (Quelle: Eigene Darstellung)

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und Nicht-Verbundenheit

Besonders häufig verdeutlichen die Interviewpartnerinnen das Gefühl der Nicht-Verbundenheit in Verbindung mit dem Bildungssystem und der Staatsangehörigkeit. Im Bildungssystem spürt eine Interviewpartnerin v.a. die Wirkweisen informeller Mitgliedschaftskonzepte anhand von Differenzmarkierungen durch Para-Phänotypen wie Mehrsprachigkeit (Evgenia, 166) oder die „ausländisch klingenden Namen“ (Evgenia, 146) der Eltern. Auch über die Phäno- und Para-Phänotypen hinaus benennt die interviewte Mutter Differenzmarkierungen in der Kindertagesstätte ihrer Kinder, wo diese unabhängig von ihren sprachlichen Kompetenzen und ohne Absprache mit den Eltern Sprachförderungsangeboten zugeordnet werden.

„Also bei meiner Großen siehst du es ja nicht bei den Kindern. Bei denen steht GAR nichts davon, dass die irgendwie Migrationshintergrund haben, weil die sind hier geboren, haben relativ deutsche Namen, also keine ausländisch klingenden Namen, würde ich jetzt sagen. Ähm. Bei uns steht, müssen. Wir müssen ja immer unseren Namen bzw. Geburtsort mit angeben. Bei jedem. Bei allen Anmeldungen. So und bei meinem Mann und bei mir sieht man das ja sofort so. Ich aus Russland, er aus Kasachstan. Okay, also Migrationshintergrund. Aufgrund dessen werden sich dann auch die Kinder ein bisschen mehr angeguckt, nach dem Motto Ja, mal gucken, vielleicht haben die einen Sprachfehler, vielleicht sind die, können ja die, sind die entwicklungsverzögert oder, oder oder. So etwas geschieht aber NICHT in Absprache mit uns. Also die machen das. Und wir werden halt in so eine Gruppe zur Sprachförderung geschickt.“ (Evgenia, 146)

Die bereits in der Kindertagesstätte beginnende Unterscheidung nach natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit setzt sich in der Primarstufe schon bei der Klassenbildung nach fraglos Zugehörigen und nicht-fraglos Zugehörigen fort. Hier kommt es nicht nur zu einer Unterscheidung nach rassistischen, sondern auch nach ableistischen Differenzmarkierungen:

„Kindergarten und Grundschule ist zum Beispiel ist das schon auffällig. Auch in der Grundschule ist das so, dass wir ein Wir haben eine katholische Grundschule, die direkt mit dem Kindergarten kooperiert. Ein Kindergarten ist auch katholisch. Im Kindergarten haben wir zwei Halbtags, äh zwei Ganztagsgruppen. Und. In der Grundschule hatten wir dann zwei erste Klassen und GEFÜHLT ist wirklich Gruppe A aus dem Kindergarten Klasse eins A geworden. Und. Gruppe B aus dem Kindergarten in der Schule dann eins B. Bloß ist in der B-Gruppe zum Beispiel sind da Kinder von den Stammkatholiken dieser Gemeinde, die die Eltern, Großeltern schon lange dabei sind, in Räten sitzen und sonst was und somit auch eins zu Eins fast rübergegangen. Gruppe A hat den Rest abbekommen. Also eins B war super. Gruppe A hat alles noch dazu bekommen. Kinder, die alle aus dem Ausland gerade kamen. Kinder, die kein Deutsch konnten. Wirklich null. Kinder, die entwicklungsverzögert waren, Kinder, die Krankheiten hatten, also auch entwicklungs-, also die schon nachgewiesen wie das Asperger-Syndrom hat. (unv.) Also wo man mehr, was mehr eher eine Förderung, eine gewisse Förderung braucht und auch zeitintensiver ist. Und alles. Das war alles gebündelt in dieser.“ (Evgenia, 146)

Auch im weiteren Bildungsverlauf ihrer Tochter beobachtete die interviewte Mutter die Zuordnung zu Sprachlernangeboten, die sich auffällig oft an Kinder richten, die Eltern haben, „die irgendwo anders herkomm[en], außer aus Deutschland“ (Evgenia, 146). Dies zieht sich bis ins Gymnasium durch, wo die Kinder einen „Zettel (...) SPEZIELL für Kinder mit Migrationshintergrund“ (ebd.) erhalten, um an Kursen zur Sprachförderungen teilzunehmen. Die Interviewpartnerin ist also wiederholt mit der Segregation ihrer Kinder im Bildungssystem konfrontiert, mit der sowohl sie als auch ihre Familie in benachteiligte Positionen gerückt werden und ihre Verbindung in der Gemeinschaft beschädigt und erschwert wird. Im Zuge dessen erlebt die interviewte Mutter insgesamt eine erhöhte Wachsamkeit der Pädagog*innen in Bezug auf die sprachliche Entwicklung migrationsanderer Kinder (ebd.), die so konti-

nuierlich gefährdet sind, unter dem Prädikat „Entwicklungsverzögerung“ pathologisierende Zuschreibungen zu erhalten. Hier wiederholt sich zum einen die verstärkte Beobachtung migrantischer Familien (Westphal/Otyakmaz/Uçan 2020), wie auch eine intersektionale Verschränkung zu ableistischen Deutungsmustern, in denen Mütter für den gesundheitlichen Zustand ihrer Kinder im Sinne einer guten Entwicklung verantwortlich gemacht werden (Lalvani 2019). Dies stellt Mütter, die als Migrationsandere konstruiert werden, vor gesteigerte Herausforderungen, wenn sie dem ohnehin schon kaum zu erreichendem Ideal der „guten Mutter“ nachkommen möchten. Das Anliegen, die eigenen Kinder in bestmöglicher Weise in ihrer Entwicklung zu begleiten, wird durch den anhaltenden Zweifel durch Personen im Bildungssystem fortwährend destabilisiert und erfordert zusätzliche Vergewisserung, die die Interviewpartnerin und ihre Beziehungsperson kontinuierlich für sich herstellen müssen.

Julia: „Wie war das für euch als Eltern? Oder wie habt ihr das immer in eurer Beziehung besprochen?“

Evgenia, „Na ja, wir haben es halt hingenommen, weil da kannst du ja halt nicht viel ändern. Du hast ja gar nicht so viel Mitspracherecht in der Hinsicht. Du bist ja dem wirklich AUSGESETZT und. Ja, es ist halt nervig in der Hinsicht gewesen, dass vieles nicht gemacht wurde. Die sind, die haben in der Schule VIELES nicht geschafft und. Ja. War halt nicht so schön. Man bespricht das einfach nur und wir haben halt geguckt, wie wir SIE weiter unterstützen können, was wir TUN können, damit das damit sie trotzdem mehr lernt. Mehr. Ja.“ (Evgenia, 149f.)

(...)

Julia: „Und wie habt ihr das aufgefangen?“

Evgenia, „Also das Gute ist ja, wir haben mit unserer Großen schon früh angefangen gehabt zu lernen. Also die konnte schon im Kindergarten das ganze Alphabet. Sie wusste, also da fingen sie mit dem Lesen an, uns war das schon ein bisschen wichtig, dass sie das VOR der ersten Klasse können sollte, damit ihr das auch LEICHTER fällt. Dementsprechend haben wir einfach versucht mit ihr immer. Wieder was zu üben. Wir haben auch immer extra Hefte gekauft und in den Ferien oder wenn wir Freizeit hatten, alles durchgegangen oder wenn sie unbedingt was wollte. Haben wir auch gesagt okay, ABER da machen wir doch zuerst das. Weil wir wussten, okay, sie macht das schnell und gründlich, weil sie das halt nicht so ein bisschen, also sie halt versucht so zu fördern.“ (Evgenia, 153f.)

In dem Wissen, das diskriminierende Bildungssystem nicht auf die Schnelle verändern zu können, und um dem Gefühl des Ausgeliefertseins zu begegnen, unternehmen die interviewte Mutter und ihre Beziehungsperson erhebliche Anstrengungen, um die reduzierten Lernimpulse, die ihrer Tochter in der Schule zukommen, auszugleichen. Dies erfordert ein hohes Maß an Zeit und Mühe, die die Familie auf individueller Ebene aufwenden, damit ihre Tochter eine gute Bildungskarriere in einem rassistischen System durchlaufen kann. Gleichzeitig deutet die Aussage, es halt hingenommen zu haben, auch darauf hin, dass die Interviewpartnerin und ihre Beziehungsperson die Ungleichbehandlung in der Schule nicht explizit gemacht haben und versuchen, sich möglichst unauffällig, aber leistungsstark performend durch das Bildungssystem zu bewegen. Auch wenn die Interviewpartnerin wahrscheinlich nicht als Person of Color gelesen wird, so zeigt sich, dass sie doch antislawisch-rassistische Diskriminierung erfährt. Die kontinuierliche Konfrontation mit einem von Rassismus geprägten (Bildungs-)System macht es für die Interviewpartnerin erforderlich, immer wieder Wege zu finden, wie sie ihre Kinder sicher und bestärkend in ihrem Aufwachsen begleiten kann. Akilah S. Richards (2016) betont dazu „the ongoing emphasis and constantly explored question of Black motherhood, which is how to protect and empower our children so that

they can resist the systematic racist practices that cause them psychological and physical harm, and act as obstacles to their ability to grow into complete, emotionally well-adjusted adults“ (ebd.: 116). Für von Rassismus betroffene Mütter werden die ohnehin schon herausfordernden Momente der Mutterschaft erschwert, wenn diese mit den Anforderungen, ihre und andere diskriminierte Kinder möglichst gut in einem diskriminierenden System schützen, durchwoben werden und sie dabei verschiedenste Strategien entwickeln, um dem gerecht zu werden. Eine dieser Strategien liege nach Collins (1999) im „other mothering“ oder nach Richards im collective mothering (Richards 2016: 114). Sowohl collective mothering als auch other mothering beschreiben die Nähe zwischen rassistisch diskriminierten Frauen und Müttern, die sowohl biologisch verwandte als auch nicht biologisch verwandte Kinder und Frauen versorgen und schützen (ebd.). Für die interviewte Mutter besteht hier eine enge Beziehung zu ihrer eigenen Mutter, die sehr intensiv und teils unter Belastungen an der Fürsorge für ihre Enkelinnen beteiligt ist:

„[Mein Vater war] Arbeiten [...] Der hat halt ganz normale Arbeitszeiten. Meine Mutter, wie gesagt ein bisschen flexibler. Sie hatte damals war das nur morgens und nachmittags zwei Stunden, zwei bzw. zweieinhalb. Und das konnte sie, vor allem die MORGENS konnte sie immer so ein bisschen schieben, je nachdem, wie man es braucht, ob man nach oben oder eher nach unten, sozusagen. Also früher oder später. Und deswegen hat das überhaupt geklappt. Wenn das überhaupt nicht möglich gewesen. Ja. Gute Frage. Wie wir das dann gemacht hätten. So, das war schon. Echt eine riesen Erleichterung. Und wenn wir das glaube ich nicht hätten, weiß ich ja nicht, ob ich damals sonst auch die Schule noch mal machen konnte. Oder ob wir auch gleichzeitig Studium und Schule, also Ausbildung so von meinem Mann, das so gemeistert hätten, weil es zeitlich einfach immens schwierig ist.“ (Evgenia, 142)

An diesem Zitat verdeutlichen sich die hohen Anstrengungen, die die Mutter der Interviewpartnerin auf sich nimmt, um die Bildungskarriere ihrer Tochter und die Versorgung ihrer Enkelin in einem klassistisch-rassistischen System zu gewährleisten. Es bleibt die Überlegung offen, ob das Engagement der Mutter der Interviewpartnerin in rassismuskritischen Ansätzen begründet liegt oder ob es für sie schlicht eine Selbstverständlichkeit war, ihre Tochter auf ihrem Bildungsweg zu unterstützen. In jedem Fall zeigen sich die erheblichen Koordinationsfähigkeiten und die Geschicklichkeit, mit der sich die Frauen bewegen (müssen). Für die Interviewpartnerin, die sehr jung Mutter wurde, selbst ist unklar, ob sie überhaupt ihren Schulabschluss ohne die Unterstützung ihrer Mutter hätte absolvieren können. Auch weist dieses Zitat auf die intersektionale Verschränkung von Fürsorge und Heteronorm hin, nach der Fürsorge über mehrere Differenzlinien hinweg noch immer insbesondere weiblich konnotiert ist, während Erwerbsarbeit besonders männlich assoziiert ist, womit die Erwerbszeiten des Vaters der Interviewpartnerin den Grund für ausbleibende Fürsorge darstellen und den Einfluss der geschlechtlichen Positionierung verdecken.

Neben ihrer eigenen Mutter scheint die Interviewpartnerin wenige Mütter und Frauen in ihrem Umfeld zu haben, die sich dem Konzept des other motherings oder auch „nur“ gleichberechtigter Elternschaft verbunden fühlen – zumindest kritisiert sie in ihrem Umfeld die noch stärker heteronormativ organisierten Kleinfamilien ihrer Freund*innen:

„Aufgrund dessen, dass man zu Hause ist und NUR sich um das Kind kümmert und der andere dann, der Partner dann ja arbeiten geht und alles andere, sag ich mal, macht, so. Dass man SELBER alles entschieden hat und der Partner nicht mehr so, pro forma. Einfach nur. Wo man ist. Okay, ich hier unterscheide mal, weil beide Erziehungsberechtigten müssen unterschreiben. Solche Geschichten. Fand ich aber auch irgendwann immer blöd. Deswegen wollte ICH eigentlich immer, dass wir schon, dass wir BEIDE immer alles unterschreiben das. Also entscheiden und Immerhin sind wir beide ja Eltern. Und nicht nur der eine und der andere

läuft mit und entscheidet nur auf dem Papier. Manchmal. Irgendwie müssen ja immer beide Elternteile immer unterschreiben. Und das auch manchmal. Da deswegen. (...) Das war so, dieses. Auch von Freunden ist das vorgelebt worden. Sie zu Hause kümmert sich nur um die Kinder, macht das Essen. Sie entscheidet alles über die Erziehung, wie und was. Der Partner sagt, nur ab und zu mal vielleicht irgendwas dazu. Aber eigentlich trifft sie die ganzen Entscheidungen. Fand ich doof. Hat mir nicht gefallen deswegen.“ (Evgenia, 54)

Je nach Blickwinkel kann dieses Zitat unterschiedliche Hinweise wie auch die Wechselwirkungen zwischen natio-ethno-kultureller Mehrfachzugehörigkeit und Heteronormativität offenbaren. Unter der Perspektive der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit und des other motherings deutet dieses Zitat auf die Kritik der Interviewpartnerin an Müttern zuhause, die sich nur im die Kinder kümmern, hin. Die Arbeit der kritisierten Mütter findet so ausschließlich im Privaten statt und richtet sich so nur auf die eigenen Kinder – weder auf andere Kinder noch auf andere Frauen, welche sich gemeinsam rassismuskritisch bewegen. Unter der Perspektive auf Heteronormativität weist dieses Zitat eher auf vergeschlechtlichte Sorgearrangements, die von Freund*innen vorgelebt werden, hin, von denen sich die Interviewpartnerin distanziert. In beiden Fällen zeichnen sich die isolierenden Wirkungen der westlichen Idee der heterosexuellen Kleinfamilie ab, die auch einen Einfluss auf rassistisch diskriminierte Mütter ausüben. Darüber hinaus thematisiert die Interviewpartnerin die Praxis des Unterschreibens. Dieses findet oft in formalen (Bildungs-)Systemen statt, die Unterschriften der Eltern erforderlich machen. Zum einen dient die gemeinsame Unterschrift ihrer Darstellung und Performanz nach außen. Die interviewte Mutter und ihre Beziehungsperson performen dem westlichen Ideal entsprechend als funktionierende, gleichberechtigte Eltern. Zum anderen wirkt die gemeinsame Unterschrift für die Interviewpartnerin auch nach innen, indem sie auch eine Entlastung durch gleiche Fürsorgeverantwortung bedeutet. Nicht nur an diesem, sondern auch an dem folgenden Zitat fällt die Bedeutung von Dokumenten bzw. Unterschriften für migrantische Mütter im Sample auf. Es scheint, als sei ihnen die Bedeutung heteronormativer Ordnungen und damit verbundener Privilegien besonders klar (Puar 2005). Der geebnete Weg der Heteronormativität scheint mit mehr Sicherheit durch Institutionen wie dem Bildungssystem oder das Migrationsamt verbunden zu sein. Die Sicherheit scheinen die Interviewpartnerinnen nicht als selbstverständlich zu erleben; stattdessen scheinen sie das Gefühl zu haben, die Sicherheit durch entsprechende Performanz extra erarbeiten zu müssen. Neben nationalistisch-heteronormativen Strukturen wirken auch die Beziehungspersonen auf individueller Ebene auf die Möglichkeitsräume der interviewten Mütter ein. Welche Rolle hierbei auch die jeweilige Beziehungsperson und die Aushandlungen von Gleichberechtigung spielen, wird in der Map der sozialen Welten und Arenen vertieft.

Neben informellen Mitgliedschaftskonzepten thematisiert eine Interviewpartnerin auch formelle Konzepte in Gestalt der Staatsangehörigkeit. Diese scheint für eine Interviewpartnerin besonders ambivalent besetzt. Mit der Annahme der deutschen und dem Verlust der peruanischen Staatsangehörigkeit wird für die Interviewpartnerin deutlich, wie sehr Nationalstaatlichkeit, Heteronorm und Zugehörigkeit miteinander verwoben sind und in das affektive Erleben einwirken:

„Als wir letztes Mal getrennt waren. Weil ich hatte keine [deutsche Staatsangehörigkeit]. Ähm. Ich wollte sicher sein, weil wir [Lucia und ihr Ex-Partner] waren getrennt. Ich sagte, okay, wir werden uns scheiden lassen. Und ich hatte ein bisschen Angst. Einfach, dass ich nicht. Weil ich aus Peru komme, dass ich nicht die gleichen Rechte wie [Ex-Partner] hier habe. Und deswegen habe ich das gemacht. Ich brauchte das nicht, aber ich habe das gemacht, um sicher zu sein. Und. ähm. Das hat sechs Monate gedauert und [Ex-Partner] und. (...) Machen. Präsentieren, dass wir zusammen sind. Aber die Frau hat auch gesagt, weil die Kinder hier

geboren sind. Du hast automatisch dieses Recht das zu machen [eine deutsche Staatsangehörigkeit zu erhalten].“ (Lucia 2/2, 75)

Aus diesem Zitat gehen zweierlei Aspekte hervor: 1. Die Sorge um gleiche Rechte wie der Vater mit deutscher Staatsangehörigkeit und 2. die heteronorme Gesetzgebung, in der die Ehe den Erhalt der deutschen Staatsangehörigkeit erleichtert. In Bezug auf die Sorge um die gleichen Rechte verdeutlicht sich das mangelnde Vertrauen in den deutschen Staat, dass die Interviewpartnerin auch wirklich mit peruanischer Staatsangehörigkeit und getrenntlebend vom Vater eine anwesende, verlässliche und mit den gleichen Rechten ausgestattete Mutter für ihre Kinder sein kann. Auch wenn „die Frau“ gesagt habe, dass die Interviewpartnerin als Mutter automatisch das Recht auf Staatsangehörigkeit habe, spiegelt sich das nicht in der Gesetzeslage wieder. Elternpersonen mit einer nicht-deutschen Staatsangehörigkeit haben nach § 28 Abs. 1 Nr. 3 des Aufenthaltsgesetzes (AufenthG) das Recht auf eine Aufenthalts-erlaubnis zur Pflege und Erziehung eines minderjährigen Kindes mit deutscher Staatsangehörigkeit in Deutschland (Bundesministerium der Justiz 2015). Grundlage dafür ist allerdings, dass die Elternperson auch das Sorgerecht für das Kind hat oder die tatsächliche Fürsorgetätigkeiten durchführt. An diesem Punkt wird die Heteronorm bedeutsam, wenn durch die Ehe der Erhalt der deutschen Staatsangehörigkeit erleichtert wird oder im Falle einer Scheidung Kämpfe um das Sorgerecht der Kinder möglich werden. Im Falle einer Ehe – nicht jedoch aufgrund der Elternschaft – verkürzt sich für die Beziehungsperson mit nicht-deutscher Staatsangehörigkeit die Mindestaufenthaltsdauer (Auswärtiges Amt 2022). Zwar erhalten in Deutschland nach § 1626a des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) in der Regel geschiedene Elternpersonen das geteilte Sorgerecht (Bundesministerium für Justiz 2010), doch scheint die Interviewpartnerin gelernt zu haben, nicht darauf zu vertrauen. Die fehlende Selbstverständlichkeit, als vom Vater getrenntlebende Mutter ohne deutsche Staatsangehörigkeit für ihre Kinder da sein zu können, führt zum Affekt der Angst. Diese Verwicklungen motivierten die Interviewpartnerin mit ihrem Ex-Partner entsprechend der Heteronorm zu performen, um einen Weg aus dieser Angst zu finden und real abgesichert ihren Vorstellungen der Mutterschaft nachkommen zu kommen. In diesem Prozess kann sich das Gefühl der Nicht-Verbundenheit mit der Bundesrepublik Deutschland manifestieren, da deutlich wird, dass sich die moralische Verpflichtung des deutschen Gesetzes nur bedingt auf die Interviewpartnerin erstreckt und zugleich auch emotionale Bindungen zu ihrer Familie auf den Prüfstand gestellt werden. Der Wechsel der Staatsangehörigkeit bleibt so ambivalent für die Interviewpartnerin und verweist auf Unsicherheiten in ihrem Zugehörigkeitsgefühl und ihren Verbindungen, wenn sie sagt: „Ich gehöre hier, aber ich fühle mich nicht. 100%, dass ich hier gehöre“ (Lucia 2/2, 73). Zugleich sei sie auch „nicht mehr peruanisch“ (ebd.). Zum Zeitpunkt des Interviews scheint sich die interviewte Mutter in einem emotional sehr bewegenden und aufreibenden Zustand des Dazwischens zu befinden, der eng verwoben mit ihrer Mutterschaft, ihrer Staatsangehörigkeit und der kürzlichen Trennung von ihrem Partner zu sein scheint.

Während die vorangegangenen Analysen vor dem Hintergrund einer heteronormativen, von Rassismus geprägten Gesellschaft zu verstehen sind, bringt eine andere Interviewpartnerin die Migrationserfahrungen in ihrer Jugend insbesondere mit sexistischen und klassistischen Prägungen in Verbindung. Dies liegt vermutlich an dem Besuch „dieser deutschen Auslandsschule“ (Elina, 148), wo die Interviewpartnerin wahrscheinlich zu den natio-ethno-kulturell fraglos Zugehörigen zählte. Das Interviewmaterial legt nahe, dass die sieben Jahre, die die interviewte Mutter in Spanien verbrachte, zumeist im weiteren Umfeld dieser Auslandsschulen stattgefunden haben. Dabei gibt die Interviewpartnerin keine Hinweise auf

Rassismuserfahrungen. Stattdessen habe die Interviewpartnerin „beschissene Frauenbilder“ erlernt und sich damit „auf ALLEN Ebenen (...) richtig unwohl gefühlt“ (Elina, 152). Die ausgeprägten und sehr einengenden Frauenstereotype und Attraktivitätsnormen (Elina, 154) sieht die Interviewpartnerin als Teil der Ursachen für ihre Depression und Essstörungen (Elina, 150). Daneben haben migrationsbezogen die nicht vorhandene Planbarkeit, als „aus dem [einen] Auslandsjahr (...) dann halt sieben Jahre“ (Elina, 148) wurden und die unzuverlässigen Freundschaftsbeziehungen (Elina, 160) ihre Beiträge zur gesundheitlichen Verschlechterung leisteten. Die Interviewpartnerin benennt nicht, ob sie Differenzmarkierungen von außen aufgrund ihrer (para-)phänotypischen Erscheinung erfahren habe. Deutlich wird dennoch ein mangelndes Gefühl der Verbundenheit, das sich auf stark von Sexismus geprägten Vorstellungen von Körpern und den wenig verlässlichen emotionalen Bindungen zurückführen lässt.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und Verbundenheit

Wenn die Interviewpartnerinnen von ihren Beziehungen zu den weiteren Beziehungspersonen sprechen, zeigt der Wunsch nach Verbundenheit. In Hinblick auf Rassismen verdeutlicht sich, dass die betroffenen Interviewpartnerinnen diese außerhalb der Beziehung verorten (Juna, 128) und damit eine Verbundenheit innerhalb der Beziehung stärken. Dies gelingt im Interviewmaterial durch die Strategie, rassistische Wirkweisen zu externalisieren und die Beziehung als sicheren Raum zu schaffen. Dazu benennen die Interviewpartnerinnen Räume wie das Bildungssystem, wo sie direkt Rassismus erleben (Juna, 122; Evgenia, 146). Rassismus erfahren die Interviewpartnerinnen, wie auch Westphal et al. (2020) beobachten, in erhöhtem Anpassungsdruck durch verstärkte Beobachtung, Bewertung und Aktivierung, wodurch sie besonders aufgefordert sind, im Sinne einer guten, funktionierenden Elternschaft zu performen (ebd.: 271). In Auseinandersetzung mit der rassistischen Umgebung grenzen sich die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen von jener ab und konstruieren sich den sicheren Raum der Beziehung, indem sich beide gemeinsam gegen rassistische Diskriminierung stellen, entweder durch gemeinsame rassistische Erfahrungen (Evgenia, 146) oder durch gemeinsame Sensibilisierung bei unterschiedlicher Positionierung.

„Würde ich jetzt. Nicht. Sagen. Wüsste jetzt nicht, also Klar ist es THEMA, aber sie ist ja da. Insofern sensibilisiert, als dass es für SIE Thema war, insofern, dass sie gesagt hat, sie ist da ganz KLAR GEGEN jegliche Art von Rassismus [...] Ich finde das, dass das nicht. (...) Also zumindest UNS jetzt als IN der BEZIEHUNG nicht beeinträchtigt. So weil wir dann auch den. Da ist ja keiner jetzt beNACHteiligt im Sinne. Also INNERhalb. Der Beziehung. Und nach AUSSEN. Ja, weiß ich jetzt nicht, ist es, finde ich, Ist ja (Stadt) auch eine BLASE. Das ist. auch so, kann man sagen, es ist TOLL. Oder man sagt halt das. Eigentlich TRAURIG, dass es halt eine BLASE ist, weil es draußen halt irgendwie anders ist. Aber ja, kann ich jetzt gar nichts mehr dazu sagen.“ (Juna, 122)

Gleichzeitig schwingt das Wissen um die verschiedenen Fremdwahrnehmungen mit, wenn die von Rassismus betroffene Interviewpartnerin aufgrund ihres Aussehens häufiger in Erinnerung des sozialen Umfelds bleibt (Juna, 128). Sie äußert den Wunsch, „einfach auch mal in der Masse untertauchen zu können“ (ebd.) – also einfach zu den fraglos Zugehörigen zu gehören und keine anderen akrobatischen Bewegungen absolvieren zu müssen. „Aber es ist halt einfach. Ist einfach so so. und das. Habe ich auch akzeptiert zu lernen“ (ebd.). Es scheint, als habe die Interviewpartnerin gelernt, wie sie sich einigermaßen schonend und gleichzeitig vorankommend in dieser von Rassismus geprägten Form der Sozialität bewegen zu können

(Ahmed 2018a: 100). Als Form der Sozialität, in der sie sich nicht anpassen muss, scheint die Interviewpartnerin ihre Beziehung zu erleben, in der sich bereits rassismuskritisch ausgerichtet wurde. In ihrer Beziehung scheint die interviewte Mutter ein hohes Maß der Verbundenheit zu erleben.

Der Wunsch nach Verbundenheit in der Familie und zur Beziehungsperson wird wesentlich stärker im Kontext der Migration sichtbar. Sowohl die Migration als auch die Heirat können als aktive, autonome und eigensinnige Entscheidung interpretiert werden, wenn die Interviewpartnerin sagt:

„Weil die Entscheidung war schon da. Also wir haben uns da in Peru kennen gelernt und ich hatte mein Job. Und meine Hoffnung war, dass er da bleibt. Aber er konnte nicht bleiben. Er müsste hier. Hier kommen, um weiter zu studieren. Und ich habe gesagt, ich wollte keine Fernbeziehung. Und dann. Haben wir uns quasi entschieden, heiraten. Aber nicht so, war eine Entscheidung ein bisschen. Mehr auf meine Seite. Er war mir sicher, oder? Am Anfang war nicht sicher. Danach war er sicher. Und die Familie war auch da, als er noch in Peru gelebt hat. Und die Mama hat mich kennengelernt. Und wir sind wieder zurück nach Deutschland gekommen. Und danach haben wir uns das entscheiden. Und dann? Die Mama hat etwas gesagt. Wie? Ja. Wieso jetzt? Du wolltest doch heiraten. Das finde ich nicht gut. Und dann hat er sich dagegen entschieden. Wegen die Mama. Und nachher. Ich sage ihr dann. (...) Fertig.“ (Lucia 2/2, 20)

An verschiedenen Stellen macht die Interviewpartnerin darauf aufmerksam, wie wichtig ihr die Verbindung und die Heirat mit der Beziehungsperson ist. So verlässt sie Peru, migriert nach Deutschland, verlässt ihre Herkunftsfamilie und ihre sichere, berufliche Position und widersetzt sich den Einflüssen ihrer zukünftigen Schwiegermutter. In der aktiven, autonomen und eigensinnigen Entscheidung spricht sie sich gegen eine Fernbeziehung aus und nimmt „die ganze Papierkram, die ich gemacht habe, um hierherzukommen“ (Lucia 2/2, 107), auf sich. Die von der Interviewpartnerin beschriebenen Erfahrungen und Entscheidungen werden in dieser Weise kaum in der Migrationsforschung abgebildet, die insbesondere weibliche Migration wenig in ihrer Aktivität würdigt. Dass die Heirat und die Migration keine autonomen Praxen gewesen sein könnten, wie die hegemoniale Migrationsforschung suggeriert (Tuider/Trzeciak 2015: 373), wird von der Interviewpartnerin, die sich als handelndes Subjekt erlebt, gar nicht in Erwägung gezogen.

Ähnlich wie auch Charsley et al. (2020: 276f.) festhalten, verknüpft auch die Interviewpartnerin die Migration eng mit der Familiengründung und -führung. Dies hat mehrere Auswirkungen für die Interviewpartnerin, da sich die partnerschaftliche Beziehung mit der Migration veränderte.

„Aber wenn ich hierher gezogen bin. (Ex-Partner) war nicht einverstanden. Noch nicht Kinder zu haben, Für mich ja, ich war total sicher. Ich möchte. Das war ein. Gefühl, eine Mutter zu sein. Und ich war. Ich glaube, ich war vorbereitet auch, also von Herzen und auch mental. Vielleicht Mutter zu sein, aber (Ex-Partner) noch nicht. Das war immer dieses Hin und Her.“ (Lucia 1/2, 34)

Die Interviewpartnerin beschreibt ihren Wunsch, im Anschluss an die Migration Mutter werden zu wollen. Ihr Partner war jedoch nicht damit einverstanden. Nach längeren Ambivalenzen entschied sich das Paar für die Elternschaft (Lucia 1/2, 34). Daraufhin investierte die Interviewpartnerin einen Großteil ihrer Energie in die Familien- und Hausarbeit, was zu einem starken Isolationsgefühl, der Vernachlässigung eigener Bedürfnisse und schlussendlich zur Trennung führte (Lucia 1/2, 12). In der Retrospektive beschreibt die Interviewpartnerin, dass ihr die Zentrierung der Familienarbeit zu Beginn wichtig war, weil sie sich aus Gründen der sprachlichen Barriere nicht traute, sich mit Menschen zu treffen. Im späteren Verlauf

erkannte sie ihre eigenen Wünsche und Vorstellungen wie auch Arbeit und Sozialkontakte als wichtig an.

„Weil das war so viel, weil ich ich denke, also auch Hausarbeit, Kinder, auf einen, dich auf ein Mann konzentrieren und dann du hast deine eigenen Wünsche, deine eigene Vorstellung, was du machen möchtest. Und dann ich verstehe. Weil ich. Aber ich verstehe das. Ich kann das anders nicht machen. Und ich bin. In ein Land, wo ich. Also nicht gewachsen bin. Also, ich komme aus. Aus Peru und dann. Nach zwölf Jahre. Das ist noch schwierig, hier weiterzumachen. Wenn Sprache oder kulturell gibt es manchmal. Ein paar Dinge, wo ich merke okay, wieder zurück. Aber das ist ja mir wichtig. Und durch Arbeit, durch Sozialkontakt. Dass ich brauche das. Ich kann nicht in vier Wände mein Leben verpassen. Und deswegen. Ich liebe meine Kinder. Aber ich brauchte auch. Raus. Und am Anfang, Ich hatte keinen Kontakt mit Leute. Ich habe mich nicht getraut, mich mit Leuten zu treffen, Deutsch zu sprechen. Und dann irgendwann, also das war eine Herausforderung. Offen zu sein.“ (Lucia 1/2, 12)

Sowohl die (zunächst und später nicht mehr selbst gewählte) Hausarbeit als auch die belastete Beziehung zur Schwiegerfamilie führten laut Interviewpartnerin dazu, dass sie sich kaum die sozialen und freundschaftlichen Netzwerke aufbauen konnte, die sie sich jedoch wünschte. Die ausgeprägten Möglichkeiten, Netzwerke aufzubauen, die Feldmann-Savelsberg in ihren Studien mit Frauen aus Kamerun in Berlin beobachtet (Feldmann-Savelsberg 2016: 275ff), stehen der Interviewpartnerin, die zunächst eher ländlich wohnt, nicht offen. Stattdessen sieht sie sich mit Sprachbarrieren konfrontiert, die es zu einer „Herausforderung. Offen zu sein“ und sich „mit Leuten zu treffen“ (Lucia 1/2, 12) machten. Bei ihrer aus Kolumbien stammenden, Spanisch sprechenden Schwiegermutter hatte sie jedoch den nachhaltigen Eindruck, dass sie „sehr dominant“ sei und sie „nicht gern“ (Lucia 2/2, 28) hatte. Folglich erlebte sich die Interviewpartnerin in den neuen Familiennetzwerken sehr verunsichert. Trotz der vielen mit der Migration verbundenen Herausforderungen verfolgte die Interviewpartnerin lange weiter diesen Glückspfad (Ahmed 2018a: 52ff) und investierte weiterhin in die Hoffnung, dass die Beziehung durch ihre Anstrengungen wieder gut werde. Schließlich habe sie „jetzt eine große Reise gemacht“ und wolle einfach mal probieren, „da zu bleiben“ (Lucia 2/2, 99). Zugleich konfrontierte der reale Beziehungsverlauf die Interviewpartnerin mit verschiedenen Zugehörigkeitsfragen, die sich in der Sehnsucht nach Peru manifestieren, wenn es die Kinder nicht gäbe (Lucia 2/2, 66ff) und der Angst, aufgrund ihrer Herkunft nicht mehr bei ihren Kindern sein zu können (Lucia 2/2, 77).

Diese Ambivalenzen thematisiert die Interviewpartnerin nicht nur mit ihrer Beziehungs-person, sondern auch mit ihrem Bruder. Insgesamt verdeutlicht sich die Wichtigkeit familiенbezogener Netzwerke für die Interviewpartnerin, welche sowohl die Kern- und Schwiegerfamilie als auch die Herkunftsfamilie zentrieren.

„Und da habe ich [zum Ex-Partner] gesagt, dass das geht nicht. Und ich war. Ich habe mit meinem Bruder gesprochen, da mein Bruder sagte Komm eine zwei Wochen nach Lima. Er hat mich quasi eingeladen. und dann wieder zurück. Und als ich wieder zurückgekommen bin, dann habe ich mich entschieden, (Ex-Partner) zu sagen Ich will raus, dann musst du Sachen machen, du musst deine Wäsche waschen, die Spülmaschine aufräumen oder keine Ahnung, ich kann das nicht mehr machen. Und dann war dieser Punkt, wo ich sagte Na, wir müssen Sachen machen, verteilen. Und deswegen nach und nach, das war ein Punkt, ein Tiefpunkt, wo ich sagte, ich mache das nicht mehr.“ (Lucia 1/2, 54)

Die Verbindung zur Herkunftsfamilie wirkt auf die Interviewpartnerin unterstützend und be-stärkt sie in der Durchsetzung ihrer eigenen Bedürfnisse in der Beziehung. An dieser Stelle scheint die interviewte Mutter einen starken Zusammenhalt zu erleben, den sie in der

belasteten Beziehung zu vermissen scheint. Gleichzeitig trägt die Herkunftsfamilie nicht nur zur emotionalen Unterstützung bei, an ihr zeichnen sich auch unterschiedliche Sozialisationserfahrungen und Einstellungen ab, die einen Einfluss auf die Entscheidungsfindungen der Interviewpartnerin ausüben.

„Also wir sind andere kulturell in Peru ganz anders. Die Frauen, am meisten in Peru arbeiten nicht. Der Mann kümmert sich um die Haus und das, das und das ist ein Mann neben dir zu haben. Das ist wie ein Schutz. Und ich glaube, sie [die Familienmitglieder in Peru] machen sich Sorgen, weil ich. Sie wissen jetzt, dass ich woanders wohne mit zwei Kinder, und vielleicht denken (Interviewpartnerin) ist einfach. Äh, also sie trifft nicht die eine gute Entscheidung. Das zu machen. weil (Partner) ist ein guter Mensch und sie macht Blödsinn. Das sie geben mir dieses Gefühl.“ (Lucia 2/2, 131)

Die eigene Herkunftsfamilie behält durch regelmäßigen Kontakt eine wichtige Rolle im Leben der Interviewpartnerin, die sich auch durch soziale Transferleistungen „wie Ideen, Normen, Verhaltensweisen und Praktiken u. a. hinsichtlich Geschlecht und Geschlechterordnungen“ (Tuider/Trzeciak 2015: 368f.) auszeichnet. Im Fall der Interviewpartnerin bleibt die Idee des Mannes als Beschützer und Versorger und die massiven Herausforderungen, sich als Frau selbst zu versorgen, präsent (Lucia 2/2, 131). Auch wenn die Interviewpartnerin andere Einstellungen zu Geschlechterrollen hat, bekommt sie in Gesprächen mit ihrer Herkunftsfamilie das verunsichernde Gefühl, ihr ehemaliger Partner sei „ein guter Mensch und sie macht Blödsinn“ (Lucia 2/2, 131).

Im Kontext mit ihrer Mutterschaft arbeitet die Interviewpartnerin nicht nur erlernte Geschlechterverhältnisse auf, sie reflektiert auch Erfahrungen, die aus einer Sozialisation in einem Land mit einer im Vergleich zu Deutschland relativ hohen Kriminalität resultieren. Die Interviewpartnerin beschreibt, dass sie sich unter Druck setze, eine gute Mutter zu sein. Eine gute Mutter zu sein, bedeute für sie auch, ihre Kinder loszulassen, damit diese sich weiterentwickeln können. Dies falle ihr aufgrund ihrer Sozialisation, die sehr von Kriminalität geprägt war, jedoch sehr schwer. Es ist anzunehmen, dass eine „gute Mutter“ übergreifend mit dem Schutz und der Förderung des Wachstums der Kinder verbunden werde (Ruddick 1993: 21f.). Wie sich die Umsetzung dessen gestaltet, scheint je nach Kontext zu variieren. Die Reflexion der Involviertheit in räumlich-zeitliche Bedingungen scheinen dabei auch Bildungsmomente der interviewten Mutter zu beeinflussen, indem sie sich in ein Verhältnis zu ihren Sozialisationserfahrungen und ihre gegenwärtigen Lebensbedingungen setzt und diese kritisch reflektiert.

„Aber ist nicht so einfach, Mutter zu sein, weil ich glaube, ich gebe mir so viel Druck um eine gute Mutter zu sein und muss ich nicht. Ich gebe. Ich bin. Ich kann meine Kinder in der Welt. Also hierher gebracht, aber. Sie bauen seine eigenen Flügel. Und ich muss. Auch, also für mich in diesem Moment Mutter zu sein ist auch loslassen. Die meine Kinder müssen sich weiterentwickeln. Seine eigene Gedanken und seine eine Art von Leben und. Im Moment. Ich glaube das sind Phasen bei mir. Was bedeutet Mutter? Ich kann nur jetzt sagen. Mutter zu sein ist. Schwierig. (lacht) Für mich ist es schwierig. Also, wie gesagt, ich liebe meine Kinder, aber ich habe so viel Angst, dass etwas passiert. Und deswegen, weil ich komme aus ganz andere Kultur. Und ich lerne jetzt, wie gesagt, meine Kinder auch loszulassen. Also im Moment Mutter zu sein ist für mich. Jetzt. Etwas. Loslassen, damit sie selbstständig auch in der Schule.“ (Lucia 1/2, 22)

„Also meine Eltern haben extra mega auf uns, auf mich und mein Bruder aufgepasst, weil kulturell wir kommen in Lima passiert so viel also das sind Verbrecher überall und. Es gibt keine. Rechte. Für Kinder. Und ich erinnere mich, mein Papa hat immer ich. Ich war mein erstes Mal, dass ich mit dem Bus allein fahren kann mit 13 Jahre. Mein Papa immer hat mir mit dem Auto hin und her mitgebracht. Er hat mich immer so viel

Schutz, dass jetzt ich merke, das hat mir nicht gut getan, weil ich bringe das zu meinen Kinder, das ist wie eine Kette ist. Erst mal noch mal diese Muster cut machen. Also versteh, was ich meine und deswegen das ist, weil in Peru, das ist sehr gefährlich zu leben in Lima Hauptstadt, das ist und deswegen, ich habe diese Gedanken noch in meinem Kopf.“ (Lucia 1/2, 24)

Zusammenfassend weist die Analyse darauf hin, dass die interviewten Mütter ihre Lebensbedingungen in Bezug auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit eher im Rahmen von Nähe und Distanz in Verbindungen thematisieren. Die distanzierteren Verbindungen beziehen sich auf Institutionen wie das Bildungssystem oder das Migrationsamt, die es tendenziell eher erforderlich machen, dass die interviewten Mütter und ihre Familien auf heteronormative Weise performen. Vor allem in diesen Verbindungen erleben die Interviewpartnerinnen bei nahe akrobatische Anforderungen, um sich in rassistischen Institutionen bewegen zu können. Die näheren Verbindungen sehen die interviewten Mütter insbesondere zu ihren Beziehungspersonen, Kern- und Herkunftsfamilien, aber auch Schwiegerfamilien. Je nach dem wo sich die Interviewpartnerinnen befinden, steigt oder sinkt die Relevanz natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit. In den emotionalen Nahbeziehungen wie mit der Beziehungsperson oder innerhalb der Kernfamilie verlieren rassistische Lebensbedingungen und damit verbundene „Bewegungsanforderungen“ beinahe an Bedeutung. Diese Beziehungen scheinen den interviewten Müttern Halt und Zugehörigkeitsgefühle geben zu können, sofern sie die Beziehungsqualität als hoch erleben. An dieser Stelle deutet sich eine Intersektion mit psychischer Gesundheit an, welche durch die Beziehungsqualität erheblich beeinflusst wird.

Auf dieser Basis versteh ich die affektiven Bewegungen der interviewten Mütter im Umgang mit rassistischen Lebensbedingungen als „Akrobatik in Verbindungen“. Wie die übrigen Bewegungen auch kann sich das Bewegungsrepertoire der Akrobatik entfalten, wenn die entsprechenden Lebensbedingungen bedeutsam werden. In diesem Fall sind es die Lebensbedingungen, die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit relevant machen. Dies geschieht dem Interviewmaterial zufolge im Kontext von Mutterschaft besonders in Institutionen, weniger jedoch in den Elternbeziehungen selbst. Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit beeinflusst die Möglichkeitsräume der Mütter auch auf individueller Ebene, wesentlich stärker jedoch auf institutioneller, sodass eine interviewte Mutter beispielsweise bei Trennungsgedanken auch die Staatsangehörigkeit mitdenken muss. Die potentielle Sichtbarkeit im öffentlichen Raum verlangt den Interviewpartnerinnen hohe Koordinationen und Anstrengungen hab, die womöglich weniger notwendig wären, wenn sie sicher sein könnten, immer als fraglos zugehörig zu gelten.

5.1.4 Gewichtheben in Verengungen – Relationen um Heteronormativität

Um die Relationen um Heteronormativität differenziert untersuchen zu können, ziehe ich Judith Butlers (1991) Konzept der heterosexuellen Matrix heran. Judith Butler entwickelt die heterosexuelle Matrix als ein theoretisches Modell zur Analyse der geschlechtlichen und sexuellen Gesellschaftsorganisation und für eine Annäherung an die Frage, wie dadurch Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit normiert und naturalisiert werden. Ausgehend von Überlegungen zur geschlechtlichen Regulierung der sozialen Identität spricht sich Judith Butler für eine komplette Infragestellung der biologischen Zweigeschlechtlichkeit aus, wobei sie die Konstituierung der inneren Kohärenz des Subjekts und den selbstidentischen Status auf Basis binärer Geschlechtszuordnungen in Zweifel zieht (ebd.: 37f.). Diese Regulierungsverfahren verbindet sie mit einer heterosexuellen Matrix, durch die bestimmte Geschlechts-

identitäten intelligibel und damit erkennbar werden. Ebendiese bestimmten Geschlechtsidentitäten sind gesellschaftlich jene, die eine dauerhafte Übereinstimmung von biologischem (sex), sozialem Geschlecht (gender) und heterosexueller Praxis und Begehrten erleben (Butler 1997: 21). Dies exkludiert Identitäten, bei denen die Geschlechtsidentität nicht aus dem Geschlecht resultiert, was anhand von äußerer anatomischen Merkmalen zugewiesen wird. Durch ihre Abweichung von einer kulturellen Norm werden diese Identitäten als Entwicklungsstörungen oder logische Unmöglichkeiten interpretiert (Butler 1991: 38f.). Der heterosexuellen Matrix wohnt damit ein Ausschlusscharakter inne, der eine Reihe verworfener Wesen erzeugt, die noch nicht als Subjekte anerkannt, jedoch als konstitutives Außen für die Subjektwerdung hegemonialer Identitäten herangezogen werden (Butler 1997: 23). „Die Bildung eines Subjekts verlangt eine Identifizierung mit dem normativen Phantasma des ‚Geschlechts‘ [sex], und diese Identifizierung findet durch eine Zurückweisung statt, die einen Bereich des Verwerflichen schafft, eine Zurückweisung, ohne die das Subjekt nicht entstehen kann“ (ebd.). Dennoch sieht Butler die Möglichkeit des subversiven Unterlaufens der Heteronormativität und wirft den Blick auf die ritualähnlichen Wiederholungen und Reartikulationen seiner* ihrer selbst als Subjekt, durch die ein Subjekt erst ein Subjekt werden und bleiben kann. Diese konstitutive Abhängigkeit von Wiederholung, die durch die Unvollständigkeit des Subjekts ausgelöst wird, bildet die kontinuierlich stattfindende Subjektivierung und zugleich auch den Ort der potentiellen Subversion (Butler 1997: 175ff.). Im Kontext der Subjektivation steht die Macht, welche für Judith Butler eine fundamentale Rolle spielt, in zweierlei Verbindung zum Subjekt. Zum einen wird das Subjekt erst durch die Macht ermöglicht, welche sowohl die Bedingung der Möglichkeit als auch die Gelegenheit seiner Formung darstellt. Es entsteht also der Eindruck, die Macht gehe dem Subjekt voraus und sei somit ursprünglich. Zum anderen wird die Macht vom bereits existierenden Subjekt aufgenommen und im eigenen Handeln wiederholt, wodurch die Macht den Anschein ihrer Ursprünglichkeit einbüßt. Das Subjekt entsteht demnach durch die Macht, während es die Macht zugleich aufnehme und wiederhole. In diesem Prozess entsteht die Handlungsfähigkeit des Subjekts (Butler 2001: 18). Im Vorgang der Subjektivation, welche kontinuierlich stattfinden muss, befindet sich das Element zur Veränderung bestehender Machtverhältnisse, sodass Zwischenräume geschaffen werden können, in denen Konstruktionen neu diskutiert und gelebt werden können. Diese gewinnen umso mehr Relevanz in einer intersektionalen Analyse von mütterlichen Lebensbedingungen, welche oftmals auf verschiedene Weisen von Prekarität bedroht sind und somit dauerhaft von Anpassungs-, Subversions- und Subjektivationsmomenten geprägt sind.

Aufbauend auf Judith Butlers Konzept der heterosexuellen Matrix werden die mütterlichen Lebensbedingungen in Bezug auf Cis-Geschlechtlichkeit, Sexismen und Heteronorm untersucht. Das soziokulturelle/symbolische Element der Sexismen steht so in Verbindung mit Relationen, die sich durch geschlechterbezogene Beschreibungen auszeichnen – nicht jedoch durch Beschreibungen, die die sexuelle Orientierung und die heterosexuelle Paarbeziehung zentrieren. Diese Relationen werden dem soziokulturellen/symbolischen Element der Heteronorm zugeordnet. Das soziokulturelle/symbolische Element der Cis-Geschlechtlichkeit ist mit Relationen verknüpft, in denen die Interviewpartnerinnen die (Nicht-)Übereinstimmung mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht thematisieren.

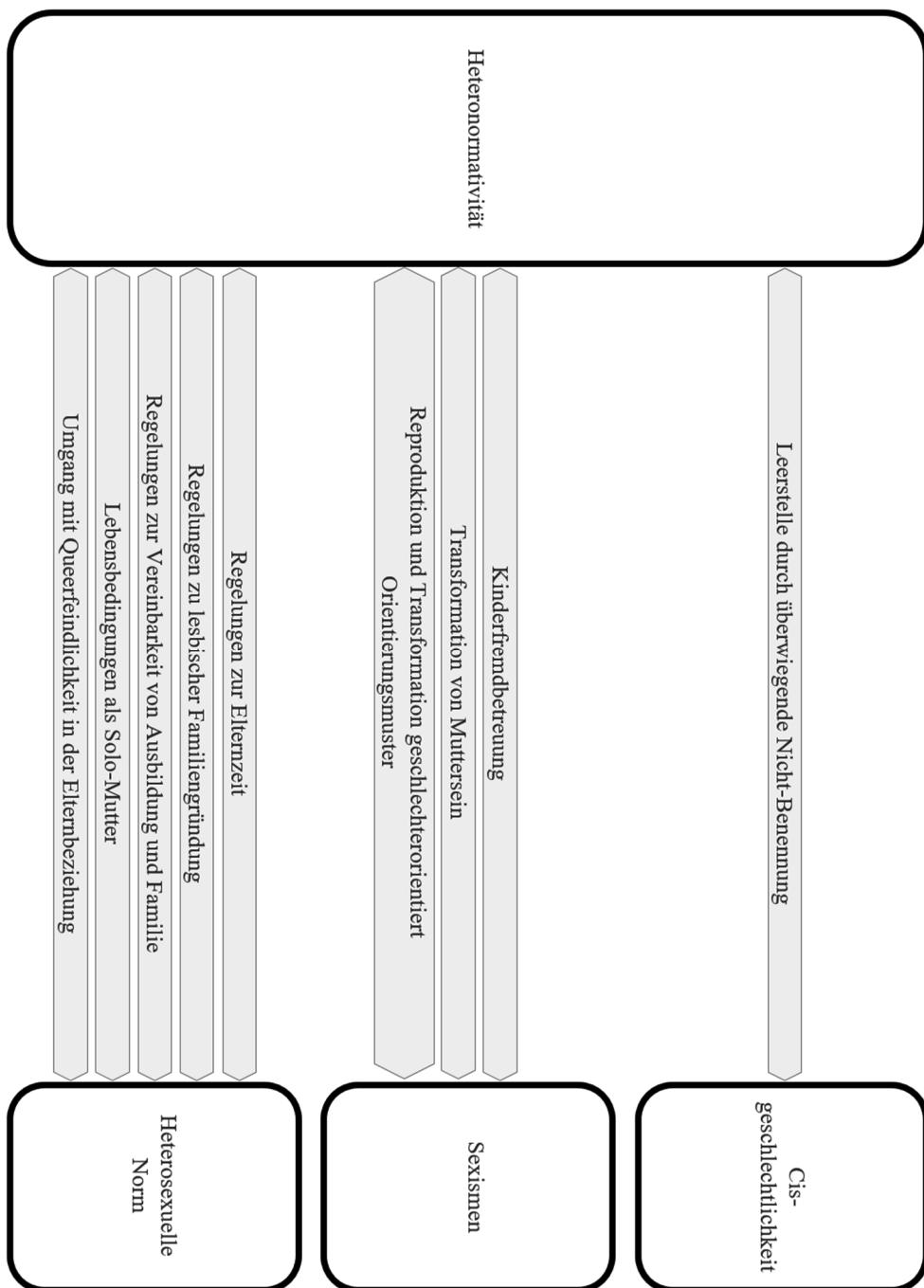


Abb. 8: Relationen um Heteronormativität (Quelle: Eigene Darstellung)

Die Bewegungen, die sich in den Analysen abzeichnen, können in „Gewichtheben in Verengungen“ verdichtet werden. Das Gewichtheben stellt eine schwerathletische Sportart dar, „bei der eine Langhantel durch *Reißen* oder *Stoßen* zur Hochstrecke gebracht wird“ (Bayerischer Gewichtheber- und Kraftsportverband e.V. 2024, Hervorheb. i.O.). Parallelen zur Mutterschaft deuten sich im Interviewmaterial insofern an, als dass die interviewten Mütter mit relativ klar umrissenen, normativen Vorstellungen zur Mutterschaft konfrontiert sind. Es besteht – ähnlich wie die Langhantel – ein bestimmter Gegenstand. Dieser Gegenstand ist nicht nur auf eine bestimmte Weise geformt, er soll auch auf eine bestimmte Weise – durch Reißen oder Stoßen – an einen bestimmten Ort – zur Hochstrecke – gebracht werden. Zugleich verdeutlichen sich in Relation zur Heteronormativität soziale und strukturelle Bedingungen, die die Möglichkeitsräume der interviewten Mütter eher verengen, denn erweitern. Sich in diesen Verengungen zu bewegen, verlangt den interviewten Müttern neben Technik auch „Schnelligkeit, Kraft, Koordination und Beweglichkeit“ (ebd.) und somit eine Vielfalt an Fähigkeiten und Strategien ab.

Heteronormativität und Cis-Geschlechtlichkeit

Dass Mutterschaft, Gebären und Cis-Weiblichkeit beinahe selbstverständlich zusammengedacht werden, zeigt vor allem die Leerstelle zur Cis-Geschlechtlichkeit im Datenmaterial. Lediglich eine Interviewpartnerin thematisiert in Bezug auf Gleichberechtigung in der Elternschaft ihre Positionierung als cis-geschlechtliche Mutter (Mila, 114). Alle weiteren Interviewpartnerinnen gingen nicht auf die (Nicht-)Übereinstimmung des sozialen und des biologischen Geschlechts ein und auch ich als Interviewerin habe nicht spezifisch danach gefragt, sondern stillschweigend angenommen, dass sich alle Interviewpartnerinnen mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Es sind also Hinweise auf eine normative Ineinsetzung von Mutterschaft, Gebären und Cis-Weiblichkeit wahrzunehmen, die auch bei besten Intentionen der Differenzsensibilität, ihre Eindrücke auf Subjektbildungen hinterlassen haben und explizit reflektiert werden müssen. Die Reproduktion trans* Mütter unsichtbar machender Lebensbedingungen kann sowohl in der diskriminierenden Gesetzeslage als auch in den überwiegend nicht-existenten Forschungen zu trans*, inter* und non-binärer Elternschaft begründet liegen (Tichy/Krüger-Kirn 2020; Spahn 2019), welche auch im Lebensalltag zu mangelnder Repräsentation führen können. Auch wenn trans* Personen seit 2011 rechtlich Eltern werden dürfen, so stehen sie vor massiven Herausforderungen, wenn z.B. gebärende trans* Väter zu Müttern erklärt werden und rechtliche Schritte einleiten müssen, um weiterhin rechtlich in ihrem selbstbestimmten Geschlecht anerkannt zu werden (Bundesministerium der Justiz 2017: TSG § 7). Die von Annika Spahn beobachtete Feminisierung von Schwangerschaft (Spahn 2019: 174) wird somit als latentes Denkmuster sowohl bei Interviewpartnerinnen als auch bei der Interviewerin erkennbar. Zugleich bietet die Analyse von gleichgeschlechtlichen³² Mutterschaften die Herauslösung des Gebärens aus der besagten Trias und die gemeinsame Untersuchung mit sozialer Elternschaft. In Bezug auf die alltagsweltliche und wissenschaftliche Repräsentation von trans*, inter* und non-binären Eltern besteht Hoffnung, da das diskriminierende „Transsexuellengesetz“ am 1. November 2024 vom Selbstbestimmungsgesetz³³ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2024) abgelöst wurde.

³² Ähnlich wie in Patchwork-Familien oder Elternprojekten. Diese wichtigen Konzepte sozialer Elternschaft werden jedoch nicht in dieser Arbeit untersucht.

³³ Offiziell: Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag (SBGG).

Heteronormativität und Sexismen

In Bezug auf Sexismen im Kontext von Mutterschaft benennen die Interviewpartnerinnen viele Verknüpfungen, die sich auf die Organisation des Familienlebens beziehen. Meine Vermutung, dass die interviewten Mütter die Organisation des Erwerbslebens ähnlich intensiv thematisieren, wird im Datenmaterial widerlegt. Grundsätzlich spielt diese eine wichtige Rolle im Leben der Interviewpartnerinnen. Doch gewinnt die Erwerbstätigkeit eher in der Untersuchung klassistischer Verhältnisse ihre primäre Rolle. In Hinblick auf Sexismen und Mutterschaft nimmt sie eher eine sekundäre Position ein, die durch die Organisation des Familienlebens bedingt ist. Dies verdeutlicht sich in der folgenden Analyse der infrastrukturellen Bedingung der Kinderfremdbetreuung und der Reproduktion und Transformation geschlechterbezogener Orientierungsmuster. Da alle interviewten Mütter ein Interesse an gleichberechtigter Elternschaft äußern, finden in der Analyse der Relationen zwischen den Elementen Heteronormativität und Sexismen auch Transformationsansätze von Mutterschaft ihren Raum.

Insgesamt zeichnet sich die Organisation des Familienlebens durch ein komplexes Wechselspiel aus Infrastruktur und vergeschlechtlichtem Handeln aus. Die interviewten Mütter bewegen sich unter Lebensbedingungen, in denen ihnen diskursiv die primäre Fürsorgeverantwortung zugeordnet wird (Reynolds 2020; Toppe 2021; Ritter 2022; Micus-Loos/Plößer 2021; Mihciyazgan 2010). Damit verbunden erhält die Fremdbetreuung der Kinder eine immense Bedeutung für die mütterlichen Lebensbedingungen und nimmt verhältnismäßig viel Raum in den Interviews ein. Zum einen wird der Mangel an Kitaplätzen ausführlich diskutiert, zum anderen gehen die Interviewpartnerinnen auf die Einflüsse der Fremdbetreuung auf ihre Lebensbedingungen ein.

Sowohl in der Stadt (Fiona, 119; Ellen, 134) als auch in ländlicheren Regionen (Hanna, 64; Ida, 85) kritisieren die Interviewpartnerinnen den Mangel an Kinderfremdbetreuungsplätzen massiv. Den Bedingungen des „politisch gemachte[n] Mangel[s], (...) Für den wir alle nichts können“ (Ellen, 134) begegnen die Interviewpartnerinnen, indem sie Strategien entwickeln, wie ihre Kinder mit höherer Wahrscheinlichkeit einen Platz erhalten und wie sie in Freund*innenkreisen mit der Konkurrenz um die Plätze umgehen.

„Bisher haben wir darüber gesprochen, dass egal was wer entscheidet, dass wir weiterhin befreundet sind. Weil die. Politische Situation einfach krass ist. Das ist einfach politisch gemachter Mangel, der das. Für den wir alle nichts können. Und genau. Wir unterstützen uns bestmöglich. Wir haben letztens gehört, dass irgendwo ein Platz frei wurde, aber für ein Kind, was nicht auf unsere Beschreibung passte und das haben wir denen dann weitergeleitet. Und wenn die was haben, machen sie es genauso und wir bewerben uns alle bei verschiedenen Einrichtungen und letztendlich haben wir ja auch nicht in der Hand, wer dann genommen wird. Also die Entscheidung treffen ja nicht wir. Deswegen ist. Ja, Ich glaube, dass viel Verständnis und Solidarität irgendwie dieser. Schrottigen Situation da.“ (Ellen, 134)

Auffällig an diesem Zitat wird der Einfluss des politisch hergestellten Mangels auf die freundschaftlichen Beziehungen und dass die Interviewpartnerin in Erwägung zieht, dass die Lebensbedingungen die freundschaftlichen Beziehungen beschädigen könnten. Um dem Vorzubeugen versuchen die interviewte Mutter und ihre Freund*innen den beschwerlichen Lebensbedingungen und der Ungleichbehandlung mit viel Verständnis und Solidarität zu begegnen. Zu den weiteren Strategien, mit denen die Interviewpartnerinnen versuchen, Plätze für ihre Kinder sicherzustellen, gehört das Netzwerken und das Knüpfen von Beziehungen im Kontext der Kita (Ida, 85; Hanna, 132), die Übernahme von Elternsprecher*innen-

positionen (Hanna, 130), die sehr frühzeitigen Anmeldungen (Ida, 87) und die Kenntnis über und das Erfüllen eines Punktesystems (Hanna, 136ff). Mehr Punkte führen laut einer interviewten Mutter zu einer höheren Wahrscheinlichkeit, dass das Kind einen Betreuungsplatz erhält. Diese Mutter trat dafür beispielsweise in die Kirche ein (Hanna, 140) und ließ ihr Kind taufen (Hanna, 132). Da diverse Familien mit der Atmosphäre des Mangels umgehen müssen, kann es zu Konkurrenz zwischen Freund*innen kommen, wie eine Interviewpartnerin beschreibt:

„Den Hintergrund, dass wir natürlich jetzt. Mit Freund*innen. Um die gleichen Kitaplätze konkurrieren müssen und das ist super doof. Und das ist irgendwie richtig schräg. Und. Wir haben alle irgendwie Verständnis dafür, wie es ist. Aber letztendlich ist das echt ein krasser Ellbogenkampf. So, da geht es um die Berufstätigkeit von mir oder einer Freundin und das ist richtig bitter. (...) Genau das meine ich so nee. Da muss es echt für alle Menschen Kitaplätze geben. Natürlich auch folgend. Kindergarten. Und so weiter.“ (Ellen, 132)

Interessant an dieser Aussage sind nicht nur die belastenden Auswirkungen auf Freund*innenkreise, sondern auch in welchen Kontexten die interviewte Mutter gendert und in welchen nicht. So konkurrieren Familien geschlechterübergreifend um die gleichen Kitaplätze, während es bei der Berufstätigkeit ausschließlich um die Berufstätigkeit der Mutter oder einer Freundin geht – wiederum nicht um die Berufstätigkeit eines Freundes. Auffällig ist an diesem Zitat, dass die Kinderversorgung zunehmend ein geschlechterunabhängiges Thema für Elternteile und gleichberechtigte Elternschaft immer bedeutsamer in der Familiengestaltung wird (Familienreport 2020: 97). Diese These untermauernde Untersuchungen machten bereits Sabine Drebler (2017), die sich mit gleichberechtigter Elternschaft und mütterlicher Deutungshoheit befasste, und Karin Flake (2022), die die gleichberechtigte Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit in heterosexuellen Beziehungen analysierte. Beide Forscherinnen beobachten ein geschlechterbezogenes Ungleichgewicht in heterosexuellen Paarbeziehungen, dass sich auch in dem hier untersuchten Datenmaterial wiederspiegelt und zeigt, dass der Mangel an Fremdbetreuungsplätzen vor allem Konsequenzen für die Erwerbstätigkeit der Mütter hat. Nichtsdestotrotz beabsichtigen die Interviewpartnerin und ihre Freundinnen³⁴ solidarisch und verständnisvoll miteinander umzugehen und machen sich beispielsweise auf freigewordene Plätze aufmerksam (Ellen, 134). Und wenn es dann zur erfolgreichen Aufnahme der Kinderfremdbetreuung kommt, dann „Machst du jetzt erst mal einen Knicks und sagst Danke, dass man überhaupt betreut ist“ (Mila, 78).

Im Kontext der Fremdbetreuung bewegen sich die Interviewpartnerinnen in einem Spannungsverhältnis aus Engagement und Demut, da viele Lebensbereiche von der Übernahme der Kinderversorgung beeinflusst bis bedingt werden. Am prominentesten wirkt hier die mütterliche Erwerbsarbeit, welche nach Aussagen der Interviewpartnerinnen durch die Kinderfremdbetreuung ermöglicht wird (Hanna, 128; Ida, 85; Frida, 102). Auch hier ist erneut eine Leerstelle zu beobachten: Es könnte auch die väterliche³⁵ Erwerbstätigkeit im gleichen Maße von der Kinderfremdbetreuung abhängig gemacht werden. Das passiert – jedoch kaum in der Form und dem Ausmaß (Evgenia, 136; Ellen, 108). Die interviewten Mütter streben allesamt eine gleichberechtigte Elternschaft an und benennen oft auch Väter in Bezug auf die Fremdbetreuung, doch scheint es im Zweifelsfall darauf hinauszulaufen, dass die interviewten

34 Die vorangegangenen Aussagen sprechen eher dafür, dass hier in erster Linie befreundete Mütter gemeint sind.

35 In gleichgeschlechtlichen Elternbeziehungen wird selbstverständlich auch die Erwerbstätigkeit in Verbindung mit der Kinderversorgung ausgehandelt. Sie wird aber nicht über die Dimension Geschlecht begründet, sondern eher über Charakter (Juna, 12), Einkommen (Juna, 12; Mila, 52) oder Lebensphasen (Mila, 52). Vertiefend (Maier 2022).

Mütter die Versorgung übernehmen und dies auch darüber hinaus die Gleichberechtigung beeinflusst, wenn beispielsweise die Mutter-Kind-Bindung durch die Mehrübernahme im Gegensatz zur Vater-Kind-Bindung gestärkt wird (Ellen, 38). In Summe zeigt sich, dass die Interviewpartnerinnen die Kinderfremdbetreuung als sehr entlastend für den Lebensalltag wahrnehmen (Marla, 134; Frida, 100; Fiona, 145). Gleichzeitig hat die Feminisierung der Fürsorge nicht nur einen Einfluss auf die Lebensbedingungen der interviewten Mütter, sie erschwert auch die Fürsorgewünsche von Vätern.

„Also bei der ersten Tochter hatte er drei Monate Elternzeit, bei der zweiten haben wir halbe halbe gemacht und da hat er sich wirklich auch ganz. Also der hat eine ganz andere Beziehung zu unserer zweiten Tochter, weil er da irgendwie gar nicht mal nur durch die Zeit, sondern auch einfach durch dieses sich wirklich mehr drauf einlassen auf das Kind und ist mit ihr zum Babykurs und also solche Sachen die. Wo er Sachen machen konnte für das Kind, weil er gesehen hat okay, Babykurs macht ihr Spaß, aber er selber als Vater oder als MANN fand es irgendwie total bescheuert, warum Babys da so Spiele macht. Ja, aber für das Kind schon. Weil IHR macht Spaß. Aber er hat's auch wieder aufgehört, wenn er gemerkt hat, das macht dir keinen Spaß.“ (Maren, 44)

„Ja, ich glaube, das war für ihn schon oft ein Thema, weil es war für ihn ja so wichtig, als Vater präsent zu sein. Aber natürlich in So Babyzeiten, da sind tatsächlich in diesen ganzen Treffs ist er oder maximal ein zweiter Vater da gewesen. Wenn die Kinder älter werden, dann ist schon auch Vater oder Auch auf der Straße sieht man ja, dass Väter auch mit ihren Kindern einkaufen gehen oder so, aber es ist es ist trotzdem selbst in (Alternativer Stadtteil) ein bisschen progressiver.“ (Maren, 46)

Der Umgang mit der Kinderversorgung gibt Hinweise auf die Reproduktion (und stellenweise) Transformation geschlechterbezogener Orientierungs- und Deutungsmuster. In Bezug auf die Transformation benennt eine interviewte Mutter, dass neben ihrem Partner maximal noch ein zweiter Vater am „Babykurs“ teilnahm und auch das Stadtbild wenig von Kinder versorgenden Männern geprägt ist. Aussagen wie diese destabilisieren zunehmend die Selbstverständlichkeit der geschlechterbezogenen Fürsorge. Raum zur (allmählichen) Transformation entfaltet sich in der Erklärung des väterlichen Fürsorgehandelns durch Lernfähigkeit und Lernwilligkeit, die gleichzeitig auch Gegenstand von Elternbildungsarbeit sein kann – und vielleicht auch werden sollten, wenn das Ziel ist, Mütter von privaten Bildungsaufgaben ihrer – oftmals männlichen – Beziehungspersonen zu entlasten³⁶. Im folgenden Zitat beschreibt eine Interviewpartnerin ihre Faszination für ihren Bruder, der durch seine Partnerin einen erheblichen Anteil der Haus- und Fürsorgearbeit ausführt. Dabei weist sie auf die Leistungen der neuen Partnerin hin, die großen Wert auf gleiche Verteilungen lege und den Bruder der Interviewpartnerin sehr oft lobe. Gleichzeitig merkt die Interviewpartnerin, dass sie es selbst auch sehr anstrengend fände, „irgendwie immer dafür zu loben“:

„Also ich habe ja vorhin schon von meinem Bruder erzählt, dass der früher meiner Mutter so gegenüber so zurückgenommen wurde, weil er das nicht so gut konnte. Der hat jetzt eine Frau, die da total darauf Wert legt, dass es alles genau gleich viel ist, was gemacht wird, auch im Haus und so und ich finde es voll faszinierend, weil mein Bruder das voll gut macht. Der macht das schon, der freut sich halt, also der braucht dann immer. Der kriegt danach immer ein Lob. So ist das eigentlich und das ist, bei ihm so funktioniert. Das finde ich einfach so, weil ich so weiß, wie er aufgewachsen ist und dass er jetzt irgendwie. Wenn man mit dem

36 Zweifelsohne kann dieser Zusammenhang auch unter dem Stichwort „maternal gatekeeping“ diskutiert werden, sodass Elternbildungsarbeit nicht nur bedeuten muss, dass Väter in der Akzeptanz ihrer Fürsorgeverantwortung gestärkt, sondern Mütter in heterosexuellen Beziehungen auch im Vertrauen auf die Fähigkeiten der Väter sowie im Vertrauen auf den Erhalt ihres Selbstwertgefühls als „gute Mutter“ unterstützt werden.

telefoniert, dann legt er immer nebenbei die Wäsche zusammen und so (lacht) Dass er richtig viel macht im Haushalt jetzt und sonst. [...] Es hat mich voll fasziniert, aber da denke ich wieder, ich würde es auch anstrengend finden, irgendwie immer dafür zu loben. Also weil ich finde, das ist irgendwie. Ich glaube, mittlerweile macht er das wahrscheinlich auch, weil er das ist schon so drin hat. Aber genau, aber irgendwie funktioniert das bei ihm so. Krass. [...] Dass er irgendwie, dass er halt die Aufgaben gekriegt hat. Also er irgendwie, weiß ich nicht, was das genau ist, aber da bin ich auf jeden Fall voll fasziniert.“ (Marla, 164)

Es liegt die Überlegung nahe, dass das kontinuierliche, beinahe konditionierend anmutende Lob als Investition in die Zukunft wirken kann. Die Partnerin des Bruders investiert anscheinend viel Energie, um dem Bruder Haus- und Fürsorgearbeit beizubringen und potentielle Sorgen des Bruders um seinen Selbstwert durch die Übernahme feminisierter Arbeit (Toppe 2021; Rendtorff 2015) durch Lob zu begegnen. Gleichzeitig scheint sich der Bruder in seiner Haus- und Fürsorgearbeit sehr erfolgreich, selbstwirksam und zufrieden zu fühlen, „der freut sich halt“. Wenn es um ihre eigenen, männlichen Beziehungspersonen geht, sieht nicht nur diese Interviewpartnerin die Akzeptanz der Fürsorgeverantwortung durch ihre Beziehungspersonen skeptischer. Auf der einen Seite kann das von den Müttern beschriebene Verhalten der Väter als strategische Inkompétence interpretiert werden, wenn sie beschreiben, dass sich Väter oft wenig mit Themen wie Geburt beschäftigen (Ida, 16), dass Jungen und Männer lernen, dass sie in Ruhe gelassen werden, wenn sie Haushaltaufgaben nicht ausreichend erfüllen (Marla, 68, Hanna, 190) und sie solche Aufgaben nicht automatisch übernehmen, sondern erstmal darauf aufmerksam gemacht werden müssen (Hanna, 194), diese Haushalts- und Fürsorgearbeiten aber bei Abwesenheit der Mütter aber ganz gut funktionieren würden (Hanna, 199). Auf der anderen Seite begünstigt eine lernorientierte Perspektive die Möglichkeit des Verlernens und somit auch der Veränderung. Eine weitere Interviewpartnerin verweist in Bezug auf das väterliche Verhalten, dass sie seit der Schwangerschaft einen „Beschützerinstinkt“ (Ellen, 22) beobachtet und schmunzelt dabei über die biologisierende Aussage, die sie dann zu „Beschützergefühlen“ umdeutet. Auch hier sind leichte Veränderungen im Deutungsmuster zu erkennen.

Im Interviewmaterial zeigt sich immer wieder eine Enge, mit der die interviewten Mütter umzugehen haben. Das Zusammenwirken aus Kitaplatzmaßel und oftmals reduzierter väterlicher Akzeptanz der Fürsorgeverantwortung führt räumlichen und zeitlichen Verengungen der interviewten Mütter, in denen sie eine Vielzahl an Arbeiten sowohl für sich selbst als auch ihre Umwelt übernehmen. Die Vergeschlechtlichung von Sorgearrangements verengt die mütterlichen Möglichkeitsräume, indem Fürsorge als soziale Verpflichtung für Frauen und noch immer als Möglichkeit für Väter konstruiert wird.

Neben den geschlechterbezogenen Orientierungs- und Deutungsmustern in Bezug auf Männer und Väter verfügen die interviewten Mütter über zahlreiche Ideen, mit denen sie als Frauen und/oder als Mütter konfrontiert sind, die sie teils internalisiert haben oder die zumindest die Atmosphäre formen, in der sie sich verhalten müssen. In Bezug auf „eine gute Frau-Sein“ haben die Interviewpartnerinnen insbesondere gelernt, dass es um das richtige Maß – nämlich das richtige Mittelmaß – geht (Ahmed 2018a: 56ff). Und was das richtige Mittelmaß sei, entscheiden laut einer Interviewpartnerin Männer, die dabei beliebig ihre Bewertung, „wann wer wie attraktiv oder nicht attraktiv ist“ ändern können.

„Die komplette Bandbreite an Klischee. Ähm, also Frauen dürfen nicht schwitzen. Die Frauen dürfen, EGAL was sie machen, nicht angestrengt sein. Es muss alles ganz leicht fallen. Und die sollen es. Immer gepflegt, immer hübsch, immer witzig, immer aufmerksam. Aber vor allem auch nicht zu viel. Also sie sollen auch schon sexy sein, aber auch nicht so, dass es irgendwie kann halt auch mal schnell anders ausgelegt werden.“

Und es haben halt immer die Männer entschieden, wann wer wie attraktiv oder nicht attraktiv ist und wann jemand irgendwie SUPER begehrenswert ist und wann jemand schon unten durch ist und so richtig die Schlampe und die ganze Gesellschaft ist. Das ist halt auch so ein ORT da wohnen. Viele Neureiche und ich war diese Schule, auf der ich war.“ (Elina, 154)

Auch wenn die Interviewpartnerin ihre Beschreibung als Klischee beschreibt, wirkt dieses Klischee doch enorm auf ihren Lebensalltag und ihre Selbstwahrnehmung ein. Vorstellungen darüber, wie eine „gute Frau“ zu sein habe, haben die Interviewpartnerinnen sehr präsent. So benennen sie, dass „gute Frauen“ die richtige Art und die richtige Menge romantischer Beziehungen führen, das richtige Maß an Alkohol konsumieren (Evgenia, 26), das richtige Maß an Attraktivität aufweisen (Elina, 154), das richtige Maß an Bedürfnissen artikulieren (Fiona, 79) und das richtige Maß an Aktivität für sich und andere regulieren (Hanna, 120ff). Dabei übernehmen sie automatisch Aufgaben und Tätigkeiten (Hanna, 188ff; Lucia 1/2, 54), schwitzen nicht und sehen nie angestrengt aus (Elina, 154). Erweiternd zu den Vorstellungen, wie gute Frauen vermeintlich zu sein haben, spüren die Interviewpartnerinnen auch wie gute Mütter vermeintlich zu sein haben. Zunächst führen die Interviewpartnerinnen hier Voraussetzungen an, die normativ gegeben sein sollten, wenn Frauen überhaupt Mütter werden wollen. Diese benennen insbesondere eine lesbische Mutter und eine Mutter, die sehr jung Mutter geworden ist.

Julia: „[...] Das heißt, das kommt häufiger vor?“

Evgenia: „Ja, in der Hinsicht einfach. Dass man ja, man wird ja schon häufig einfach nur schräg angeguckt, wenn man JUNG ist und ein kleines Kind hat. So. Dann je nachdem, was man macht oder wenn man irgendwas hat.“ (Evgenia, 165f.)

Für die junge Mutter wird durch das „schräg angeguckt“-Werden (Evgenia, 165f.) spürbar, dass ihr Alter in normativen Vorstellungen als „zu jung“ etikettiert wird. Das „zu jung“-Sein setzt sie in Verbindung mit ihrem Verhalten und ihrem Besitz, die beide ebenfalls in die normative Bewertung des richtigen Maßes und der guten Mutter einfließen. Verstärkt werden die Herausforderungen der interviewten Mutter, da sie zum Zeitpunkt der Schwangerschaft weder die Schule noch eine Ausbildung oder ein Studium abgeschlossen hatte (Evgenia, 22). Forschungen von Alexandra Klein et al. (2018) zu sog. „Teenie“- und „Risikomüttern“ spiegeln die strukturellen Diskriminierungen wieder, denen sich die Interviewpartnerin ausgesetzt sah, und verdeutlichen die mangelnden Unterstützungssysteme für junge Mütter, welche ihnen den Abschluss von Ausbildungen und die Schaffung finanzieller Sicherheit für sich und ihr Kind maßgeblich erschweren (ebd.). Die lesbische Mutter verweist ebenfalls auf das Alter und hält fest, dass sie selbst erst spät Mutter wurde, dies aber sehr häufig der Fall bei lesbischen Müttern sei (Mila, 18). Im Gegensatz zur jungen Mutter, die stärkere Benachteiligung erfährt, problematisiert die lesbische Mutter ihr Alter bei der Geburt nicht. Im Gegen teil: Sowohl das Alter als auch die Mutterschaft scheinen ihr die Möglichkeit zu geben, sich zu setzen und nicht „einfach ein Luftikus [zu] bleiben“. Interessanterweise scheint auch diese interviewte Mutter, die entstehende Enge der Mutterschaft wahrzunehmen. Gleichzeitig wirkt es, als habe diese Verengung der Möglichkeitsräume für sie entlastende und stabilisierende Wirkungen.

Mila, „Ah ja, hab ich auch. Neulich mit ner Freundin drüber geredet. Also ich glaube, dann [wenn ich jetzt keine Mütter wäre] wäre ich wahrscheinlich. Immer. Würde ich einfach ein Luftikus bleiben. Ich habe jetzt schon auch das Gefühl, ich. Ähm. Ich werde schon langfristig. Irgendwie wird das alles irgendwie auf ein Angestelltenverhältnis rauslaufen bei mir. Das ist mir schon auch irgendwie klar. Das ist so ein bisschen. Ich

muss halt gucken, wo und wie. Und ich habe da ja noch ein paar paar Weichen, die man auch stellen kann und so, um da seinen Platz zu finden. Aber ich glaube, wenn ich jetzt keine Mutter wäre und es gäbe nur mich und (Mutter), dann, würde ich mich nicht so Gedanken darüber machen. Dann hätte ich, glaube ich. Hätte ich, also würde. Ich auch überlegen, ob ich noch mal aus (Stadt) weggehe, zurück nach (andere Stadt) oder so, ich glaube dann, dann wäre so alles offen. Oder ins Ausland.“

Julia: „Und wie ist das für dich, das nebeneinander stehen zu sehen?“

Mila, „Ach. Ich glaube, das ist eigentlich okay. Also. (...) Ich habe nicht so das Gefühl, dass ich viel verpasst habe. Eigentlich. Ich habe das Glück. Ich habe ja meine Tochter ja auch mit. Da war ich auch schon 30. Also jetzt auch nicht mit 25 bekommen, sondern mit 35. Und. (...) Sozusagen. Dieses Fügen, sich auch dann in dieses Muddisystem zu fügen, also zu wissen, ich kann jetzt mein Kind auch nicht überall irgendwo ständig rausreißen oder ich möchte das auch nicht. Kann ich natürlich schon. Also ich könnte mir einen Bulli kaufen und mit meiner Tochter durch Europa reisen und mit (Mutter) würde schon irgendwie alles gehen und so, aber ist jetzt auch nicht unbedingt meins.“ (Mila, 76ff)

Aufgrund des Alters und wahrscheinlich auch aufgrund der bereits gelebten Möglichkeiten in ihrer sozioökonomisch privilegierten Positionierung äußert die Interviewpartnerin das Gefühl, nicht viel verpasst zu haben und sich jetzt in dieses „Muddisystem“ fügen zu können. Auch wenn sie mit ihrer Beziehungsperson und ihrer Tochter beispielsweise durch Europa reisen könnte, ist es ihr wichtiger, ihrer Tochter ein stabiles Leben zu ermöglichen. Auch in diesem Zitat manifestiert sich die latente, an Mütter gerichtete Erwartung, sich selbst zurückzustellen. Diese Erwartung scheint in diesem Fall aber nicht zu Belastungen zu führen. Auch wenn diese interviewte Mutter eine Mutter ist, die in der Elternbeziehung den größeren Anteil der Fürsorgearbeit ausführt, scheint dies weniger belastend zu sein als bei den übrigen Interviewpartnerinnen, die ebenfalls mehr Fürsorgearbeit als ihre Beziehungspersonen übernehmen. Möglicherweise erlebt diese Interviewpartnerin die Belastungen aufgrund ihrer lesbischen Elternbeziehung als weniger drastisch. Dies ist im Rahmen des Interviewmaterials nur bedingt zu überprüfen. Die zweite lesbische Mutter im Sample äußert ebenfalls keine erheblichen Belastungen aufgrund des Mutterseins. Dies kann entweder daran liegen, dass sie weniger Fürsorgearbeit als ihre Beziehungsperson übernimmt oder Mutterschaft in gleichgeschlechtlichen Beziehungen nicht so belastend wie in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen wirkt. Antworten darauf erfordern jedoch weitere Forschung.

Oftmals erleben die interviewten Mütter die Ausgestaltung des Mutterseins mit diversen Erwartungen belegt. Diese scheinen zu sein, eine Vielzahl an Aufgaben und Tätigkeiten in der Familien- und der Erwerbsarbeit gleichzeitig und gut zu übernehmen:

„Ja, wahrscheinlich ist das auch dieser Eindruck, der einem so ein bisschen aufgedrückt wird. Dass es irgendwie was Schlechtes ist, dass ich habe das Gefühl als Mutter ist man eher angesehen, wenn man das alles gleichzeitig irgendwie gut hinkriegt. Also mindestens Halbtagsjob. Eigentlich lieber mehr. Aber meistens hat man ja trotzdem noch diese ganzen Haushaltsaufgaben. Und alles, was die Kinder betrifft.“ (Hanna, 188)

Immer stärker erhärtet sich der Eindruck, dass die interviewten Mütter ein Gewicht auf sich spüren, dass sie irgendwie zu heben haben. Sie spüren den Druck, alles gleichzeitig irgendwie gut hinkriegen zu sollen, während sie gleichzeitig von den ganzen Haushaltsaufgaben beengt werden. Vor allem diese und Fürsorgearbeit beschreiben die Interviewpartnerinnen als Arbeit, die von ihnen als Frauen erwartet wird (Fiona, 147). Dieser Eindruck stabilisiert sich, indem beispielsweise Erzieher*innen oder Kinderärzt*innenpraxen die Interviewpartnerinnen anrufen und als fürsorgeverantwortlich adressieren, auch wenn sie eigentlich ebenso die Väter kontaktieren könnten (Frida, 28; Hanna, 42; Mila, 120). Nicht nur führt diese

Verantwortungszuschreibung zu Benachteiligungen in der Jobsuche (Hanna, 152), sie lädt auch zu Grenzüberschreitungen bis zu Selbstaufgabe ein (Ida, 73, 93), indem suggeriert wird, dass Fürsorgearbeit keine Arbeit, sondern eine weibliche Entscheidung sei, die auch noch Spaß zu machen habe (Fiona, 147). Zugleich erklärt eine Interviewpartnerin, dass sie sich auch mit dem Wissen um die eingeschränkten Freiheiten unsicher sei, ob sie „egoistisch genug [gewesen] wäre“ (Ida, 6) keine Kinder zu bekommen. Auffällig an dieser Aussage ist, wie sehr Frauen als selbstlos, fürsorglich und glücklich, indem sie andere glücklich machen, gewünscht werden (Ahmed 2018a: 87) und dies ihre Subjektbildung beeinflusst, sodass sie es teils sogar selbst „egoistisch“ finden, keine Kinder zu bekommen.

Neben normativen Narrativen zur guten Mutterschaft existieren auch Vorstellungen zum vermeintlich richtigen Gebären. Dies wird vor allem für eine interviewte Mutter relevant, deren Kind durch einen Notkaiserschnitt zu Welt kam. Die Erfahrung dieser Mutter spannt sich in einem Spannungsfeld auf, das von feministischen Diskursen geprägt ist – sowohl aus dem universitären Raum als auch von feministischen Freund*innen, die am Kaiserschnitt, das beinahe herrschaftliche Einwirken auf den kontrollierten, entmündigten, weiblichen Körper kritisieren. Zugleich befand sich die Interviewpartnerin in einer Notsituation, fühlte sich gut beraten und war bis zur Resonanz aus ihrem Freund*innenkreis im Einklang mit ihrer Entscheidung.

„Die Diskurse dahinter sind halt echt super kompliziert und vielfältig. Und ich habe dann auch, also ich habe dann selbst mich an mein eigenes, auch geisteswissenschaftliches Studium erinnert, an ein Seminar, da ging es eigentlich um einen englischen Roman aus der Renaissance. Die Dozentin war super feministisch unterwegs, fand ich auch total geil, das Seminar, aber die hat eben über die Kontrolle des weiblichen Körpers, über die Medizin viel gesprochen und eben diesen männlichen Blick auf weibliche Körper und auf Gebären auch. Und das sozusagen ja der, der schwangere Körper, der meist kontrollierteste Körper überhaupt ist und ist so genau und eben, dass genau das, sozusagen eigentlich die Geburt früher ein Frauenraum war, also wo Frauen mit Frauen geboren haben. Und jetzt kommt sozusagen die klinische Medizin dazu oder die Schulmedizin dazu und dieser männliche Blick und plötzlich genau werden die Frauen entmündigt und so. Und. Das spiegelt ja aber so gar nicht meine Erfahrung wider, also der den Arzt, das war auch, es war ein männlicher Gynäkologe und es war sogar eine weibliche Gynäkologin und ein männlicher Gynäkologe. Den fand ich aber sehr respektvoll und ich hatte nicht das Gefühl, dass sie sagen ja immer entbunden werden, dass man beim Kaiserschnitt entbunden wird, dass der Frau sozusagen.“ (Mila, 86)

Im Zuge dessen machte die interviewte Mutter die Erfahrung, wie ideologisch aufgeladen Debatten zum Gebären sind und fühlte sich sehr verunsichert, da sie es nach eigener Aussage nicht schaffte, sich zu positionieren (Mila, 84ff). Gleichzeitig hatte sie den Eindruck, dass ihre Freund*innen nicht das Ausmaß ihrer Erfahrung und der damit verbundenen Ambivalenz nachvollziehen konnten. Sie kritisiert, dass ihr ihre Freund*innen ihre Selbstermächtigung absprechen und ihre Erfahrung, eine Geburt durch einen Kaiserschnitt erlebt zu haben, im Verhältnis zur vaginalen Geburt abwerten (Mila, 92, 100). Auch in diesem Zusammenhang verdeutlicht sich die Verengung der legitimen Möglichkeitsräume für die interviewte Mutter, indem sie die Erfahrung macht, dass ihr soziales Umfeld eine bestimmte Form der Geburt – die vaginale – als „richtig“ empfindet. Mit ihrer „abweichenden“ Geburtserfahrung muss sie nun das Gewicht heben, einen Umgang mit ihrer Verunsicherung zu finden und die Geburt als gleichwertig zu empfinden.

In der Untersuchung der Relation zwischen der heterosexuellen Matrix und Sexismus im Kontext von Mutterschaft außerdem äußern die Interviewpartnerinnen Überlegungen zur Transformation von Muttersein. Zum einen zeigt sich dies in dem Ärger über die Verhältnisse

und die Beobachtung, „wie sehr Gesellschaft gerade eben auf nicht-Kinder ausgerichtet ist“ (Ellen, 82).

„Das nervt irgendwie so. Und. Dann irgendwie. Auch immer wieder zu merken ja, die Welt ist an weißen cis-Männern ausgerichtet. Und denkt aber auch überhaupt nicht, dass die auch Vater sein könnten. Nein, sondern an single weißen cis-Männern um die 30. So, und das war's. Als ob das die ganze Weltbevölkerung wäre. Und. Das finde ich irgendwie krass. Und wie sehr Arbeitsleben. Eben auf Männer ausgerichtet ist. Aber auch. Wenn. Frauen-Arbeitsleben gedacht wird. Ähm, oder? Also insgesamt Arbeitsleben nicht auf Sorgeberechtigte gedacht ist So. Das finde ich schon krass.“ (Ellen, 82)

Dass sie diese Ausrichtung teils internalisiert hatte, erkennt eine andere Interviewpartnerin an sich selbst und vollzieht in zahlreichen Diskussionen mit ihrer Partnerin einen „Umdenkensprozess“, durch den sie Fürsorge- und Hausarbeit inzwischen als wichtige Arbeit wertet (Juna, 52). Ähnliches betont eine weitere Interviewpartnerin für den öffentlichen Raum, wenn ihre Kinder auf der Straße beispielsweise wütend werden, sie sich um sie kümmert und Passant*innen scheinbar erwarten, dass sie und ihre Kinder aus dem Weg gehen (Fiona, 147). Auch hier fand ein Umdenken statt, indem die interviewte Mutter die eigene Arbeit als Arbeit anerkennt und stark macht. Dabei erleben einige Interviewpartnerinnen feministische Debatten, Freund*innenkreise und Umfelder als bestärkend und inspirierend (Juna, 122; Frida, 98; Ellen, 54; Mila, 114). Auch die Identifizierung als „starke Frau“ (Ida, 73), Freundinnen, weibliche Vorbilder und andere lesbische Frauen im öffentlichen Fernsehen (Mila, 112) sowie der Austausch mit anderen Müttern (Fiona, 148f.) tragen zum Empowerment als Mutter bei.

Heteronormativität und heterosexuelle Norm

In der Relation zwischen Heteronormativität und heterosexueller Norm kommen insbesondere Heteronormativität stabilisierende Gesetze und Regelungen zur Sprache, deren Verfolgung den Lebensalltag erleichtern, wohingegen Lebensaltage, die sich von heteronormativen Vorstellungen unterscheiden, oftmals mit Barrieren konfrontiert sind. Um die Perspektiven der interviewten Mütter auf heteronormative Lebensbedingungen darzustellen, wird zunächst auf die gesetzlichen Regelungen aus Perspektive der Interviewpartnerinnen eingegangen. Diese betreffen die Elternzeit, Regelungen zur Vereinbarkeit von Ausbildung und zur Familiengründung in lesbischen Beziehungen. Vertieft werden anschließend der Umgang mit Queerfeindlichkeit sowie die Bewältigung des Lebensaltags als Solo-Mutter.

Das prominenteste Thema in diesem Zusammenhang ist die Elternzeit. Im Interviewmaterial zeigt sich, dass die größten Anteile von den interviewten Müttern genommen wurden (Ida, 18; Frida, 132; Marla, 4; Elina, 2; Fiona, 2). Nur in Einzelfällen ist die Verteilung zwischen beiden Elternpersonen etwa gleich (Mila, 40; Ellen, 6) oder wurde es bei dem zweiten Kind (Maren, 44). Bemerkenswert ist, dass dies ausschließlich als hochgebildet geltende Familien betrifft, die finanziell abgesichert sind und wo sich beide Elternpersonen mit feministischen Diskursen und Gleichberechtigung befassen. Wenn Väter Elternzeit nehmen, sind es häufig zwei Monate, die oft für die „klassische Reise“ (Ellen, 8) mit der Familie genutzt werden. Diese unternahm eine Familie im Sample (Elina, 8), eine andere Familie plante die Reise, entschied sich aber aus Belastungsgründen dagegen (Ellen, 10).

Auf Basis der gegebenen Lebensbedingungen treffen die interviewten Mütter in ihren Familien Entscheidungen zum Umgang mit der Elternzeit. Damit verbundene Begründungsmuster können in Argumentationen zur Fürsorge, zu Finanzen und zu beruflichen Faktoren

gefunden werden. Im Kontext der Fürsorge ist der Moment des Innehaltens und Reflektierens erstaunlich dominant. So sehen die Interviewpartnerinnen die Elternzeit als eine Phase, in der die Gebärende wieder bei sich ankommen kann (Mila, 40), Traumatisierungen verarbeiten kann (Maren, 158ff), eine Pause nehmen (Juna, 8, Ellen, 10) oder die Erwerbstätigkeit reflektieren kann (Juna, 8). Als Gründe für die Elternzeit nennen die Interviewpartnerinnen aber nicht nur den Aufbau von Nähe zu sich selbst, sondern auch zum Kind und zur Beziehungsperson (Ellen, 8) und zwischen Beziehungsperson und Kind (Ellen, 8; Mila, 40). Teilweise nennen die Interviewpartnerinnen auch den Wunsch zu stillen (Ellen, 8) und die mangelnden Stillmöglichkeiten am Arbeitsplatz (Ida, 18). Wenn Väter Elternzeit nehmen, zielt dies eher auf das Entwickeln von Alltagsroutinen zwischen Vater und Kind ab (Hanna, 26; Ellen, 10).

Nach Gründen der Fürsorge für das Kind und teils auch sich selbst benennt eine Interviewpartnerin als Grund für die Aufteilung der Elternzeit auch die berufliche Weiterentwicklung der Beziehungsperson sowie eine für ihren Arbeitgeber gut zu organisierende Elternzeitvertretung (Ellen, 8). Auffälliger sind oft jedoch finanzielle Gründe, sodass die Eltern in den Konstellationen fürsorge- und erwerbsarbeiten, die nach Aussagen der Interviewpartnerinnen das höchste Familieneinkommen aus Gehalt und Elterngeld ergeben. Oft mündet dies in Konstellationen, in denen die Väter vor allem Erwerbsarbeiten und die interviewten Mütter vor allem Fürsorgearbeiten nachgehen (Ida, 18; Elina, 8). Diese Konstellation reproduziert sich teils auch, wenn die interviewte Mutter mehr verdient, während der Vater ein sehr geringes Einkommen einbringt:

„Aber es war auch mit der Eltern- Eltern, mit dem Elterngeld auch so ein Ding. Ich hatte ja schon gearbeitet, deswegen habe ich reelles Elterngeld bekommen. (VATER) hätte halt 300 Euro Elterngeld bekommen. Ich habe halt 1.000 Euro Elterngeld bekommen fürs zu Hause sitzen. Also war es so ein bisschen auch dann tatsächlich eine finanzielle Geschichte, nur halt anders rum.“ (Frida, 132)

Diese merkwürdig anmutende Konstellation ergibt unter der Betrachtung der Regelungen zur Sozialhilfe mehr Sinn³⁷:

„Mit Hartz vier wird es bestimmt verrechnet. Das kriegst du alles verrechnet, das kriegst du bestimmt nicht on top. Aber (Vater) hat halt immer so, der hat halt immer 450-Euro-Basis gearbeitet und so. Der hätte 300 Euro bekommen. Und ich hab halt knapp 1000 bekommen. Das war dann schon und dann war es halt irgendwie klar, ich kriege diese 1000 und bin zu Hause und (Vater) kann halt so viel arbeiten wie er möchte. Deswegen war es dann finanziell tatsächlich besser. Aber der war auch viel, der war viel auch zuhause.“ (Frida, 148)

Regelungen, die die Vereinbarkeit von Ausbildung bzw. Studium und Familie beeinflussen, werden besonders für die interviewten Mütter bedeutsam, die während der Mutterschaft eine Ausbildung absolvieren wollen. Teils mussten sie Ausbildungen aus Vereinbarkeitsgründen abbrechen oder die Interviewpartnerinnen können sie nicht oder erst im Jahr nach der Eingewöhnung des Kindes in der Fremdbetreuung beginnen. Dies spitzt sich durch den Mangel an Teilzeitausbildungen (Fiona, 119), durch teils unbezahlte Ausbildungen (Fiona, 14) und die Überschneidungen von Eingewöhnungszeit und Ausbildungsbeginn (Elina, 4) zu.

Heteronormativität stabilisierende Regelungen entfalten nicht nur im klassismusbezogenen Feldern ihre Wirkung, sondern zeichnen sich durch erhebliche Barrieren für gleichgeschlechtliche Familiengründungen aus. Inzwischen gab es Veränderungen in den Gesetzen,

37 (vertiefend Schultz/Kyere 2020; Winkler 2020).

die Schwangerschaften und Elternschaften gleichgeschlechtlicher Paare regulieren. Insofern beziehen sich die Interviewdaten auf den Zeitraum bis 2018, als das jüngste Kind im Sample geboren wurde. Eine Interviewpartnerin und ihre Partnerin haben in dem Zeitraum, als sie die Schwangerschaft planten, erschwerende Gesetze für gleichgeschlechtliche und unverheiratete Paare erfahren:

„Und dann war eben klar, man kann über eine Samenbank schwanger werden. Das war aber damals. Die Gesetzeslage hat sich ja inzwischen auch schon wieder verändert. Das war damals aber so, dass man da eigentlich hätte sehr wahrscheinlich nach Holland oder nach Dänemark fahren müssen, um so eine Insemination zu bekommen. Es gibt so eins zwei Pionierinnen. Von. Gynäkologen, die das. Auch. Bei lesbischen Frauen oder unverheirateten Leuten eben machen. Aber das war, die begeben sich in rechtliche oder haben sich damals in eine rechtliche Grauzone begeben. So, das war nicht so ganz klar, wie legal das eigentlich ist. Das heißt, wenn man das über eine Samenbank machen wollte, sind die allermeisten eigentlich immer nach Dänemark gefahren haben.“ (Mila, 20)

Das deutsche Recht stellte lesbische Paare vor erhebliche Herausforderungen, wenn sie eine Familie gründen wollten. Zugleich wird Familiengründung für lesbische Paare auch zu einer Klassismus bezogenen Frage, da sie sich das Prozedere überhaupt erst einmal leisten müssen, wenn sie sich für eine Insemination entscheiden. Diese schlossen beide Interviewpartnerinnen, die in gleichgeschlechtlichen Beziehungen leben, und ihre Partnerinnen jedoch aus. Für das eine Paar waren es anonyme Samenbanken, die sie ausgeschlossen, weil der Wunsch bestand, den biologischen Vater zu kennen. Deshalb wurden Informationen im Bekanntenkreis gestreut, bis sie nach langer Zeit eine passende Person fanden (Juna, 16). Dieses Vorgehen verfolgte auch das andere Paar, weil auch sie den Wunsch hegten, dass das Kind den biologischen Vater kennt. Dies solle bei Samenbanken auch möglich sein, da das Kind ab dem 18. Lebensjahr ein Recht habe, die Daten zum biologischen Vater zu erhalten. Dies setze jedoch eine sorgfältige Datenpflege der Samenbank voraus, woran die Interviewpartnerin zweifelt:

„Weil bei der Samenbank ist das zwar so, dass die Kinder irgendwann rausfinden dürfen, wer ihr Vater ist, aber erst ab 18 und dann hängt das eben auch dafür viel davon ab, inwiefern die Samenbank die Daten pflegt und so, also das ist sehr unterschiedlich. Genau. Also das spielt da auch noch mit in die Entscheidung rein.“ (Mila, 20)

Bemerkenswert ist auch unter den Interviewpartnerinnen die hohe Bedeutung der Abstammung. Während bei verschiedengeschlechtlichen Beziehungen oftmals der Partner oder Ehemann der Mutter als Vater vorgestellt wird – unabhängig davon ob er ein biologischer oder sozialer Vater für das Kind ist (Cottier 2022) –, wird die Kenntnis des biologischen Vaters bei den Interviewpartnerinnen mit hoher Relevanz und potenziellen Leidensdruck für das Kind assoziiert (Mila, 20). Auch hier lassen sich Rückschlüsse zu Normen und Gesetzeslagen ziehen. Auf der einen Seite konstruieren Heteronormen in der Konstellation Mutter-Mutter-Kind eine männliche Person als fehlend, sodass diese normativ erzeugte Lücke durch die Kenntnis des biologischen Vaters gefüllt werden muss. Das Wissen um den biologischen Vater kann möglicherweise auch als Umgangsstrategie interpretiert werden, mit der die interviewten Mütter dem potentiellen Vorwurf vorbeugen, ihrem Kind etwas vorzuenthalten oder wegzunehmen. Stattdessen sind sie ähnlich wie andere gleichgeschlechtliche Eltern besonders um gute Beziehungen und Fürsorge bemüht (Anzengruber/Riegel/Schubert 2022). Auf der anderen Seite ist die Kenntnis über die Abstammung in der Schweiz (Cottier 2022) und in Deutschland (Bundesministerium der Justiz 2024) auch rechtlich eingebunden, sodass

es in Deutschland mit der Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe 2017 zwar Änderungen im Adoptionsrecht, jedoch nicht im Abstammungsrecht gab.

Mit den Änderungen im Adoptionsrecht haben gleichgeschlechtliche Paare nun u.a. die Möglichkeit, das leibliche Kind ihrer Beziehungsperson durch die Stiefkindadoption zu adoptieren. Diese sei laut einer Interviewpartnerin jedoch mit erheblichen Herausforderungen sowohl für den Spender als auch für das Elternpaar verbunden, da in der Geburtsurkunde des Kindes ggf. trotz Ehe nur die Mutter eingetragen werde, sodass die nicht gebärende Mutter ihr Kind adoptieren muss. Dieser Prozess sei relativ langwierig, da er für verschieden geschlechtliche Paare gedacht sei. So dauere er mindestens ein Jahr, da eine stabile Bindung zwischen Kind und zweiter Elternperson gegeben sein solle. Dies sei jedoch unpassend für gleichgeschlechtliche Paare mit Wunschkind:

Mila: „Es ist auch immer noch so, obwohl es jetzt auch inzwischen wieder Gesetzesveränderungen gab. Aber dahingehend jetzt eben nicht. Dass, dass es eben so eine bestimmte Phase gibt, die für sowohl den Spender wenn er bekannt ist, als auch für das Frauenpaar was eben das Kind bekommt, bisschen kritisch ist, weil ja in der Geburtsurkunde nur die leibliche Mutter steht. Ob obwohl die Pärchen verheiratet sind, das Paar verheiratet ist, muss die nicht gebärende Frau das Kind adoptieren. Und das ist ein relativ langer Prozess, weil man über die Stiefkindadoption gehen muss. Hat jetzt auch juristische Gründe. Es gibt eben nur die Stiefkindadoption da als Möglichkeit. Und die dauert per se einfach mindestens ein Jahr, weil die eben eigentlich für heterosexuelle Paare gedacht ist, wo. Eben. Leute ein Kind aufnehmen, was nicht ihr biologisches Kind ist. Und das wird erst mal geguckt, ob da auch eine stabile Bindung ist und so deswegen dauert dieser Prozess, muss auch so lange dauern. Dass das jetzt eben nicht unbedingt kompatibel ist für Frauenpaare mit einem Wunschkind ist, ist natürlich klar. Das heißt, in dieser Zeit muss man zum Notar, muss jetzt einen Antrag auf Stiefkindadoption stellen. Und in dieser Zeit ist die leibliche Mutter alleinerziehend, also nicht ganz alleinerziehend, weil sie verheiratet ist, aber ist als einzige Person in die Geburtsurkunde eingetragen. Und. Und der der Spender, also der leibliche Vater läuft halt immer Gefahr, dass man ihn doch als Vater auch angibt. Und dann wäre er eben auch, hätte er eben auch Rechte, aber auch Pflichten.“

Julia: „Inwiefern? Also der müsste doch eigentlich dann auch über so eine Stiefkindadoption eingetragen werden [...]“

Mila: „Genau. Sobald die Stiefkindadoption durch ist, ist er auch raus. Aber das dauert ja eineinhalb Jahre. Also bis das richtig, amtlich und per Familiengericht sozusagen besiegelt ist, dauert das, also bei uns hat es sogar noch länger gedauert. Aber so Man sagt immer so eineinhalb Jahre und in den eineinhalb Jahren ist es eben die kritische Phase. Also das heißt, wenn ich, ich habe ja unsere Tochter geboren, ich bin die leibliche Mutter, das heißt, wenn ich gestorben wäre, wäre meine Tochter Vollwaisin geworden. Und meine Frau hätte gar nicht gar keinen Anspruch gehabt, also auch kein Sorgerecht und so hätte das richtig erstreiten müssen, auch meistens sehr kompliziert. Also wäre mein, meine, mein Vater und mein Bruder wären wahrscheinlich erste Sorgeberechtigte dann gewesen. Und genau und eben für den Spender war es insofern eben kritisch, als wenn ich jetzt irgendwie Lust gehabt hätte, ihn jetzt doch als Vater anzugeben und das erwirkt hätte auch vom Familiengericht, dass da ein Vaterschaftstest entsteht, dann hätte er, hätte, wäre er eben auch nicht rausgekommen. Dann hätte er jetzt zahlen müssen und für den Unterhalt unseres Kindes aufkommen müssen.“ (Mila, 24ff)

Die Phase der Stiefkindadoption sei außerdem eine kritische, da das Kind im Todesfall der gebärenden Mutter Vollwaise wäre und die nicht gebärende Mutter keinen rechtlichen Anspruch auf ihre Mutterschaft hätte. Diese rechtliche Schieflage setzt auf individueller Ebene ein erhebliches Maß an Vertrauen zwischen Müttern und Spendern voraus, aber auch die Involvierung des sozialen Umfeldes, hier den Bruder und den Vater der Interviewpartnerin,

die sich im Todesfall der gebärenden Mutter für die Rechte der nicht gebärenden Mutter einsetzen.

Die Stieffkindadoption ist für die zweite lesbische Interviewpartnerin kein Thema. Sie thematisiert in Hinblick auf Heteronormativität und Gleichberechtigung in der Elternbeziehung eher, dass ihre Partnerin eine andere Offenheit in Bezug auf das Outing habe (Juna, 122). Die Interviewpartnerin stehe dem eher skeptischer gegenüber und reflektiert ihre Verantwortung als Pädagogin, während sie zugleich nicht so viel von ihrem Privatleben preisgeben möchte (Juna, 126). Sie begründet dies mit einer Mehrfachbelastung aus dem intersektionalen Zusammenwirken aus Queerfeindlichkeit und Rassismus:

„So, also es ist so, es ist noch nicht so ganz, da bin ich auch noch nicht so ganz im REINEN tatsächlich mit mir. Also es gibt so, dass EINE, wo ich sage. Eigentlich wäre es auch mal GUT und andererseits denke ich ja aber warum ICH? So. Und das. Kommt aber glaube ich aus meiner Biografie. Mit dem. Mit die Rassismus und Rassismuserfahrungen. Weil. Ich das einfach nicht mehr weil ich da irgendwie. Auch kein Bock mehr drauf hab.“ (Juna, 126)

Dabei sieht sie sich nicht innerhalb der Beziehung benachteiligt, sondern eher im Außen (Juna, 122). Ähnlich sieht es auch die andere Interviewpartnerin, die durch die Stieffkindadoption Benachteiligungen für ihre Partnerin und für das Kind in die Beziehung hineingetragen sieht und großen Ärger darüber empfindet (Mila, 28).

Heteronormative Diskriminierung wird nicht nur wirksam, wenn Menschen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen leben, sondern auch wenn Elternpersonen in Konstellationen für ihre Kinder sorgen, die mehr oder weniger als zwei Eltern beinhalten – somit auch alleinerziehende Mütter. Besonders stark ist davon eine Solo-Mutter betroffen, bei der sich sowohl der Kindsvater als auch staatliche Institutionen aus der Verantwortung ziehen. Sie beschreibt, dass Unterhalt, Kindergeld und ALG II miteinander verrechnet werden, sodass es für die Interviewpartnerin keinen Unterschied mache, ob der Vater des Kindes Unterhalt zahlt (vertiefend Kapitel 5.1.1). Auch wenn die Gesetze geschlechterneutral formuliert sind, werden sie von sozialen Normen, nach denen Müttern die Fürsorgeverantwortung zugeschrieben wird, unterwandert, sodass ein Großteil der Solo-Eltern Mütter und durch die Gesetzeslage von Armut gefährdet (Weinbach 2020).

„Es, äh. Also bei mir, ich. Ich komme ja so oder so immer auf den Mindestsatz, nur weil das ja einfach mit dem Hartz IV verrechnet wird. [...] Also dass Unterhalt und. (...) Kindergeld und in meinem Fall Elterngeld. Das wird dann ja trotzdem alles SO verrechnet, dass ich trotzdem auf den Satz komme, den ich sonst NUR von Hartz IV bezahlt bekommen würde. Also für uns drei natürlich. [...] Es wird alles so verrechnet, dass das diesen [...] Also er zahl schon so viel, wie er MUSS.“ (Fiona, 127)

„Es ist auch. Ich würde auch sagen, bei der Unterhaltsberechnung gibt es ja immer den Selbstbehalt oder Selbsterhalt. Den gibt es bei Mütter nicht. Also wenn. Das Geld, was ich habe. Das geht. Für das drauf, was wir brauchen. Da ist kein Anteil für MICH, wo ich sagen kann okay, und das brauche ich jetzt noch, um mein Yogakurs zu bezahlen oder ähnliches. Das. Funktioniert ja so nicht. Sondern am Ende des Monats, wenn die Kinder Klamotten brauchten, dann. Dann ist es so. //Ja.// Und das ist bei. (...) ElternTEILEN sind nun mal einfach echt oft. Die Väter, die NICHT zu Hause leben, bei den Kindern. (...) Das ist halt anders.“ (Fiona, 135)

Neben der finanziellen Unterstützung fehlt der Interviewpartnerin der Austausch und die Unterstützung von Gleichgesinnten (Fiona, 38). Die Interviewpartnerin fühlt sich sehr auf sich allein gestellt und wünscht sich „IRGENDeine Unterstützung. Ob es jetzt eine finanzielle Unterstützung [ist] oder halt Hilfe oder Kinderbetreuung oder ein Austausch mit anderen

Eltern“ (Fiona, 101). Diese Unterstützung fällt sowohl durch den Vater des Kindes als auch durch staatliche Institutionen wie das Jugendamt weg, über das die Interviewpartnerin vermutet, dass es nur reagiere, wenn es um akute Kindeswohlgefährdung gehe. Ihre Versuche, sich Unterstützung zu suchen und nicht mehr konsequent über ihre Grenzen zu gehen, laufen ins Leere (Fiona, 101). Auch bei Angeboten für Alleinerziehende kritisiert sie, dass diese nicht mit Angeboten zur Kinderversorgung kombiniert werden, sodass die Interviewpartnerin nur schwer daran teilnehmen kann (Fiona, 99).

In der Weise, wie die Interviewpartnerinnen über heteronormative Lebensbedingungen sprechen, verdeutlicht sich, dass sie unter erheblichen Druck stehen, viele Faktoren eigenständig und unter begrenzten Möglichkeiten zu koordinieren. Gleichzeitig zeichnen sich die Mütter durch starke Gefühle der Fürsorgeverantwortung für ihre Kinder aus und begegnen widrigen Umständen mit hoher Flexibilität. Im Zentrum steht ein deutliches Bewusstsein für die äußeren Umstände, die die Möglichkeitsräume der interviewten Mütter sehr verengen und innerhalb derer sie einem enormen Druck ausgesetzt sind. Darauf aufbauend können die Bewegungen der Mütter in Bezug auf Heteronormativität als „Gewichtheben in Verengungen“ verstanden werden. Gewichtheben macht ein hohes Maß an Kraft, Koordination und Beweglichkeit erforderlich.

Möglichkeitsräume verengende Lebensbedingungen verdeutlichen sich im Mangel von Kinderfremdbetreuungsangeboten, widrigen Gesetzen und Regelungen zu Elterngeld, gleichgeschlechtlichen Familiengründungen und der Vereinbarkeit von Ausbildung bzw. Erwerbstätigkeit sowie in sozialen Normen, die die interviewten Mütter in ihrer Fürsorgeverantwortung halten, während im Falle der heterosexuellen Elternschaft die Väter normativ von der Fürsorge entbunden bleiben. Ähnlich wie auch unter rassistischen Lebensbedingungen verorten die interviewten queeren Mütter die Diskriminierung außerhalb ihrer Beziehung. Insgesamt bleibt der Druck in reduzierten Möglichkeiten und somit die Bewegung des „Gewichthebens in Verengungen“ als ein dominantes Bild in der Wahrnehmung der interviewten Mütter. Sie hätten Mutterschaft auch unter der Prämisse der Ermöglichung beschreiben können oder erklären, welche entlastenden Wirkungen die Mutterschaft und die unterstützenden Lebensbedingungen auf sie haben. Beides geschieht im Interviewmaterial nicht.

Trotz der übergreifend herausfordernden Lebensbedingungen unterscheiden sich die Bewegungen im Rahmen heteronormativer Lebensbedingungen von den Bewegungen, die unter anderen diskriminierenden Lebensbedingungen relevant werden. Während die Interviewpartnerinnen mit Lebensbedingungen in Hinblick auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit besonders durch performende, filigrane, akrobatische Bewegungen in Verbindungen zwischen Nähe und Distanz umgehen, bewegen sie sich unter den Lebensbedingungen psychischer Gesundheit und Erkrankung balancierend in Interdependenzen. Dabei geht es den interviewten Müttern weniger wie im Kontext natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit um Verbundenheit, sondern viel mehr um wechselseitige Konstruktionsprozesse psychischer Gesundheit und Erkrankung sowie Bedürfnisse innerhalb der Elternbeziehung. Unter Lebensbedingungen der Klassenverhältnisse verwenden die interviewten Mütter viel Konzentration und Koordination darauf, jonglierend die gegebenen Ressourcen an den Orten zu halten, wo sie jeweils in dem Moment am meisten gebraucht werden, möglichst ohne sie dabei zu verlieren.

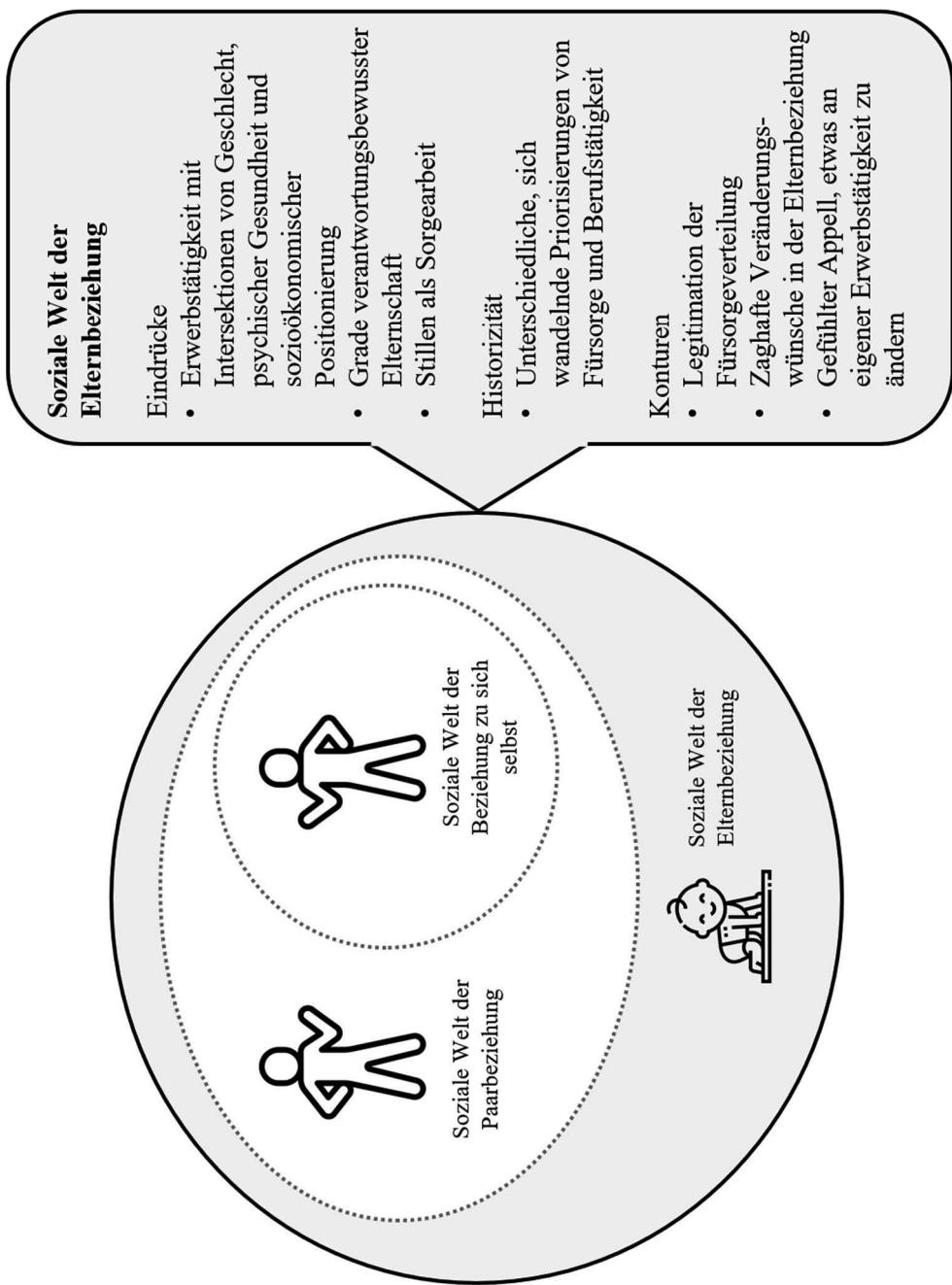


Abb. 9: Soziale Welt der Elternbeziehung (Quelle: Eigene Darstellung)

5.2 Mutterschaft und Gleichberechtigung – Eine Map der sozialen Welten

„Und wir mussten dann irgendwie unsere Weltanschauungen, die auch vorher natürlich feministisch war, auf jeden Fall dann auch auf diese, auf diese Elternsituationen anwenden.“ (Frida, 54)

Für die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen ist Mutterschaft mit zahlreichen neuen Erfahrungen und Spannungsfeldern verbunden, auf die die interviewten Mütter unablässig neue Antworten suchen und finden. Diese Suche und die damit verbundenen Aushandlungen machen den Kern dieses Kapitels aus. Das Kapitel baut auf den dargestellten Lebensbedingungen der Interviewpartnerinnen auf, welche analytisch die Arena der Mutterschaft darstellen. Die Arena steht in enger Wechselwirkung mit den sozialen Welten, in denen verschiedenste Aushandlungen zur Gleichberechtigung geführt, nicht oder auch verdeckt geführt werden. In diesem Kapitel wird analysiert, welche Aushandlungen die interviewten Mütter wie diskutieren und in welchen sozialen Welten sie die jeweiligen Themenschwerpunkte kontextualisieren (Clarke/Washburn/Friese 2022: 14f.). Da soziale Welten und Arenen interpretativ konstruiert werden, ist eine trennscharfe Konzeptualisierung unmöglich, sodass sie sich durch fließende Übergänge auszeichnen, die immer wieder aufs Neue hergestellt werden und durch Vielfältigkeit, Heterogenität und mögliche Widersprüche geprägt sind. Soziale Welten lassen sich anhand von Handlungsverpflichtungen bzw. „commitments to action“ (Clarke 2012: 152) als Grenzziehungen bestimmen. Wichtig voranzuschicken ist, dass es sich bei sozialen Welten nach Clarke nicht um aggregierte Ebenen von Individuen handelt, sondern die Akte der Verpflichtungen im Fokus stehen und so nach Clarke Gruppen und nach Ahmed (soziale) Körper erzeugen. Damit konstruieren sich Individuen kontinuierlich neu als soziale Wesen in sozialen Welten (ebd.: 148). Auf diese Weise kann in der Situation abgebildet werden, wie die Interviewpartnerinnen beispielsweise als Elternpersonen, als Beziehungspersonen, als Mütter oder als Individuen auftreten und agieren. Dabei sind die sozialen Welten in ihrer Beweglichkeit, Prozesshaftigkeit und Veränderlichkeit zu verstehen. Im Zuge der Aushandlungen formulieren Teilnehmende der sozialen Welten Ansprüche und stellen Forderungen, um ihre Interessen und Werte zu vertreten (ebd.: 151), wodurch sie die sozialen Welten in den Aushandlungen immer wieder konstruieren und immer wieder destabilisieren (Clarke 2011: 210).

Nach der Konkretisierung der Lebensbedingungen und so auch der Arena der Mutterschaft im vorangegangenen Kapitel mithilfe der Relations-Maps widmet sich dieses Kapitel der Darstellung der sozialen Welten, die sich im Zusammenhang mit der Fragestellung, wie Lebensbedingungen die Entscheidungen von Müttern in Elternbeziehungen mit Gleichberechtigungswunsch in heteronormativen Verhältnissen beeinflussen, als besonders konstruktiv erweisen. Mit Ahmed verstehe ich soziale Welten als Räume, in denen Körper hergestellt und durch Eindrücke geformt werden. Die Untersuchung der sozialen Welten zentriert die Aushandlungsprozesse und Handlungsverpflichtungen in Bezug auf Gleichberechtigung aus Perspektive der interviewten Mütter. Daraus resultieren drei soziale Welten: erstens die des Körpers der Elternbeziehung, welcher die Fürsorgeverantwortung der Elternpersonen für das Kind beinhaltet, zweitens die des Körpers der Paarbeziehung, der den Raum für Gleichberechtigung beider Beziehungspersonen fokussiert, und drittens die des Körpers der eigenen Person, wo sich die interviewten Mütter zu sich selbst, ihrer Beziehungsperson und der Mutterschaft ins Verhältnis setzen. Die Herstellung der jeweiligen Körper wird mithilfe dreier affekttheoretischer Blickrichtungen illustriert. Zunächst werden die *Eindrücke* herausgear-

beitet. Die Eindrücke veranschaulichen die konkreten, gegenwärtigen Lebensbedingungen, welche die Momente des Eindrückens zeigen, wodurch die Körper überhaupt erst hergestellt und geformt werden. Die Interpretation und Verarbeitung dieser Eindrücke sind stark durch die *Historizität* beeinflusst. Vorangegangene Eindrücke und Lesarten, mit welchen die Interviewpartnerinnen gegenwärtige Eindrücke begründen und erklären, werden in diesem Schritt charakterisiert. Zuletzt werden die *Konturen* porträtiert, welche die Antizipationen und Vorahnungen weiterer Begegnungen, gegenwärtige Ausrichtungen der Körper auf bestimmte Objekte sowie Werte der Interviewpartnerinnen, die durch die Druckstellen der Eindrücke Form angenommen haben, zeigen.

5.2.1 *Elternbeziehung als Teamsport – Die soziale Welt der Elternbeziehung*

Die soziale Welt der Elternbeziehung stellt dar, wie aus der Perspektive der interviewten Mütter die Beziehungspersonen in Verbindung mit der Situation ihren Körper als Eltern formen. Der Körper der Eltern ist mit der Funktion versehen, die Aufgaben zum Lebenserhalt und -unterhalt sowie zur Fürsorge füreinander und den Nachwuchs zu organisieren. Daraus ableitend verschreiben sich die Elternpersonen Handlungsverpflichtungen, anhand derer Grenzziehungen (Clarke 2012: 152) und Konturen (Ahmed 2014a: 190f.) nachvollzogen werden können. Die momentane Organisation des Familien- und Erwerbslebens kann sowohl als vorläufiges Resultat vorangegangener Aushandlungen verstanden werden als auch als gegenwärtige Eindrücke durch aktuelle Lebensbedingungen und Entscheidungen, die in die Konturen der Elternbeziehung eindrücken. Vor der Darstellung der Historizität der Eindrücke und der daraus entstehenden Konturen wird sich der Beschreibung der Organisation des Familien- und Erwerbslebens als Eindrücke gewidmet.

Wie auch die Umgangsstrategien der interviewten Mütter in Bezug auf ihre Lebensbedingungen lassen sich ihre Strategien in den jeweiligen sozialen Welten zu Bewegungen verdichten. In der Analyse der sozialen Welt der Elternbeziehung strukturiert sich die Bewegung als „Teamsport als Eltern“. Im Teamsport verfolgen die Teammitglieder ein gemeinsames Ziel und üben dabei je nach ihren Fähigkeiten, Stärken und auch Positionierungen unterschiedliche Rollen aus. Das Team erarbeitet im Training Strategien, die dann im Spiel angewendet und angepasst werden können. Ähnliche Dynamiken entwickeln sich auch in den Elternbeziehungen der Interviewpartnerinnen. In diese Aushandlungen wirken gleichzeitig vor allem sexistische Strukturen ein, die die Richtungen der Aushandlungen und die Dispositionen der Teilnehmenden an diesen Aushandlungen beeinflussen.

Eindrücke in die Elternbeziehung

Erwerbstätigkeit

Die Organisationen der Erwerbs- und Familienleben stehen in enger Beziehung und beeinflussen sich gegenseitig. Im Interviewmaterial wird diesbezüglich die hohe Bedeutung von Teilzeiterwerbstätigkeiten ersichtlich. Die Bedeutung, die die Teilzeiterwerbstätigkeit für die Interviewpartnerinnen jeweils hat, variiert jedoch mit den Ungleichheitsdimensionen. In Bezug auf die Dimension Geschlecht zeigt sich, dass die interviewten Müttern ihre Teilzeiterwerbstätigkeit teils als ihre Freizeit sehen und diese nutzen, um soziale Kontakte außerhalb der Familie zu pflegen (Lucia 1/2, 16) oder sich mit einer Ausbildung (Lucia 1/2, 16) oder

einem Studium (Mila, 8) weiter zu qualifizieren. Die Entscheidung zur Weiterbildung wirkt hilfreich und ermutigend für eine Interviewpartnerin (Lucia 1/2, 16).

„Weil. Ich bin sehr zurück, zurückhalten, beruhigend. So ich habe trotzdem gearbeitet, aber ich war immer bei mir selbst. Und hier. Am Anfang war das so, aber da habe ich gemerkt, ich kann das nicht weitermachen. Sonst was mache ich mein Leben. Und deswegen. Also Schritt für Schritt. Ich habe mich entschieden, was mir gut geholfen hat und ich bereue das nicht, dass ist diese Yogalehrerinnenausbildung, das war die die Sache, wo ich okay ich muss raus und dann habe ich mich mehr getraut.“ (Lucia 1/2, 16)

An diesem Zitat zeigt sich die Auseinandersetzung der Interviewpartnerin mit der Frage, was sie mit ihrem Leben machen möchte und dass sie die Vereinsamung in der Elternbeziehung belastet. Aus dem Kontext lässt sich schließen, dass sie mit der Formulierung „aber ich war immer bei mir selbst“ eher ihre Einsamkeit und weniger ein selbststachtsames Gefühl, die eigene Mitte gefunden zu haben, meint. Die Yogalehrerinnenausbildung half der Interviewpartnerin wieder Mut zu fassen und sich aus der Isolierung herauszubewegen.

Daneben verdeutlicht sich, dass die interviewten Mütter oft sowohl die Teilzeiterwerbstätigkeit als auch die Möglichkeit zum Homeoffice für die Kinderversorgung und den Haushalt nutzen (Mila, 42; Evgenia, 94; Marla, 4). Hier zeichnen sich Unterschiede zu den männlichen Beziehungspersonen in Teilzeiterwerbstätigkeit ab. Eine Interviewpartnerin beschreibt, dass ihr Partner die Möglichkeit des Homeoffice eher für die Erwerbstätigkeit und weniger für die Vereinbarung von Familie und Beruf gebraucht.

„Ich glaube, weil, er hat auch zu Hause gearbeitet und er dann hat irgendwie da. Also ich war ja zwischen-durch auch draußen und so. Tagsüber und nicht immer da.“ (Marla, 182)

„Das steht schon so dazwischen. Also schon eine so eine Spannung, weil er sich dann auch immer kontrolliert fühlt, wenn ich ihn irgendwas frage. Ich traue mich schon gar nicht mehr, ihn zu fragen. Also wie sein Tag war, weil er tagsüber ja quasi Zeit hat.“ (Marla, 106)

„Wenn (Tochter) ihn dann stresst oder wenn er sagt nee, oder irgendwas hat oder so, dann hat er irgendwie nicht so, also wenn er sich wegen irgendwas beschwert oder so. Dann ist ihm das halt zu viel, also keine Ahnung, dann hat er zu mir gemeckert, mein Schuh ist zu groß, mein Schuh ist zu klein und keine Ahnung, dann war da irgendwie Sand drin oder so und irgendwie dreht er dann halt voll leicht um und gibt sie mir dann wieder.“ (Marla, 36)

„Also. Er. Kriegt das nicht so hin, sich, Also er hat die Zeit, würde ich sagen. Aber genau, aber kriegt es aber nicht so hin, das irgendwie auch umzusetzen. Also, das ist gerade ein bisschen schwierig, weil ich dann immer nicht genau weiß. Hat er jetzt Zeit für die Kinder oder nicht?“ (Marla, 22)

In den Augen der Interviewpartnerin hat ihre Beziehungsperson zwar die Zeit und die Möglichkeit, zuhause zu arbeiten. Zugleich ist anzunehmen, dass die Beziehungsperson diese Zeit jedoch nicht für die Fürsorgearbeit – und anscheinend auch nur bedingt für Erwerbsarbeit – verwendet. Wenn sie die Zeit für Fürsorgearbeit nutzen würde, nähme die Interviewpartnerin wahrscheinlich nicht an, dass „er tagsüber ja quasi Zeit“ habe. Auch die benannte Überforderung der Beziehungsperson mit dem eigenen Kind gibt Hinweise darauf, dass diese die Möglichkeit des Homeoffice nicht für Fürsorgearbeiten nutzt. Ähnlich wie diese Interviewpartnerin benennt auch eine andere die Belastungsgrenzen des Vaters als Grund, den der Vater angebe, weshalb er in Teilzeit arbeite und sich kaum in die Familienarbeit einbringen könne:

Julia: „Wie kommt es, dass ihr so organisiert habt?“

Fiona: „(Vater) arbeitet und sagt, er kann nicht mehr.“ (Fiona, 5f.)

Beides führt zu Druckgefühlen der interviewten Mütter, „dass ich mehr arbeiten müsste, aber ich das aber nicht möchte“ (Marla, 90). Die Arbeitsweise des Vaters ist dabei für die interviewte Mutter nicht nachvollziehbar (Marla, 102). Beide Interviewpartnerinnen beobachten bei ihren (Ex-)Beziehungspersonen Symptome psychischer Erkrankungen, welche die Betroffenen jedoch kaum selbst aufarbeiten. Insbesondere in dieser Konstellation wirken die Dimensionen Geschlecht und psychische Gesundheit ineinander, sodass der Eindruck aufkommt, dass sich (diese) Väter mit Symptomen psychischer Erkrankung eher erlauben, sich aus der Fürsorgeverantwortung herauszuziehen, während (diese) Mütter, die teils auch Symptome psychischer Erkrankungen artikulieren, sich nicht aus der Fürsorgeverantwortung ziehen (können). Selbst unter erschwerten Bedingungen scheint Fürsorge weiblich gelesen zu werden und die möglichen Strategien im Teamsport erheblich zu beeinflussen.

In anderen Konstellationen, in denen auch beide Elternpersonen teilzeiterwerbstätig sind, spielt die sozioökonomische Position eine wichtige Rolle. So erklärt eine studierte Interviewpartnerin, dass sie und ihre Partnerin beide in Teilzeit arbeiten. Die interviewte Mutter, welche hauptsächlich das Familieneinkommen erwirbt, erklärt, dass sie sich inzwischen zunehmend mehr Auszeiten zur Fürsorge und Selbstfürsorge nimmt.

„Das kann ich auch schwer VERGLEICHEN, wie das ANDEREN geht, deswegen. (...) Also es ist schon so, dass. Das ist meines. Aber ich bin schon auch manchmal in Phasen, wo viel los ist, Angespannter. Schon. (...) Aber mittlerweile ist es auch so, dass ich. Wieder mehr AUSZEITEN nehme. Also es ist, wenn ich dann sage. Ja, okay, also wenn. Ich. Meine, nehme ich mir lieber einen Tag noch frei und melde mich dann sozusagen krank. Ähm und statt ich das, das ich dann zwei. Wochen. Also RICHTIG. Krank bin. Das ist so ein bisschen MEINE Konsequenz. Und. (...) Ja. Ich meine, es ist halt schon eine ROLLENAufteilung, so ein bisschen. Also das ist es vielleicht. In der Konsequenz, dass sie vielleicht Mehr. Mehr so die. Die FREIZEITmama ist, die halt unter der Woche halt viel mehr regelt.“ (Juna, 12)

Aus diesem Zitat geht mit dem Wissen um die privilegierte sozioökonomische Positionierung der Familie hervor, dass sich die Eltern tendenziell eher für ein modernisiertes Ernährerinnenmodell entschieden haben, in dem beide Mütter unterschiedlich ausgeprägt teilzeiterwerbstätig sind. Während sich ihre Partnerin hauptsächlich um die Familienarbeit und Fürsorge kümmert, organisiert die Interviewpartnerin überwiegend den Lebensunterhalt. Dies scheint teils von angespannteren Phasen geprägt zu sein, durch die die Interviewpartnerin zunehmend die Wichtigkeit von Selbstfürsorge, sich Auszeiten zu nehmen, um nicht krank zu werden, erkannt hat. Den Aspekt der Sorge für sich selbst und für die Familie verfolgt auch ein anderes finanziell sehr gut gestelltes Paar, welches sowohl Wert auf die finanzielle Situation als auch auf die berufliche Positionierung beider Elternpersonen legt (Ellen, 2ff). Ähnlich argumentiert eine weitere interviewte Mutter, die wie ihr Partner in Vollzeit arbeitet. Beide arbeiten in Gleitzeitverträgen, um die Familien- und Erwerbsarbeit vereinbaren zu können (Evgenia, 2). In Bezug auf die Vollzeiterwerbstätigkeit der Beziehungsperson berichten einige Interviewpartnerinnen von der Entscheidung der Familie für das Ernährer*innenmodell (Ida, 16; Elina, 2; Hanna, 98) oder für die teilmodernisierte Variante, in der die zweite Person einer Teilzeiterwerbstätigkeit nachgeht (Lucia 1/2, 8; Mila, 2). Insbesondere das erste Modell scheint für beide Beziehungspersonen Belastungen mit sich zu bringen, wenn die interviewten Mütter ihre Beziehungspersonen durch lange Arbeitszeiten (Elina, 2) als Gesprächspartner*innen vermissen (Ida, 16).

„Was ich auch ganz gut fand, weil dann hatte ich zuhause meine Ruhe. Gleichzeitig war ich dann halt den ganzen Tag allein und er kam dann halt um 17 Uhr nach Hause und ich bin über ihn HERGEFALLEN und hatte endlich einen Gesprächspartner.“ (Ida, 16)

Es zeigen sich die ambivalenten Gefühle der Interviewpartnerin, die es auf der einen Seite ganz gut fand, zuhause ihre Ruhe zu haben. Auf der anderen Seite verdeutlicht sich auch hier die Vereinsamung und das Bedürfnis nach gemeinsamem Austausch. Einerseits wünschte sich die Interviewpartnerin die Ruhe zuhause, andererseits wirken auch arbeitsbezogene Rahmenbedingungen in die Entscheidung für das Ernährer*innenmodell ein, da ihre Arbeitsbedingungen nur schwierig Stillmöglichkeiten bieten.

„Und dann kam noch hinzu, dass ich auf jeden Fall stillen wollte, was ich auch getan habe. Ein ganzes Jahr, ich hätte sogar noch länger gestillt und in meinem Job hätte ich auch nur schlecht abpumpen können. Und da hätte ich sozusagen, im Gartenprojekt mit 1000 (unv.) sondern so einer Gartenhütte. Da ist das schwierig irgendwie einen Raum zu finden, wo man einmal abpumpen kann oder so. Also es waren irgendwie viele Hürden.“ (Ida, 18)

Das Ernährer*innenmodell scheint nicht nur für manche Interviewpartnerinnen belastend zu wirken, die alleinige Verantwortung für die finanzielle Sicherheit scheint ebenso die alleinverdienenden Beziehungspersonen zu belasten (Hanna, 98) und somit für alle Beteiligten mit erheblichen Herausforderungen verbunden zu sein.

Die Bewegung des Teamsports zeichnet sich nicht nur die gemeinsame Orientierung und Ausrichtung aneinander aus, sondern auch durch die Anpassung an äußere Rahmenbedingungen aus. Als äußere und hier oft eher reproduzierende Rahmenbedingungen stellen sich im Interviewmaterial die Arbeitsbedingungen, soziale Geschlechterordnungen oder auch sozioökonomische Positionierungen der Eltern heraus. Diese konstruieren den Körper der Elternbeziehung ebenso sehr wie die Aushandlungsprozesse der Eltern selbst.

Verantwortungsbewusste Elternschaft

In der Untersuchung der Organisation des Familienlebens zeichnet sich die Differenzierung in Vaterschaft, Elternschaft und Mutterschaft ab. Aus den Perspektiven der interviewten Mütter leiten sich zwei Pole eines Kontinuums verantwortungsbewusster Vaterschaft ab. Am Pol der wenig verantwortungsbewussten Vaterschaft kritisieren die interviewten Mütter die väterliche Überforderung mit den Kindern (Fiona, 26, 77; Marla, 26, 36), Passivität (Fiona, 12; Marla, 32), Unzuverlässigkeit (Fiona, 14; Marla, 22, 34, 114), den Rückzug des Vaters aus der Familie (Fiona, 89ff; Marla, 22, 26, 91) und die mangelnde Empathie, durch die die Väter die Bedürfnisse der Kinder nicht im Blick haben (Fiona, 26). Ursächlich sieht die Interviewpartnerin die psychische Belastung des Vaters.

„Und, ähm. Ich würde sagen, dann so eine Passivität irgendwie oder er ist auch tendenziell einfach. Mit anderen Dingen schon überfordert. Das. (...) Nicht die Möglichkeit ist, das ich das dann einfach SEIN lasse. Ich habe dann das Gefühl, ich müsste eigentlich das Kind erst mal aus dem Fenster schmeißen und dann gucken ob er dran vorbeilaufst. //Oh// und auffängt. Also es ist halt nicht so, dass. Das. Er sagt Ja, okay, du kannst jetzt gehen, ich mach das schon. Sondern immer. Eigentlich SEHR einfordern muss.“ (Fiona, 12)

Julia: „[...] Du hattest eben gerade auch von (Vaters) psychischer Verfassung gesprochen. Was meintest du damit in Bezug auf die Familien- und Erwerbsarbeit?“

Fiona: „(...) Also. (...) Also ich würde auf jeden Fall sagen, dass (Vater) einen Hang zu Depressionen auch hat. Ähm. (...) Ja. Und einfach. Nicht so BELASTBAR ist, also einfach SCHNELL an seinen Grenzen ist und. Ja, so schnell überfordert ist.“ (Fiona, 23f.)

Die wenig verantwortungsbewusste Vaterschaft ihrer Beziehungsperson führt zum einen zur Unsicherheit der interviewten Mutter, ob sich der Vater ihrer Kinder im Zweifelsfalls um sie kümmern würde, und zum anderen bewirkt sein Umgang, dass die Interviewpartnerin die Fürsorge des Vaters in den Aushandlungen „SEHR einfordern muss“. Das zurückgezogene Handeln dieser Vätergruppe erschwert bis verunmöglich den Teamsport der gleichberechtigten Elternschaft, indem diese Väter die gemeinsamen Aushandlungen und Trainingseinheiten verweigern.

Am anderen Ende des Kontinuums steht die verantwortungsbewusste Vaterschaft. Diese zeigt sich in der intrinsischen Motivation der Väter. In dieser möchten die Väter eine aktive Vaterschaft (Ellen, 22) und (mehr) Zeit mit den Kindern verbringen (Elina, 8, 12; Frida, 60), da sie diese genießen (Lucia 1/2, 36), weshalb sie auch ihre Freizeit mit den Kindern verbringen möchten (Ellen, 18).

„Und wenn er dann von der Arbeit wieder da war. Dann hat er. Sie ja irgendwie übernommen und ich. Habe ein bisschen versucht. Zu chillen (lacht). Also oder. Je nachdem, wie fit ich dann so war, sind. Wir auch. Zusammen draußen gewesen oder. Was man halt so. Macht mit so einem Säugling. Ist ja nicht so wahnsinnig viel, genau so.“ (Ellen, 18)

„So, und das ist ja auch so mittlerweile gängig und es war auf jeden Fall auch (Vaters) Idee, eine aktive Vaterschaft irgendwie da zu haben. Und hat sich da glaube ich, so auch. Schon ein bisschen in diese Rolle reinentwickelt. Das ist auch ein Prozess des Vaterwerdens.“ (Ellen, 22)

In diesem Zitat verdeutlichen sich nicht nur die Bereitschaft und das Interesse des Vaters, explizit Verantwortung für das eigene Kind zu übernehmen, sondern auch die konkrete, intrinsische Entscheidung zur aktiven Vaterschaft wie auch ein Verständnis der Entwicklung der Vaterrolle als ein Prozess des Vaterwerdens. Ein Bestandteil der Vaterrolle im Sinne der verantwortungsbewussten Vaterschaft u.a. eigene Erziehungsziele beinhalten, die die Väter mit ihren Kindern verfolgen (Evgenia, 76, 155), und eigene Verantwortungsbereiche wie bestimmte Zeiten oder Tätigkeiten, welche feste Aufgabenbereiche der Väter sind (Evgenia, 6, 8). Diese gewinnen eine besondere Bedeutung nach einer Trennung der Eltern, wenn beide ihre Fürsorgeverantwortung im Wechselmodell fortführen (Lucia 1/2, 49f.; Maren, 2). Dieses führt nicht nur zu einer klaren Trennung der Verantwortungsbereiche (Maren, 2), sondern auch zu einer klaren Adressierung der jeweils verantwortlichen Elternperson durch Außenstehende (Maren, 6).

„Und genau den Donnerstag ist dann immer entspannt, weil da die Kinder, also auch wenn sie krank sind, ist dann die Verantwortung beim Vater. Genau da kann ich dann quasi in Ruhe arbeiten.“ (Maren, 2)

Auffällig ist an diesem Zitat der Einschub der Interviewpartnerin „also auch wenn sie krank sind“ als Differenzierung. Diese Differenzierung gibt Hinweise auf die latente, möglicherweise von der Interviewpartnerin internalisierte Annahme, dass die soziale Erwartung besteht, dass die Krankheit der Kinder eine Ausnahme des Wechselmodells bilde, in der die Mutter die vermeintlich bessere, fürsorglichere Ansprechpartnerin wäre. Der Einschub verdeutlicht gleichermaßen das Bewusstsein der interviewten Mutter um die soziale Norm wie auch ihre Distanzierung von dieser Erwartungshaltung. Die interviewte Mutter und ihre Beziehungsperson schaffen durch diese Distanzierung von sozialen Normen und die

Anerkennung der verantwortungsbewussten Vaterschaft transformative Momente, indem sie eine vermeintliche Ausnahmeregelung für ungültig in ihrer Elternschaft erklären. Sowohl für diese Interviewpartnerin als auch für eine weitere führen die Abgrenzungen durch das Wechselmodell zur Entlastung: „Also ich das, dass ich Zeit für mich habe“ (Lucia 2/2, 2). Aus diesen Gründen liegt die Überlegung nahe, ob Modelle wie das Wechselmodell nicht auch in aktiven Paarbeziehungen entlastende Wirkungen in Bezug auf Elternschaft entfalten können. Nicht nur können das Wechselmodell und die verantwortungsbewusste Vaterschaft erleichternd wirken, sie können auch die Lernprozesse der Väter würdigen (Maren, 18), die derzeit noch wenige andere verantwortungsbewusste Väter als Vorbilder und Orientierungspunkte kennen (Maren, 46).

Zwischen den Polen der wenig und der verantwortungsbewussten Vaterschaft liegt die mäßig verantwortungsbewusste Vaterschaft. Im Kontrast zur verantwortungsbewussten Vaterschaft verstehen die mäßig verantwortungsbewussten Väter die Verantwortungsbereiche eher als Tätigkeitsbereiche, in denen sie kleine Aufgaben mehr oder weniger regelmäßig übernehmen (Fiona, 2; Ida, 18, 22; Marla, 22, 40).

„Nee, also für die Badezimmer sozusagen ist er zuständig. Und genau das ist aber auch so ungefähr alles was, was er überhaupt noch geregelt trägt. Der kommt von der Arbeit nach Hause, kümmern sich dann sofort, bis das Kind ins Bett geht, eigentlich ums Kind, dass ich dann halt Pause habe bzw. halt für Sachen regeln, die es zu regeln gibt, die ich halt mit Kind am Tag so nicht schaffe.“ (Ida, 22)

Der Bereich, den dieser Vater zum Zeitpunkt des Interviews „geregelt trägt“, reduziert sich überwiegend auf das Badezimmer. Wenn sich der Vater um das Kind kümmert, dient dies den Pausen der interviewten Mutter oder dass sie Sachen regeln kann, die sie am Tag mit dem Kind so nicht schafft. Es geht also weniger um eine intrinsische Motivation des Vaters als um äußere Bedingungen. Die eher extrinsische Motivation wird entweder durch das Kind (Ida, 24) oder durch die Interviewpartnerin (Ida, 22; Lucia 1/2, 10) eingefordert. Gegenüber der Fürsorge für ihre Kinder scheinen die mäßig verantwortungsbewussten Väter aus Perspektive der interviewten Mütter die Selbstfürsorge zu bevorzugen, indem sie ihre Freizeit oft eher für sich selbst nutzen (Lucia 1/2, 8; Evgenia, 94).

„Mein Mann. Der arbeitet fast nur im Büro in der Hinsicht. Aber andererseits. Hat er, finde ich MEHR Möglichkeiten, sich auch nach der Arbeit einfach hinzusetzen und noch was für sich in der Hinsicht zu machen als ich, weil. Vielleicht liegt das auch an der Aufteilung.“ (Evgenia, 94)

An dieser Stelle sieht die interviewte Mutter eine Ungleichheit in der Elternbeziehung und überlegt, ob ihr Partner dieses Mehr an Möglichkeiten einfach hat oder dies in dem Prozess der Aufteilung begründet liegt. Auch wenn beide Elternpersonen zu gleichen Teilen erwerbstätig sind, beobachtet die Interviewpartnerin Ungleichheiten in den Möglichkeiten über die Zeit außerhalb der Erwerbstätigkeit zu verfügen.

Während sich Fürsorgeverantwortungen der Väter gut in ihren Abstufungen beobachten lassen, scheint dieser Raum in Bezug auf Mutterschaft sehr viel enger. So beschreiben einige Interviewpartnerinnen, dass die Fürsorgeverantwortung zuvorderst bei ihnen liege. Dies betrifft das Zeit- und Familienmanagement (Hanna, 122ff; Mila, 50), Haushalt und Ernährung (Ida, 81; Fiona, 12, 67; Lucia 1/2, 8) und die Priorisierung dessen über beispielsweise die eigene berufliche Entwicklung (Mila, 8). Dieses Mehr an Fürsorgeverantwortung führt zu einem Gefühl der dauerhaften Zuständigkeit (Fiona, 77; Hanna, 20; Ida, 28).

„Ich habe gemerkt, dass ich unheimlich unter Anspannung stand, weil ich immer die Verantwortung lag, immer bei mir. Also auch wenn ein Kind mal Mittagsschlaf macht, ist man irgendwie ja immer zuständig und

verantwortlich und schaut aufs Babyphone oder hört, macht das irgendwie Piep, braucht es wieder irgendetwas, und dass ich gemerkt habe, ich brauche auch mal einen Moment. Und wenn es nur eine Stunde ist, wo ich weiß ich bin jetzt nicht dran. Ich muss jetzt auch nicht hören. Ich muss jetzt auf nichts reagieren. Und ich kann jetzt mal wirklich irgendwo hingehen. Oder auch wenn ich zuhause bin, machen, was ich möchte.“ (Hanna, 20)

Die sozial legitimierte Zurückhaltung der Väter in ihrer Fürsorgeverantwortung führt zu einem dauerhaften Gefühl der Anspannung aufseiten der Interviewpartnerin, die sich nach einem „Moment. Und wenn es nur eine Stunde ist, wo ich weiß ich bin jetzt nicht dran“ sehnt. Während die Ansprüche an die Gestaltung ihrer Zeit massiv gesunken sind, hat der Vater

„jetzt auch aktiver angefangen [...], Sachen mal zu übernehmen, *wenn es zeitlich reinpasst*, dass er auch mal mit zum Kinderarzt geht, bei den U-Untersuchungen. Oder zu Geburtstagen abholt oder hinfährt. Dass das nicht einfach alles an mir hängen bleibt, weil ja meist diese Einladungen erst mal bei mir auflaufen.“ (Hanna, 40, Hervorheb. JT)

Es gibt also deutliche Unterschiede in der Bewertung der Zeit des Vaters und der Zeit der interviewten Mutter. Während die Interviewpartnerin kaum eine Stunde für sich hat, geht der Vater seinen Fürsorgeverantwortung nach, „*wenn es zeitlich reinpasst*“ – und wenn nicht, dann anscheinend nicht.

Interessanterweise gibt es kaum Überschneidungen zwischen der Gruppe der Interviewpartnerinnen, die eine deutliche Mehrverantwortung bei der Fürsorge verspüren und der Gruppe der Interviewpartnerinnen mit verantwortungsbewussten Vätern als Beziehungs person. Offenbar scheint die Eigeninitiative der zweiten Beziehungspersonen zu einer erheblichen Entlastung der interviewten Mütter zu führen.

Wie abgestimmt und ausgewogen der Team sport der Eltern ist, scheint in heterosexuellen Beziehungen vor allem abhängig vom Verantwortungsbewusstsein der Väter abhängig zu sein. Die interviewten Mütter scheinen, selbst wenn die Elternpersonen ein Wechselmodell ausgehandelt haben, nicht uneingeschränkt darauf zu vertrauen, dass sie sich wirklich auch auf das gleiche Maß der Verantwortung „zurückziehen“ dürfen wie Väter. Transformatives Kernelement gleichberechtigter Elternschaften scheint in jedem Fall die Anerkennung der Fürsorgeverantwortung der weiteren Elternpersonen – meist der Väter – zu sein.

Nichtsdestotrotz oder eher selbstverständlich lassen sich auch Variationen in Bezug auf Mutterschaft beobachten, wenn eine beispielsweise eine interviewte Mutter für sich und ihre Partnerin beschreibt:

„Es ist halt schon eine ROLLEnaufteilung, so ein bisschen. Also das ist es vielleicht. In der Konsequenz, dass sie vielleicht Mehr. Mehr so die. Die FREIZEITmama ist, die halt unter der Woche halt viel mehr regelt. Aber das ist GAR nicht mal so. Es hängt AUCH damit zusammen, dass ich mehr das Geld verdiene. Das ist auch so ein bisschen einfach vom. Vom TYP. Her. Also sie ist einfach auch mehr. Der NETZWERKER, sag ich. Und auch mehr mit acht daran interessiert, mit anderen ELTERN in Kontakt zu gehen und so.“ (Juna, 12)

Die Aufgabenaufteilung ist eng angelehnt an heteronormative Ernährermodelle. Zugleich argumentiert die interviewte Mutter nicht über Geschlecht oder die heteronormative Argumentationslinie, wer „der Mann“ und wer „die Frau“ in der Beziehung sei, sondern erklärt die Aufteilung über das Einkommen und die Persönlichkeitsmerkmal – den Typ – der interviewten Mutter und ihrer Partnerin. Die Interviewpartnerin sieht Geschlecht in diesem Zusammenhang also nicht als konstitutives Merkmal für die Elternbeziehung (Maier 2022).

Wesentlich nuancierter und in ihrer Bezogenheit lassen sich Mutterschaft und Vaterschaft und Mutterschaft und Mutterschaft betrachten, wenn sie unter dem Fokus auf

Elternschaft analysiert werden. In diesem Zusammenhang werden vor allem die Abstimmungsprozesse deutlich. Diese beinhalten neben der langfristigen, prozessorientierten Organisation aufgrund wechselnder Lebensbedingungen (Frida, 6, 12) vor allem alltägliche Strategien. Dazu gehören, dass beide Elternpersonen Beruf und Kinderversorgung zeitlich aufeinander abstimmen (Evgenia, 2), dass durch gemeinsame digitale Kalender Termintransparenz hergestellt wird (Hanna, 40) oder dass sich die Elternpersonen mit Aufgaben abwechseln (Mila, 8; Ellen, 4; Marla, 4). So kann beispielsweise die Regel bestehen, dass die Person, die das Kind an dem Tag hat, auch den Haushalt macht (Mila, 8). Elternschaft ist so mit der grundlegenden Perspektive verbunden, dass sich beide Elternpersonen um das Lernen (Evgenia, 156) und die Erziehung der Kinder kümmern (Lucia 1/2, 8; Elina, 10). Trotz dieser Perspektive bedeutet die Verantwortung beider Elternpersonen nicht zwangsläufig die gleiche Verteilung, sodass im Interviewmaterial die meist weibliche Person mit dem geringeren Einkommen die meiste Fürsorgeverantwortung übernimmt (Juna, 6, 12; Lucia 1/2, 8).

„Aber es LOHNT sich tatsächlich nicht, weil das. Ich sag jetzt mal bisschen mehr Geld, was sie verdient. Gleicht es nicht aus, dass wir dann so ein bisschen in diesen was ja viele haben, die viel arbeiten in so. Einen In so einem Organisationsdruck dann Logistikdruck kommen und wo das dann irgendwie heißt ja holst du dann die Kinder machst du die oder wer macht das und dann müssen wir uns so die Klinke in die Hand geben. Und das wollten wir halt bewusst nicht machen. Deswegen ist schon so, dass sie mehr anteilig mehr mit den Kindern macht. Auch nachmittags, wenn die verabredet sind, Die auch öfter anbringt, oder? (...) Ich aber mit den 75 Prozent immer noch SO bin, dass ich sage okay, ich kann zumindest am Wochenende, weiß ich, da kann ich, wenn ich unter der Woche das gut alles hinbekomme, dann. Bin ich da auch erst mal frei.“ (Juna, 6)

Unklar ist der Schluss, dass die Person mit dem geringeren Einkommen auch mehr Fürsorgearbeit übernimmt, im Fall der Interviewpartnerin, deren Partner unbehandelte Symptome psychischer Erkrankung zeigt. Es ist wahrscheinlich, aber nicht gesichert, dass die Interviewpartnerin sowohl über ein höheres Einkommen verfügt als auch mehr Fürsorgeverantwortung übernimmt (Marla, 26). Insgesamt assoziieren die Interviewpartnerinnen die Organisation des Familienlebens eher mit belastenden Affekten wie Unzufriedenheit (Fiona, 67), Stress (Maren, 2), Erschöpfung (Lucia 2/2, 2), Langeweile (Lucia 1/2, 8), schwieriger Abgrenzung (Marla, 24) oder Anstrengung (Ida, 6). Wenn die Interviewpartnerinnen von Entlastung sprechen, dann ist diese durch klare Strukturen mit der zweiten Elternperson (Maren, 2, 6), Kinderbetreuung (Hanna, 154); reduzierte Erwerbstätigkeit (Evgenia, 6) und Zeit für sich selbst (Lucia 1/2, 12; Lucia 2/2, 2) bedingt.

In Hinblick auf die Elternschaft – in Abgrenzung zur Mutter- oder Vaterschaft – verdeutlichen sich zahlreiche Strategien, wie die Eltern als heteronormative Funktionseinheit ihrer Aufgabe, ihre Kinder zu versorgen, nachkommen. Das gesellschaftlich erwartete Ziel der Eltern erfüllen sie somit. Die heteronormativitätskritischen Absprachen, Denk- und Orientierungsmuster, die jedoch für eine gleichberechtigte Elternbeziehung notwendig wären, sind in vielen Fällen des Interviewmaterials noch ausbaufähig und fallen derzeit oft zulasten der interviewten Mütter aus. Momente der verantwortungsbewussten Vaterschaft, Transparenz und Klarheit im Familienalltag, die Reflexion eigener Denkmuster und das Erlernen von Fähigkeiten – unabhängig von der geschlechtlichen Positionierung – zeichnen sich bereits als beginnende Veränderungen zugunsten gleichberechtigter Elternschaften ab.

Stillen

Als spezifisches Themenfeld der Elternschaft erweist sich das Stillen, wenn es um Gleichberechtigung geht. Eine Vielzahl der interviewten Mütter hat sich für das Stillen entschieden und erklären das mit ihrem persönlichen Wunsch (Ellen, 8; Frida, 88), als automatische Entscheidung, die vorher nicht besprochen wurde (Marla, 150), mit der Geburt, da die gebärende Mutter meist auch die stillende sei (Mila, 40), der Interpretation des Stillens als Privileg (Elina, 174) oder biologisch mithilfe der Stillhormone (Ellen, 18). Noch deutlicher werden jedoch die Erklärungen für das Stillen, weil Abpumpen nicht gewünscht wird (Marla, 150; Mila, 117, 120; Elina, 8) und aufgrund der Nähe zum Kind (Mila, 40; Elina, 8).

„Und insofern war das eben eine Kombination aus. Ähm. Am liebsten würde ich sie für eine, hätte ich sie. Immer noch bei mir und ich hätte auch das Gefühl ich ich kenne sie ja jetzt auch einfach in und auswendig. Ich hatte da, man hat dann einfach auch einen Vorsprung, also einfach alleine auch die, das Kind wird geboren und es wird der Mutter auf die Brust gelegt. Und sozusagen diese ganze erste Kontaktaufnahme und diese erste Zeit, die ja irgendwie so, so ganz besonders ist, die, die hat man eben dann als Gebärende in erster Linie mit dem Säugling, das heißt, man hat einfach einen Vorsprung der anderen Person gegenüber und den muss die auch erst mal aufholen. Und meine Tochter muss den auch erst mal und da musst du den erstmal aufholen mit meiner Frau. Und deswegen genau musste ich da schon auch kognitiv gegensteuern.“ (Mila, 44)

Durch das Stillen erleben einige der interviewten Mütter eine wesentlich engere Beziehung zu ihrem Kind (Marla, 148; Frida, 14; Mila, 44; Juna, 74ff). Diese enge Bindung beschreibt eine Interviewpartnerin nicht nur als körperlichen Bindungsvorsprung, sondern verweist auch darauf, dass sie „schon auch kognitiv gegensteuern“ musste, damit ihre Partnerin ebenso eine Bindung zum gemeinsamen Kind aufbauen kann. Auffällig ist an dieser Aussage die Wirkmacht, die die Interviewpartnerin der Körperlichkeit zuschreibt, der sie mit der anscheinend gleichstarken Wirkmacht der Kognition begegnen musste. Eine weitere Interviewpartnerin teilt die Einschätzung über die besondere Bindung durch das Stillen und vermutet, dass diese enge Bindung nicht durch andere Beziehungen ersetzt werden könne, sondern nur ergänzt (Juna, 76). Mit dem Gebären und dem Stillen gehe somit ein Beziehungsvorsprung einher, der von anderen Personen erstmal aufgeholt werden müsse (Mila, 44; Juna, 76).

„Aber das, dass wir eine gleiche Bindung haben und dass das Kind jetzt nicht irgendwie nur an Mama klebt, weil Mama halt auch die stillende Person ist. Und genau. Das war uns von Anfang an BEIDEN wichtig, irgendwie. Mir aber halt auch, dass die, dass das Kind ein super Verhältnis zum Papa hat. Und genau. Das ist auch immer noch so geblieben. Wie gesagt, es ist ja auch einfach so, dass das sie wie gesagt das totale Papa-kind ist tatsächlich. Dementsprechend. Und dass wir halt auch von Anfang an, also ich habe halt auch oft abgepumpt, dass er sie halt auch füttern kann mit der Flasche, dann halt. Wickeln und Pflege sowieso. Haben wir immer gleich. Also wenn er da war, dann halt gleich übernommen. Bzw. wenn er da war, hat er es dann einfach immer gemacht, weil er war halt wesentlich seltener da.“ (Ida, 28)

Die Vermutung, dass die stillende Person schnell zur wichtigsten Bezugsperson für das Kind werden kann, hatten auch diese interviewte Mutter und ihre Beziehungsperson und entschieden sich deshalb schnell für das Abpumpen als Option, wie ihre Beziehungsperson auch das gemeinsame Kind ernähren kann. Die hohe Bedeutung, die die Eltern der Vater-Kind-Bindung beimessen und die Stillersatzmomente scheinen erheblich zur dem „super Verhältnis“, das das Kind zum Papa hat, beizutragen. Immer wieder verdeutlicht sich ein starker Fokus auf die Bedürfnisse des Kindes, das beinahe als Agent*in verstanden werden kann, wenn Entscheidungen mit der Eigenaktivität des Kindes begründet werden. So habe sich das Kind selbst abgestillt (Ellen, 18) oder das Kind wolle die Mutter (Ellen, 18).

„Es gibt aber so einen Zeitpunkt und der ist natürlich bei jedem Kind so ein bisschen anders. Aber ich würde sagen, das fängt so an mit sechs Monaten, wo die anfangen, sich zu emanzipieren, also die Kinder, wo die erst mal nicht mehr so viel gestillt werden, da kommt dann irgendwie Brei dazu und so. Und die fangen an, ein bisschen die Welt zu entdecken, die fangen an zu krabbeln, die werden mobiler und die wollen auch nicht mehr nur auf einem mehr rumliegen. So. Und ich glaube, das ist so der Zeitpunkt, wo ich finde, man als Gebärende, um da auch dann ein bisschen loslassen kann.“ (Mila, 40)

Zugleich gebe die Phase, in der sich Kinder anfangen „sich zu emanzipieren“, den Müttern die Chance selbst mehr loszulassen. Daneben interpretiert eine interviewte Mutter ihre Wichtigkeit durch die Zuständigkeit für die Ernährung (Frida, 12). Da sich Stillen und Fürsorge in soziale Arrangements einbetten lassen, spielt auch die Positionierung der Beziehungspersonen eine Rolle. So wird insbesondere in cis-heterosexuellen Beziehung die ausbleibende Stillfähigkeit der Väter bedeutsam in den Aushandlungen um Fürsorge. Ein Aspekt bildet hier teilweise der Stillneid der Väter (Elina, 174; Ida, 77). Mit diesem Gefühl gehen die Väter unterschiedlich um. Manche bleiben schlicht bei der Beobachtung, dass sie nicht stillen können (Elina, 174), andere setzen sich für viel Hautkontakt mit dem Kind als Stillersatzmoment ein (Ida, 79), sehen sich für andere Fürsorgetätigkeiten verantwortlich oder wünschen sich, ihr Kind anderweitig füttern zu können (Ida, 28; Ellen, 38). Wieder andere Väter, die sich wenig verantwortungsbewusst zeigen, nutzen das Stillen der Mutter als Argument selbst auch andere Tätigkeiten nicht zu übernehmen (Fiona, 16ff).

„Ich würde auch sagen, so, das mit dem STILLEN ist auf jeden Fall etwas gewesen, was irgendwie immer auch als Argument galt. Irgendwie so, ja, ich [die Beziehungsperson] kann dies oder jenes nicht machen, weil du STILLST ja auch. Also es auch jetzt bei (jüngere Tochter) auf jeden Fall immer noch. So offen. So ausschlaggebend irgendwie.“ (Fiona, 16)

Insgesamt verdeutlichen die interviewten Mütter, dass sie das Stillen in enger Verknüpfung mit Gleichberechtigung sehen. So erschwere das Stillen massiv den Bruch mit traditionellen Geschlechterrollen (Evgenia, 105ff). Interessanterweise äußert eine Interviewpartnerin, dass sie

„Glaube, dass Frauen, die nicht stillen, viel unabhängiger sind. Was, was auf jeden Fall ein großer Vorteil ist. So und gleichzeitig ist es aber auch eine (...) emotional eine so krasse Komponente sein, sein Kind selbst zu ernähren.“ (Ida, 75)

In diesem Zitat wird der Zwiespalt deutlich, in dem sich manche stillende Interviewpartnerinnen bewegen. Auf der einen Seite hebt die Interviewpartnerin die Abhängigkeit hervor, in der sich die Stillenden befinden. Es liegt die Überlegung nahe, ob nicht eigentlich vielmehr die Kinder von der Ernährung abhängig sind, als die Stillenden davon, Kinder zu ernähren. Gleichzeitig zeigt sich deutlich die internalisierte Verantwortungszuschreibung der Interviewpartnerin, in der sie die Abhängigkeit des Kindes als eine Abhängigkeit der Mutter erlebt und in der sie die Verantwortungen der Beziehungsperson nicht thematisiert, sondern ausschließlich die zum Kind. Diesem Zwiespalt begegnen andere Interviewpartnerinnen, indem sie sich bewusst machen, dass sie „hier gerade echt ganz schön viel auf[geben], so von meiner Freiheit und dem, was ich machen will“ (Frida, 26) oder indem sie Stillen als „eine Sorgearbeit [deklarieren], die. Dann eben eine stillende Person mehr macht als andere und dafür kann eine andere Person wann Anders mehr machen. Genau da ist. Mir das wichtig“ (Ellen, 38).

Das Stillen scheint ein Bereich zu sein, in der Teamsport weniger in der Elternbeziehung vonstattengeht, sondern in der Beziehung zum Kind, welche in der sozialen Welt der Elternbeziehung eher ein äußerer, wenn auch konstituierender Faktor darstellt. Zugleich erweist

sich das Stillen als ein grundlegender Bezugspunkt, der in einer gleichberechtigten Elternschaft thematisiert werden muss, da das Stillen in den Augen der Interviewpartnerinnen ungleiche Bindungen zum Kind begünstigt und die Interviewpartnerinnen gleichstarke Bindungen als Bestandteil gleichberechtigter Elternschaft verstehen³⁸. Transformationen zeigen sich in den Elternbeziehungen der Interviewpartnerinnen, indem die Eltern Stillersatzmomente schaffen, sich gezielt für die Bindung des Kindes zu allen Elternpersonen einsetzen und weitere Elternpersonen andere Fürsorgetätigkeiten als Stillen ausüben.

Historizität der Elternbeziehung

Erwerbsarbeit

Die dargelegten gegenwärtigen Lebensbedingungen zeigen die momentanen Eindrücke, die die Elternbeziehungen zu den Zeitpunkten der Interviews prägen. Diesen Eindrücken geht nach Sara Ahmed eine Historizität voraus, welche mithilfe der Begründungen der Interviewpartnerinnen herausgearbeitet werden kann. So zeigen sich in Bezug auf die Organisation des Erwerbslebens unterschiedliche und sich wandelnde Priorisierungen von Fürsorge und Berufstätigkeit in der Elternbeziehung. Bei einer bedürfnisorientierten Aufteilung benennt die interviewte Mutter den Wunsch nach einer möglichst langen Zeit mit dem Kind (Elina, 8). Eine andere interviewte Mutter äußert sich überrascht über die unkomplizierte Umsetzung in Kooperation mit der Arbeitsstelle ihrer Partnerin, die kurzfristig eine bedürfnisorientierte Aufteilung ermöglicht (Mila, 42). Der bedürfnisorientierten Aufteilung ähnelt die prozessorientierte Aufteilung, die allerdings stärker von äußeren Bedingungen beeinflusst ist.

„Ist uns beiden klar, ich habe viel mehr Bock zu arbeiten. Ich arbeite ja wirklich richtig gerne. Dass das, sobald ich meinen Abschluss habe, ich einfach auch mehr arbeiten werde, auch mehr als sie und sie eben dann da auf ihre was weiß ich 25 Stunden oder was sie sich vorstellt, reduzieren kann. Und dann gucken wir mal (lacht) Wie es ihr dann damit geht und mir.“ (Mila, 52)

So ist die prozessorientierte Aufteilung beispielsweise von dem zu erwerbenden Studienabschluss der Interviewpartnerin (Mila, 52), dem Kinderfremdbetreuungsplatz (Frida, 2) oder den wechselhaften Arbeitszeiten der Elternpersonen (Frida, 2) bedingt. Wenn beide Elternpersonen in Gleitzeitverträgen Vollzeiterwerbstätigkeiten nachgehen, begründet die Interviewpartnerin dies mit dem Einkommen (Evgenia, 4) und der notwendigen Flexibilität für die Vereinbarung von Familie und Beruf (Evgenia, 8). Wenn beide Elternpersonen teilzeiterwerbstätig sind, erklären die Interviewpartnerinnen dies über die Vorlieben, dass ungerne in Vollzeit gearbeitet werde (Marla, 6; Juna, 6), und über Ressourcen. Diese können das Einkommen betreffen (Juna, 6; Ellen, 2), die Zeit für sich (Marla, 10) oder für die Kinder (Juna, 6), aber auch eigene Kraftreserven (Marla, 10).

„Das war nach der Ausbildung und da habe ich ja das Studium gemacht und irgendwie habe ich da so gemerkt, irgendwie ist das voll schön, die Zeit selbst zu gestalten und gedacht (unv.). Dann bin ich nach Hause gekommen und hatte dann irgendwie gar keine Kraft mehr, irgendwas zu machen und dass ich das auf jeden Fall nicht will.“ (Marla, 10)

38 Vertiefend zum Verständnis von Gleichberechtigung aus Perspektive der Interviewpartnerinnen s. Kapitel 5.2.2.

In diesem Zitat verdeutlicht sich einer der wenigen Momente im Interviewmaterial, in der eine Interviewpartnerin relativ gelassen den Wert ihrer Selbstfürsorge und die Freude darüber, ihre Zeit selbst zu gestalten, artikuliert.

Als Begründungen für verschiedene Varianten des Ernährer*innenmodells führen die entsprechenden Interviewpartnerinnen die Gewährleistung der Kinderversorgung (Ida, 81; Lucia 1/2, 8), familienunfreundliche Arbeitszeiten des vorherigen Berufs der Mutter (Mila, 4) und das höheren Einkommen der arbeitenden Elternperson (Ida, 81; Mila, 4) an.

An den Sprecherinnen zeigt sich, dass manche Interviewpartnerinnen die Organisation immer wieder anpassen und abwägen, wie sie und ihre Beziehungspersonen ihre Prioritäten jeweils in dem Moment setzen. Dabei orientieren sie sich an verschiedenen Faktoren wie Einkommen, Flexibilität und Bedürfnisse und lassen diese in die Planung der Spielstrategien einfließen, um so weit wie möglich die gewünschten Vorstellungen einer gleichberechtigten Elternschaft umzusetzen. Es zeigt sich, dass Elternschaft abhängig von der Perspektive grundsätzlich in Transformation begriffen ist, wenn sie an innere und äußere Bedingungen und Bedürfnisse angepasst wird. In dieser Perspektive liegt eine besondere Stärke, da sie Veränderungsmöglichkeiten zentriert, Flexibilität und Offenheit für verschiedene Versuche und Phasen bietet.

Familienarbeit

Im Unterschied zum Erwerbsleben begründen die Interviewpartnerinnen die Organisation des Familienlebens nicht ausschließlich über die unterschiedlichen Priorisierungen von Fürsorge und Beruf. Zwar führen manche Interviewpartnerinnen in Bezug auf den Beruf die Familienarbeit erleichternde Flexibilität (Mila, 42) oder die beruflich bereits erfolgte soziale Sättigung, welche die Muße für die Familienarbeit erschwert (Juna, 12), an. Auch benennen einige der interviewten Mütter hinsichtlich der Fürsorge die Nähebedürfnisse zwischen Elternpersonen und Kindern (Maren, 4; Evgenia, 94; Juna, 12). Darüber hinaus thematisieren sie aber auch andere Faktoren wie Eigenschaften der Beziehungspersonen, wie eine geringe Stresstoleranz (Marla, 30ff), gute Fähigkeiten als Netzwerkerin (Juna, 12) oder die eigene Migration, nach der die Fürsorgearbeit ein Ankerpunkt in einem Land darstellte, in dem die Interviewpartnerin nicht aufgewachsen war (Lucia 1/2, 12).

„Ich fand das gut. Ich fand das gut, weil ich brauchte auch. Ich kann nur auf meine Seite sprechen. Ich brauchte auch diese Zeit, wo ich mich nicht um die Kinder kümmern. Weil das war so viel, weil ich ich denke, also auch Hausarbeit, Kinder, auf einen, dich auf ein Mann konzentrieren und dann du hast deine eigenen Wünsche, deine eigene Vorstellung, was du machen möchtest. Und dann ich verstehe. Weil ich. Aber ich verstehe das. Ich kann das anders nicht machen. Und ich bin. In ein Land, wo ich. Also nicht gewachsen bin. Also, ich komme aus. Aus Peru und dann. Nach zwölf Jahre. Das ist noch schwierig, hier weiterzumachen. Wenn Sprache oder kulturell gibt es manchmal. Ein paar Dinge, wo ich merke okay, wieder zurück. Aber das ist ja mir wichtig. Und durch Arbeit, durch Sozialkontakt. Dass ich brauche das. Ich kann nicht in vier Wände mein Leben verpassen. Und deswegen. Ich liebe meine Kinder. Aber ich brauchte auch. Raus. Und am Anfang, Ich hatte keinen Kontakt mit Leute. Ich habe mich nicht getraut, mich mit Leuten zu treffen, Deutsch zu sprechen. Und dann irgendwann, also das war eine Herausforderung. Offen zu sein.“ (Lucia 1/2, 12)

Dieses Zitat komprimiert vielfältige Aspekte, wie diese und andere Interviewpartnerinnen sich selbst in ihrer Elternbeziehung sehen und mit welchen Ambivalenzen dies teilweise für sie verbunden ist. So wünscht sich die interviewte Mutter Zeit, in der sie sich nicht um ihre Kinder kümmern muss. Gleichzeitig findet sie es wichtig, zu betonen, dass sie ihre Kinder liebe. Ihre eigenen Bedürfnisse tun dieser Liebe keinen Abbruch. Dennoch erscheint es ihr

notwendig, dies extra herauszustellen. Auch sieht sie Hausarbeit, Kinderversorgung und „dich auf einen Mann [zu] konzentrieren“ neben ihren eigenen Bedürfnissen stehen, die sie lange Zeit hintenangestellt habe, bis sie merkt, dass sie ihr Leben nicht in vier Wänden verpassen möchte. Die anfängliche Sicherheit der Kleinfamilie nach der Migration wird der Interviewpartnerin zu eng und macht Aushandlungen mit ihrer Beziehungsperson notwendig, wie sie sich als Eltern verstehen wollen.

Daneben führen manche Interviewpartnerinnen auch naturalisierende Argumentationen an, nach denen Väter ja nicht stillen können (Marla, 148), eine körperliche Abhängigkeit des Kindes von der Mutter bestehe (Ida, 22, 63), ein größeres mütterliches Verantwortungsgefühl durch den Beschützerinstinkt existiere (Hanna, 21f.) oder Mütter „irgendwie so darauf gepolt [seien], das alles mitzukriegen“ (Hanna, 198).

Die angeführten Erklärungsmuster der interviewten Mütter zeichnen sich besonders durch die Veränderungspotentiale der einzelnen Faktoren aus. So können berufliche Bedingungen angepasst werden und auch die Bedürfnisse aller Familienmitglieder stehen immer wieder im Wandel. Auch wenn die Interviewpartnerinnen überwiegend die Beweglichkeit der Elternbeziehung im Blick haben, wenden sie manchmal auch naturalisierende Argumentationen oder beziehen sich auch auf vermeintliche Eigenschaften von Müttern und Vätern. Die Historizität der Elternbeziehungen aus den Perspektiven der interviewten Mütter zeichnet sich besonders durch ihre Flexibilität aus. Um im Bild des Teamsports der gleichberechtigten Elternschaft zu bleiben, scheinen sich die Interviewpartnerinnen auf eine Vielzahl von Trainings und Strategien einlassen zu können, sofern sie grundsätzliche Anliegen der interviewten Mütter zumindest im Ansatz erfüllen.

Konturen der Elternbeziehung

Da die Interviewpartnerinnen die Organisation des Familienlebens überwiegend als legitim, wenn auch teils belastend erleben (Motakef/Bringmann/Wimbauer 2018), führen die Eindrücke eher zu Konturen, die stärker mit Veränderung der Erwerbstätigkeiten der Elternpersonen assoziiert werden können. Die Wünsche in der Elternbeziehung gelten so oftmals der gleicherchen Verteilung der Erwerbstätigkeiten zwischen den Elternpersonen (Ida, 18). Im Gegensatz dazu artikulieren die Interviewpartnerinnen grundlegende Veränderungswünsche in Bezug auf die Fürsorgeverantwortung der Beziehungsperson eher zaghaft und wenig grundsätzlich. So werden die Wünsche der mehr verdienenden Mutter nach weniger Arbeit thematisiert (Mila, 42; Juna, 8, 10), damit mehr Zeit für anderes gegeben sei (Juna, 10). Andere Mütter möchten gerne mehr erwerbsarbeiten (Lucia 1/2, 8, 12; Ida, 18) oder haben den Eindruck, dass sie mehr erwerbsarbeiten sollen:

„[Wenn ich] Keinen [Job] möchte? //hmm (bejahend)// Das würde meinen Mann, glaube ich, stören. (lacht) Wenn ich jetzt sagen würde, nö, ich bleibe jetzt für immer hier. Nee, das ist irgendwie nicht so Thema. Das wäre irgendwie unvorstellbar, dass das wäre ja auch irgendwie total langweilig. Also, da wüsste ich nicht, was ich stattdessen machen soll. Weil jetzt habe ich mega viel zu tun mit den Kindern, weil die noch klein sind. Aber die werden ja älter, und beschäftigen sich dann auch viel besser, werden selbstständiger. Und (.) dann braucht man ja irgendwie auch Beschäftigung. Sonst wäre das irgendwie so ein Loch, das wäre ja nicht schön.“ (Hanna, 94)

Julia: „Ich habe so manchmal das Gefühl, dass Mütter das also inzwischen häufiger das Gefühl bekommen, dass ist sie zu stören hat, wenn sie zu Hause sind.“

Hanna: „Ja, wahrscheinlich ist das auch dieser Eindruck, der einem so ein bisschen aufgedrückt wird. Dass es irgendwie was schlechtes ist, dass ich habe das Gefühl als Mutter ist man eher angesehen, wenn man das alles gleichzeitig irgendwie gut hinkriegt. Also mindestens Halbtagsjob. Eigentlich lieber mehr. Aber meistens hat man ja trotzdem noch diese ganzen Haushaltsaufgaben. Und alles, was die Kinder betrifft. Da so ein Gleichgewicht zu finden, ist, glaube ich, wenn beide arbeiten gehen. Und wenn beide Vollzeit arbeiten gehen. Das ist, glaube ich, echt schwer. Der Rest, der halt noch anfällt, das dann wirklich fair aufzuteilen. Ich glaube, da da scheitern dann auch viele dran. Weil die Frau so automatisch Sachen übernimmt, ein bisschen auch an sich reißt, und der Mann gerne machen lässt.“ (Hanna, 187f.)

An diesen Zitaten werden zweierlei Aspekte deutlich, mit denen diese Interviewpartnerin in ihrem Fühlen konfrontiert ist und wie diese ihre Möglichkeitsräume beeinflussen. Zum einen zeigt sich, dass sie Arbeit als Beschäftigung sieht. Dies bezieht sie sowohl auf Erwerbsarbeit als auch auf Fürsorgearbeit. Wenn ihre Kinder älter werden, wäre das für sie ohne Arbeit wie ein Loch. Wenn sie (dann) nicht erwerbsarbeite, wäre das für sie und auch für ihre Beziehungs person unvorstellbar. Auf der anderen Seite benennt sie auf Rückfrage auch, dass sie den Eindruck habe, dass der Eindruck aufgedrückt werde, dass es etwas Schlechtes sei, wenn Mütter zuhause seien und nicht erwerbstätig seien. Sie hebt hervor, dass Mütter mehr Ansehen erfahren, wenn sie mindestens einen Halbtagsjob ausführen und die „ganzen Haushaltsaufgaben“ – nicht nur einen Teil, sondern die ganzen. Selbiges betrifft die Fürsorge für die Kinder. Dabei sei es schwierig ein Gleichgewicht zu finden. Hierbei ist unklar, ob sie sich auf die Elternbeziehung oder Mütter bezieht. Dennoch bleibt die Entwertung der Fürsorge, indem sie diese Arbeit als „Rest“ bezeichnet. Fürsorge schreibt die Interviewpartnerin so einen im Vergleich zu Erwerbsarbeit geringeren Stellenwert zu. Auch zeichnen sich an ihrer Aussage Geschlechtervorstellungen ab, nach denen Frauen Sachen automatisch übernehmen und Sachen an sich reißen, während Männer gerne machen lassen. Hier wird eine Unterscheidung zwischen aktiven Frauen und passiven Männern konstruiert, die ein Bild der geschlechterstereotypen Aufgabenteilung durch geschlechtlich begründete Alltagspraktiken stabilisiert.

Teamsport als Eltern – Gleichberechtigung und der Körper der Elternbeziehungen

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Eindrücke, die aus Perspektive der interviewten Mütter auf die Elternbeziehungen einwirken und den Körper der Eltern formen, in erster Linie im Kontext der Erwerbstätigkeit, der verantwortungsbewussten Elternschaft sowie in der Familienarbeit und im Besonderen im Stillen liegen. In diesem Zusammenhang zeigen sich je nach Ungleichheitslinie und Intersektionen unterschiedliche Wirkungen. In Hinblick auf Geschlecht zeichnen sich trotz gleichberechtigter Ambitionen vergeschlechtlichte Fürsorge- und Verantwortungsarrangements ab, die selbst an der Intersektion zur psychischen Gesundheit wirksam werden. Am ehesten bieten im Interviewmaterial relativ privilegierte sozioökonomische Positionen den Raum, Elternbeziehungen einigermaßen gleichberechtigt auszuhandeln. In Hinblick auf verantwortungsbewusste Elternschaft zeichnet sich ein Kontinuum verantwortungsbewusster Vaterschaft ab. Trotz ihrer Heterogenität lässt sich Mutterschaft im Interviewmaterial weniger differenziert in dem ausgeprägten Gefühl der kontinuierlichen Fürsorgeverantwortung darstellen. So äußern die Interviewpartnerinnen nahezu ausschließlich, dass die Fürsorgeverantwortung zuvorderst bei ihnen liege und zu einem Gefühl der dauerhaften Zuständigkeit führe. Eine wichtige Rolle spielt für die interviewten Mütter das Stillen ihrer Kinder, welches sich zugleich als ein wichtiger Faktor in Bezug auf Gleichberechtigung erweist.

Diesen Eindrücken geht eine Historizität voraus, die sich durch unterschiedliche, sich wandelnde Priorisierungen von Fürsorge und Berufstätigkeit in der Elternbeziehung kennzeichnet. Diese Wechselverhältnisse werden unterschiedlich ausgehandelt und begründet. Daraus haben sich Konturen der Elternbeziehung entwickelt, nach denen die Interviewpartnerinnen die Familienorganisation in der Elternbeziehung als überwiegend legitim – wenn auch teils belastend – interpretieren. Ihre Veränderungswünsche richten die Interviewpartnerinnen eher auf ihre Erwerbstätigkeit. Veränderungswünsche in Bezug auf die Fürsorgearbeit in der Elternbeziehung formulieren die Interviewpartnerinnen eher zaghaft.

Ähnlich wie auch im Kontext der Lebensbedingungen lassen sich die Darstellungen der Interviewpartnerinnen zu Bewegungen verdichten. So kann der Körper der Elternbeziehung durch die Bewegung des Teamsports beschrieben werden. Während des Teamsports beabsichtigen die Sportler*innen, sich möglichst gut aufeinander abzustimmen um äußeren Bedingungen wie anderen Teams erfolgreich begegnen zu können. Spielstrategien werden in Trainingseinheiten erarbeitet und im Moment des Wettkampfes innerhalb des erarbeiteten Rahmens kontinuierlich angepasst. So erweist sich die hauptsächlich den Interviewpartnerinnen zugeschriebene Fürsorgeverantwortung als eine äußere Bedingung, die die Interviewpartnerinnen im Kontext der Elternbeziehung, wenn es um die Handlungsverpflichtung der Kinderversorgung geht, kaum infrage stellen. Innerhalb dieser zugeschriebenen und internalisierten Mehrverantwortung verdeutlichen sich gewissen Spielräume, die die Interviewpartnerinnen und die weiteren Elternpersonen zunehmend ausweiten. Doch zeigt sich weiterhin, dass sexistische Strukturen bewirken, dass bestimmte Verantwortungs- und Tätigkeitsbereiche bestimmten Geschlechtern zugeordnet werden.

5.2.2 Paarbeziehung als gemeinsamer Tanz – Die soziale Welt der Paarbeziehung

Die soziale Welt der Paarbeziehung grenzt sich analytisch insofern von der sozialen Welt der Elternbeziehung ab, als dass die soziale Welt der Elternbeziehung die Versorgung des Kindes und die Organisation der Fürsorge- und Erwerbsarbeit ins Zentrum stellt. Im Kontrast dazu fokussiert die soziale Welt der Paarbeziehung die Beziehungspersonen und Dynamiken in Bezug auf Gleichberechtigung. Dabei wird sich weniger auf einer Ebene konkreter Tätigkeiten und Handlungen bewegt, sondern vielmehr auf einer Metaebene, die Haltungen und Einflussfaktoren in der Beziehung als Paar thematisiert. Die Dynamiken der Paarbeziehung können als gemeinsamer Tanz verstanden werden, der sich durch kontinuierliche Aushandlungsprozesse im Tanz bzw. in der Beziehung auszeichnet. Zugleich strukturieren auch Einwirkungen hegemonialer Kräfte den gemeinsamen Tanz und reproduzieren und transformieren Tanzfiguren. Dabei streben die Interviewpartnerinnen gleichberechtigte Paarbeziehungen an, in denen sie und ihre Beziehungspersonen eine gemeinsame Sprache finden, ihre Erfahrungen teilen und heteronormative Dynamiken transformieren können.

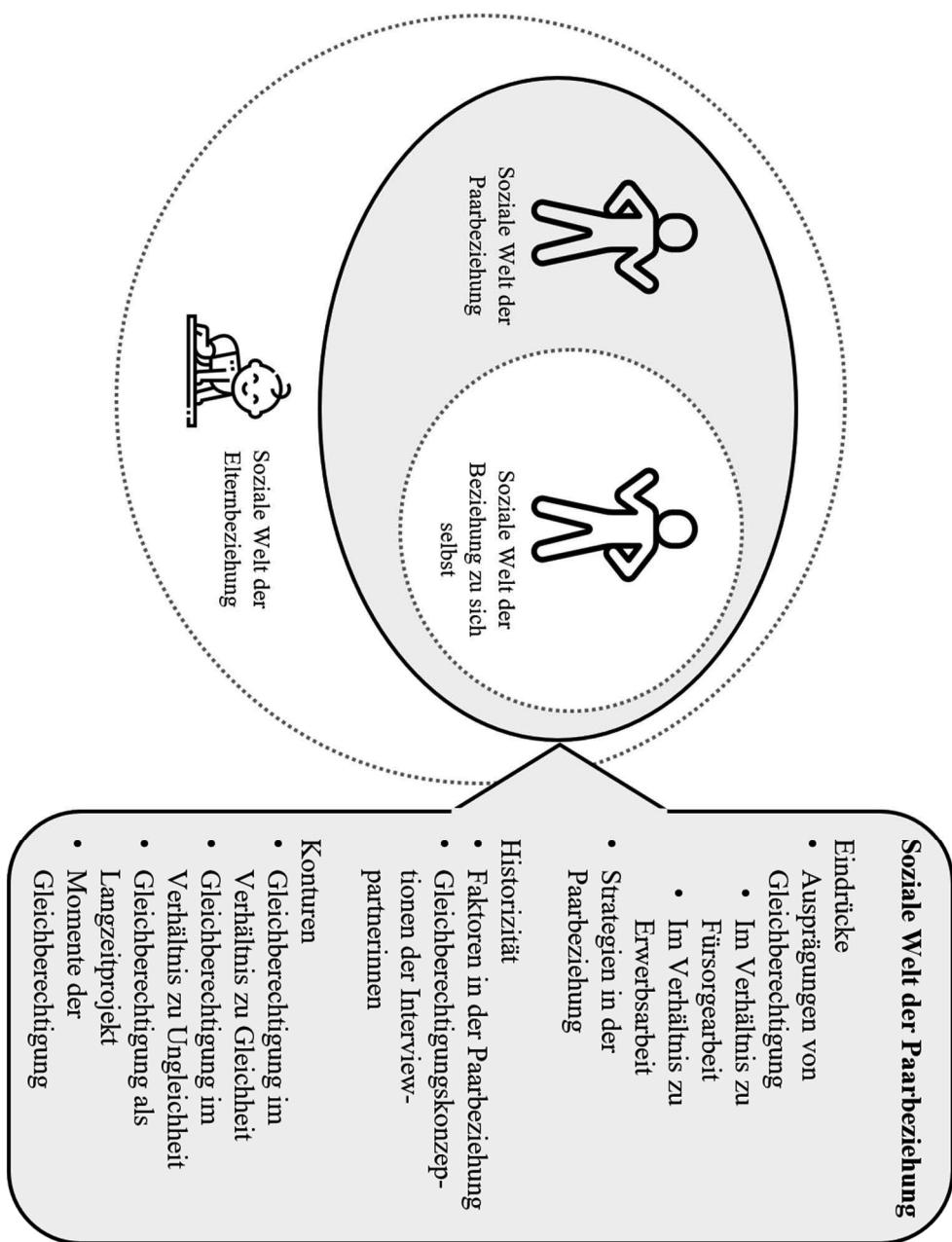


Abb. 10: Soziale Welt der Paarbeziehung (Quelle: Eigene Darstellung)

Eindrücke in die Paarbeziehung

Die Eindrücke, welche in der Paarbeziehung ihre Wirkungen entfalten, lassen sich in die Ausprägungen von Gleichberechtigung im Alltag und Strategien in der Paarbeziehung unterteilen. Bevor die Strategien vertieft werden, werden zunächst die Ausprägungen von Gleichberechtigung und damit verbundene Affekte beschrieben.

Ausprägungen von Gleichberechtigung

Bemerkenswert am Datenmaterial ist, dass alle Interviewpartnerinnen ein Interesse an gleichberechtigter Elternschaft äußern, während alle Interviewpartnerinnen ungleiche (Macht-)Verhältnisse in ihren Beziehungen erleben. Diese problematisieren die Interviewpartnerinnen unterschiedlich stark und binden sie unterschiedlich argumentativ ein; dennoch sind sie Gegenstand in jedem Interview. (Un-)Gleichberechtigung bemerken die Interviewpartnerinnen vor allem in der eingeschränkten Gleichberechtigung im Alltag als auch in der emotionalen Arbeit. Gleichzeitig beobachten manche Interviewpartnerinnen Veränderungen im Verlauf der Zeit.

Die (Un-)Gleichberechtigung im Alltag spannt sich u.a. in der ungleichen Arbeitsteilung auf. Zu dieser werden ambivalente Verhältnisse der interviewten Mütter deutlich. Auf der einen Seite

„würde [das Paar] es halt viel lieber gleichberechtigter machen, aber es ist dann halt auch einfacher und schneller, wenn man es dann doch nicht macht. Und ja, hinterher heißt man sich in den Arsch, dass man es nicht gemacht hat.“ (Ida, 22)

Dabei ertappt sich die Interviewpartnerin, dass sie sich sowohl für weiblich konnotierte Fürsorgearbeit (Ida, 28) als auch für männlich konnotierte Handwerksarbeit verantwortlich fühlt (Ida, 93) und beides wenig in der Paarbeziehung problematisiert, da ihr „von Anfang an auch bewusst“ (Ida, 28) gewesen sei, dass es vergeschlechtlichte Arbeitsbereiche der Familien- und Erwerbsarbeit geben werde. Eine ähnliche, schweigende Dynamik beobachtet eine andere Interviewpartnerin, die eher die Verantwortung für die Erwerbsarbeit übernimmt, während ihre Partnerin die Fürsorgearbeit umsetzt.

„Die hat Also WENN ich es angesprochen habe, dann haben wir auch darüber gesprochen, dann hat sie nicht gesagt Ach so, und dann. Da muss ich erst mal darüber schlafen. Das war also. Da. Genau. Also die Sachen haben wir angesprochen oder BESprochen. Wenn ICH sie angesprochen habe, schon. Aber es ist halt eher so, dass sie Dinge NICHT angesprochen hat. So würde ich sagen. Ich WEISS jetzt aber gar nicht. Ich kann dir gar nicht sagen, genau, ob das jetzt war, weil sie die. Weil SIE die Sachen [die ungleiche Arbeitsaufteilung] nicht so GESTÖRT haben oder weil sie die nicht so WAHRgenommen hat oder weil sie einfach das BE-DÜRFNIS nicht hatte, so darüber zu sprechen oder vielleicht auch nicht die NOTWENDIGKEIT gesehen hat, darüber zu sprechen.“ (Juna, 38)

Auch hier thematisiert die fürsorgetätige Mutter wenig, ob sie die Aufgabenteilung als ungleichberechtigt empfindet. Neben der ungleichen Aufgabenteilung fallen auch die finanziellen Ungleichberechtigungen ins Gewicht. Auffällig ist hier, dass dies hauptsächlich durch die ihre Familie finanziierende Interviewpartnerin thematisiert wird und weniger von den Interviewpartnerinnen, die selbst in finanziellen Abhängigkeitspositionen stehen. Dies wird lediglich von einer Interviewpartnerin benannt, die vor der Geburt ihres Kindes selbst für ihren

Unterhalt aufgekommen ist. Die neue Abhängigkeit führte zu einer Beziehungskrise, welcher mit Veränderungen in Bezug auf die Erwerbstätigkeiten beider Mütter begegnet wurde.

„Genau mein Berufsfeld [angehende Lehrerin] mache ich mir keine Sorgen. Also ich. Ich überleg jetzt gerade. Es ist ja jetzt schon. Ein bisschen länger, so dass ich studiere auch eigentlich seit der Geburt meiner Tochter. Vorher habe ich, ja bin ich ganz alleine für meinen Unterhalt aufgekommen, habe ja auch studiert, aber habe eben sehr viel mehr gearbeitet. Und jetzt dadurch, dass (Tochter) da ist, also meine Tochter, ist das weniger geworden und ich habe aber. Ehrlich gesagt noch nie. Also wenn ich jetzt, angenommen, wir hätten jetzt irgendwie vor einem ¼ Jahr oder so eine schwere Beziehungskrise gehabt oder so, und ich hätte irgendwie gemerkt, nicht, ich kann nicht mehr in dieser Konstellation leben. Dann. Hätte ich genau, hätte ich sagen müssen okay, dann müssen wir. Muss ich wieder mehr arbeiten. Und du musst. Weniger. Arbeiten? Oder müssen wir es uns so aufteilen?“ (Mila, 54)

Die Lösung der vorangegangenen Beziehungskrise scheint die interviewte Mutter in ihrem Vertrauen auf die Aushandlungsfähigkeiten und -bereitschaften beider Partnerinnen zu stärken, sodass sie ihrer gegenwärtigen finanziellen Abhängigkeit in dem Wissen, dass sie bei Bedarf verändert werden kann, gelassen gegenübersteht. Im anderen Fall bemerkt die finanzierende Interviewpartnerin, dass ihre Partnerin „sozusagen nicht UNABHÄNGIG von mir“ (Juna, 50) ist und die Interviewpartnerin ihr einen höheren Lebensstandard ermöglicht. Dabei hebt sie hervor, dass sie ihre Macht nicht ausübe und ihr Einkommen auf einem gemeinsamen Konto als Familieneinkommen verstehe. Zugleich wird auch hier die ausbleibende Thematisierung in der Paarbeziehung sichtbar, wenn der Interviewpartnerin unklar ist, wie es ihrer Partnerin mit diesem Abhängigkeitsverhältnis geht. Hinweis für ein subtiles Bewusstsein könnte sein, dass die Partnerin zweifelt, ob sie den finanzierten Klavierunterricht in Anspruch nehmen darf, wenn beide Beziehungspersonen Interesse daran haben und das Einkommen nur für eine Person reiche.

„Ich könnte ja auch sagen, jetzt hier, ja, aber das Geld, ich habe jetzt hier geguckt, das geht jetzt nicht anders, könnte ich ja AUCH machen. Prinzipiell. Aber. (...) Also da und da muss man aber tatsächlich FINANZIELL muss man schon sagen. Es ist nicht DA, es ist NICHT gleichberechtigt. Also da muss ich, da finde ich es auch manchmal SCHWIERIG, weil ich so ein bisschen, manchmal das Gefühl habe, ich weiß nicht, wie es ihr da geht. Aber das, das war schon immer so bei uns tatsächlich. Weil ich einfach immer mehr Geld verdient habe. (...) Dass sie immer so ein bisschen in der. (...) Ja. Wie soll ich es benennen? (...) Also da ist sie sozusagen nicht UNABHÄNGIG von mir. So, weil mit dem was sie verdienenen WÜRDE, würde sie noch NICHT mal, also ZURZEIT zumindest. Ich könnte sie gar nicht, sozusagen sich selber eine Wohnung finanzieren und den ganzen Kram. [...] Aber dadurch ist es manchmal schon so, dass ich das Gefühl habe, und das WEISS sie auch, so, dass ich vieles halt finanziere, also ihr dann auch möglich mache, was sie sonst gar nicht. Also sich hätte tatsächlich LEISTEN können und das ist halt auch der, das ist leider halt so, der Klavierunterricht ist irgendwie total teuer. [...] Und dann WAR es irgendwann so, dass (Tochter) hat angefangen mit Klavier und dann. Hat (Mutter) irgendwie gesagt Ja. Und irgendwie. Hätte ich AUCH Lust und so. Und da war sie so ein bisschen am am Zweifeln. Und da meinte ich ja, da MACH das halt. Meinte sie Ja, es ist aber halt auch so TEUER. Und dann haben wir halt gesagt oder ICH habe dann halt tatsächlich in dem Punkt gesagt, ähm, dann, tja, das kriegen wir schon irgendwie finanziert. Also da ist. Es. Eindeutig NICHT gleichberechtigt, weil ich natürlich auch sagen könnte, ja, das können wir uns nicht leisten, kannst es nicht machen so.“ (Juna, 50)

Auffällig an dem Zitat ist das Bewusstsein der Interviewpartnerin für die Machtposition, in der sie sich befindet und dass sie derzeit Entscheidungen darüber treffen kann, ob ihre Partnerin Klavierunterricht bekommt oder nicht. Dies wird vor allem deutlich an der Korrektur ihrer Aussage von „Und dann haben wir halt gesagt“ zu „ICH habe dann halt tatsächlich [...]“

gesagt“. Dabei rückt die gleichberechtigte Aushandlung in den Hintergrund. Zugleich kann dieses Vorgehen auch als Power Sharing wirken, indem die Interviewpartnerin ihre Privilegien teilt, ihre Partnerin aus der Position der Bittenden herausholt, sodass diese selbst entscheiden kann, ob sie den Unterricht nehmen möchte oder nicht.

Dabei zeichnet sich ein gemeinsamer Tanz ab, indem sich die Tänzer*innen aufeinander einstellen und gemeinsam abstimmen, was als Nächstes im Tanz passieren wird. In vielen Tänzen sind die Unterscheidungen in eine führende Person – meist Herren – und eine folgende Person gibt – meist Damen – gegeben. Diese Aufgabenteilung wird in einigen Tänzen wie beispielsweise dem Lindy Hop zunehmend infrage gestellt. Stattdessen verstehen sich die Tanzenden gleichberechtigt als Lefties und Righties (Swing-Kantine Bremen e.V. 2024). Diese Angleichung der Machtverhältnisse übernehmen die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen verstärkt in ihren gemeinsamen Tanz der Paarbeziehung, indem sie bestehende Machtverhältnisse reflektieren und ihre Ideen wie auch Bedürfnisse zur Sprache bringen.

Der letzte Themenbereich, in dem die Interviewpartnerinnen Ungleichberechtigung in der Paarbeziehung erfahren, bezieht sich auf die emotionale Arbeit. Mit einer Ausnahme wird die Diskrepanz in der emotionalen Arbeit ausschließlich von interviewten Müttern in heterosexuellen Beziehungen angesprochen. Die einzige Äußerung zur Ungleichberechtigung in homosexuellen Beziehungen gilt dem ungleichen Kommunikationsverhalten der Beziehungspartnerinnen, wenn es um Konflikte geht, sodass die Interviewpartnerin eher Konflikte anspricht, während ihre Partnerin dies eher nicht mache (Juna, 38). Davon abgesehen spielt die ungleiche emotionale Arbeit eine direkte Rolle in der Beziehung mit Vätern, die sich wenig in die Fürsorgearbeit einbringen. Lediglich eine Interviewpartnerin erklärt, dass ihr Partner gerne mehr Familienaufgaben übernehmen möchte (Ida, 24). Alle anderen Väter scheinen nach Aussagen der interviewten Mütter in ihren jeweils unterschiedlichen Graden des Verantwortungsbewusstseins keinen Veränderungsbedarf zu sehen. Dies wird besonders prekär, je eher sich Väter auf dem Spektrum der weniger verantwortungsbewussten Vaterschaft befinden. In diesem Zusammenhang thematisieren die interviewten Mütter besonders oft den Mental Load (Cammarata 2022), den das väterliche Handeln und Unterlassen auslöst. So agieren diese Väter aus Perspektive der interviewten Mütter selten selbstständig (Fiona, 26), müssen oft aufgefordert und erinnert werden (Evgenia, 100) und lassen in der Regel ihre Partnerinnen die Entscheidungen treffen (Evgenia, 57ff; Lucia: 26ff). In gesteigerten Fällen äußern die interviewten Mütter das Gefühl, sich um ihre Partner kümmern zu müssen (Fiona, 28), Stress für ihn vermeiden zu müssen (Marla, 50ff) und nicht genügend Ressourcen für den Partner, die Kinder und sich selbst zu haben (Fiona, 28), bis die Interviewpartnerin „irgendwie jemand? Ohne Bedürfnisse“ (Fiona, 28) war.

„Ich glaube, dass das, bevor die Kinder da waren, ein Stück weit so war, dass ich das auch bei IHN machen konnte, also dass ich mich mehr auch um IHN kümmern konnte und mich auf IHN einstellen konnte und trotzdem noch genug Kraft hatte, mich um MICH zu kümmern und Ähnliches. Und seit die Kinder da sind, mache ich das für die KINDER und. Habe es eine Zeit lang trotzdem AUCH noch NOCH für IHN gemacht und irgendwann ging das nicht mehr. (Kind spielt im Hintergrund) Irgendwann dann. Genau war ich. War ich. Also gut, das hat auch was mit mir zu tun. War ich irgendwie jemand? Ohne Bedürfnisse. Irgendwie. Also. Ich habe nur. Noch. Nur. Noch. Gemacht (weinerlich).“ (Fiona, 28)

An diesem Zitat verdeutlicht sich sehr eklatant, welche Auswirkungen die ungleichen Zu- schreibungen von Fürsorgeverantwortungen innerhalb der Beziehungen haben können. Es zeigt sich, dass die Beziehung zumindest einigermaßen stabil war, solange die Interview-

partnerin einseitig in der Lage und bereit war, sich um ihre Beziehungsperson zu kümmern. Als sich ihre Ressourcen auf die Kinder verlagerten, geriet die Beziehung ins Ungleichgewicht und die Beziehungsperson war entweder nicht in der Lage oder bereit, ihre Fürsorgeverantwortung für ihre Familie zu übernehmen. Nicht nur führte dies zur Trennung. Es führte zwischenzeitlich auch zur Überforderung der Interviewpartnerin.

Zum Teil führen Dynamiken dieser Art zu Trennungen. Diese brachten in Bezug auf die emotionale Arbeit teils Verbesserungen mit sich (Lucia 1/2, 48ff), teils aber auch nicht (Fiona, 132f.). Auch wenn dieses Ausmaß der Prekarität nicht alle Interviewpartnerinnen betrifft, so kommt es doch öfter zu den Vernachlässigung eigener Bedürfnisse, sodass einige interviewte Mütter ihre Bedürfnisse zugunsten ihrer Partner oder Kinder aufschieben (Evgenia, 94ff), ihre Freizeit für Besorgungen oder die berufliche Weiterentwicklung nutzen (Lucia 1/2, 8; Elina, 2) oder schlicht gerne eigenen Hobbies nachgehen und Freund*innen treffen wollen (Hanna, 36).

Im gemeinsamen Tanz der Paarbeziehung kommt es zu zahlreichen kleinen Aushandlungen, in denen es den Anschein macht, dass die Interviewpartnerinnen öfter in führenden Positionen sind, indem sie oftmals entscheiden und einen Überblick darüber haben, welche Dinge unternommen werden müssen. Zugleich ist dieser Prozess oftmals nicht reibungslos, da viele der Beziehungspersonen eigene Vorstellungen haben und sich teils nur bedingt verantwortungsbewusst für die Paarbeziehung zeigen.

Wenn die Interviewpartnerinnen Veränderungswünsche an Beziehungspersonen in Bezug auf Gleichberechtigung richten, äußern die interviewten Mütter diese in erster Linie in Bezug auf das Verantwortungsbewusstsein beider Beziehungspersonen hinsichtlich der Fürsorge. Gleichberechtigung in Bezug auf Erwerbstätigkeit thematisieren die interviewten Mütter kaum so stark thematisiert, wie auf Basis des neoliberalen „Top Mom“-Ideals angenommen werden könnte (Malich 2014). Das Defizit scheint also eher in der gleichberechtigten Fürsorgeverantwortung zu liegen. So empfinden die Interviewpartnerinnen ausbleibende Veränderungen in Richtung Fürsorgegleichberechtigung als Problem (Fiona, 145, Marla, 54). Gleichzeitig stellen sich Verbesserung ein, wenn Beziehungspersonen mehr Fürsorgeaufgaben erlernen und übernehmen (Hanna, 10, 24, 38). So sieht eine Interviewpartnerin auch keine Problematik mit ihrem Partner aufgrund Vollzeiterwerbstätigkeit und der Fürsorgeverantwortung beider Elternpersonen (Evgenia, 36ff). Dafür aber eher in Hinblick auf Erziehungsfragen als inhaltlichen Teilbereich der Fürsorge (Evgenia, 38ff).

„Also, DAS hat wirklich immer geklappt. Wir haben uns wirklich NIE um SOLCHE Sachen gestritten gehabt. Was interessant ist, weil man streitet sich doch häufig in Bezug auf die Erziehung der Kinder aus. Wenn man doch immer wieder mal unterschiedlicher Meinung ist. Aber was diese Thematik betrifft mit dem Abholen bringen, Uhrzeiten, nie. Da waren wir immer uns einig.“ (Evgenia, 38)

Für diese Interviewpartnerin und ihre Beziehungsperson scheinen die grundlegenden Organisationen des Familienalltags kaum ein Problem zu sein. Stattdessen involvieren sich beide Personen in die Erziehung der Kinder und versuchen diese nach besten Vorstellungen aufzuziehen.

Insgesamt scheinen die interviewten Mütter ihre Paarbeziehung in Hinblick auf Gleichberechtigung eher herausfordernd bis konfliktbehaftet zu empfinden. Bestärkende Affekte wie die gegenseitige Anerkennung für Erwerbs- und Fürsorgearbeit (Frida, 14), Dankbarkeit für gemeinsames Elternsein (Frida, 26), umfangreiche Kommunikation (Hanna, 40) oder sich Entspannung bei hoher Belastung zu erlauben (Evgenia, 52; Lucia 1/2, 76) benennen die Interviewpartnerinnen eher selten. Häufiger hingegen besprechen sie im Interview Ängste

(Marla, 50; Hanna, 28), Müdigkeit (Marla, 54; Frida, 42), eine hohe Stressbelastung teils durch alleinige Verantwortung (Hanna, 130; Fiona, 54, 154; Ida, 28), Unzufriedenheit (Hanna, 34; Ida, 28) bis Frustration (Hanna, 36, 198; Fiona, 145; Ida, 6) und Zynismus (Fiona, 145). Eine interviewte Mutter beschreibt auch das Gefühl von zu viel Anerkennung, da ihr damaliger Partner und Vater der Kinder durch seine verantwortungsbewusste Vaterschaft ihre Promotion erleichterte:

„Ich habe auch oft so das Gefühl, ich kriege auch manchmal positiv, ZU VIEL Lorbeeren. Zum Beispiel Ich habe ja die Doktorarbeit zu Ende geschrieben, als schon meine erste Tochter da war und und das wird mir immer so Ah ja, und das hast du geschafft mit Kindern. Ja, aber (Vater) war ja auch da als Vater. Also der ist nicht. Also ich habe auch oft so das Gefühl, er wird dann quasi, also es wird zu WENIG gesehen. Das ich das eben auch konnte, WEIL er da ist oder mehr Da war es vielleicht viele andere Väter.“ (Maren, 138)

Dieser Affekt ist besonders spannend zu untersuchen, da er Hinweise darauf gibt, dass gleichberechtigte Elternschaft bei Müttern auch das Gefühl auslösen kann, mehr zu erhalten, als ihnen vermeintlich zustehe. Während die belastenden Affekte Indizien für Veränderungsimpulse geben können, kann der Affekt, zu viel Anerkennung zu bekommen, darauf hindeuten, wie ungleichberechtigte Geschlechterverhältnisse in der Elternschaft affektiv stabilisiert werden. Die Variante, in der die berufliche Entwicklung der Väter durch mütterliche Fürsorgeverantwortung erleichtert wird, wird kaum mit zu viel Anerkennung die mütterlichen Leistungen konnotiert, da weibliche Fürsorge ohnehin als selbstverständlich interpretiert wird (Motakef/Bringmann/Wimbauer 2018). Dass beide Tanzenden gemeinschaftlich „Verantwortung“ für angenehmes Tanzen miteinander übernehmen, beide dabei auch ihre Bedürfnisse zur Sprache bringen, diese ihren Raum finden und die gleichwertige Würdigung der Bedürfnisse legitim ist, scheint bisher nur teilweise von den Interviewpartnerinnen und ihren Beziehungspersonen internalisiert zu sein.

Strategien in der Paarbeziehung

Stellenweise führen die belastenden Affekte auch zu Konflikten in der Paarbeziehung, da laut einer Interviewpartnerin Beziehungen unter Ungleichberechtigung leiden (Hanna, 34; Fiona, 75). Diese können in dem beidseitigen Gefühl, mehr zu machen (Frida, 46ff), oder auch in Konflikten über persönliche Freiräume (Mila, 34) begründet liegen. Um konstruktiv mit Konflikten umzugehen, haben die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen zahlreiche Strategien entwickelt, wie sie Gleichberechtigung in der Paarbeziehung herstellen und erhalten wollen. In diesem Zuge können durchaus aktive Umgänge mit Gleichberechtigung vonseiten der Interviewpartnerinnen nachgewiesen werden. Dabei zeigen sich die Aushandlungen als kontinuierliche, unabgeschlossene Prozesse, die bedingt (Marla, 52ff) oder überwiegend (Frida, 14, 26; Mila, 38, 52; Elina, 42, 98; Ellen, 41f.) funktionieren – jedoch nie einwandfrei und abschließend erfolgreich.

„Also das war schon glaube ich bei uns so das Ding, dass wir uns da einfach einruckeln mussten und aneinander anerkannt haben, das ist ja nicht nur das die Arbeit, die wir leisten, ja auch die Lohnarbeit, die wir machen, ja auch irgendwie wichtig ist.“ (Frida, 14)

„Das bedeutet dann viel Arbeit. Hm. Also, ähm. (...) Wenn es NUR schwer ist, sie zu vereinbaren, dann heißt das ja, dass es da eine CHANCE auf eine Lösung gibt. Also würden wir da so lange dran arbeiten, bis es eine Lösung gibt. Und auch wenn das am Anfang so aussieht, als GÄBE es keine und uns keine einfällt, jetzt mit viel sprechen immer wieder ausloten. Und dann sozusagen das IMMER weiter zu reduzieren, auf was das

Eigentliche, was daran jetzt das Wichtige ist, also für DICH oder für MICH. Und dann versuchen, irgendwie darüber einen Weg zu finden.“ (Elina, 98)

In diesen Zitaten zeigt sich die Langwierigkeit der Aushandlungsprozesse, in denen die Beziehungspersonen versuchen, sich mit Anerkennung und einer Bereitschaft zu begegnen, so lange an ihren Konflikten zu arbeiten, bis sie eine Lösung gefunden haben. In diesen Prozessen wenden die interviewten Mütter und ihre Beziehungspersonen verschiedene Strategien zur Gleichberechtigung an. Dazu gehören commitments als gemeinsam getroffene Verpflichtungen und Bekenntnisse, etwas zu tun oder nicht zu tun. Diese betreffen beispielsweise sich selbst und gegenseitig Freiräumen zu verschaffen (Frida, 4, 48; Juna, 36) sowie Fürsorgeverantwortungen dem Kind (Evgenia, 54; Ida, 22) oder sich als Paar gegenüber (Ellen, 68, 70). Weiterhin adressieren manche Paare gezielt andere Personen als die interviewten Mütter als Fürsorgepersonen. Dies sind oftmals die Beziehungspersonen der Interviewpartnerinnen (Hanna, 14ff, 24, 102; Ida, 24ff, 77ff), aber auch Großeltern (Juna, 36) oder grundsätzlich ein Netzwerk an Erwachsenen als Ansprechpersonen für das Kind (Maren, 170). Ebenso schaffen Paare aktiv eine gute Infrastruktur. Dabei nutzen die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen gute Planungen (Frida, 8, 48; Evgenia, 34) beispielsweise durch die Nutzung von Einkauf-Apps (Ellen, 42), oder auch Übersichten über Zeit- und Aufgabenverteilungen (Mila, 34; Hanna, 42; Frida, 2ff, 44ff, 64).

„Da haben wir verschiedenste Sachen ausprobiert. Wir haben. Dann mal angefangen, Sachen aufzuschreiben. Also wirklich zu objektivieren, zu. Sagen, ich schreib das auf, das und das und das habe ich alles gemacht, das und das und das habe ich alles Gemacht. Wir haben dann aufgeschrieben, wie viel Freizeit wir haben, wie viel (Sohn-)Zeit wir haben, Also es wirklich ALLES aufgeschrieben. Es war halt cool. Das hat meine Therapeutin mir halt empfohlen, weil es war bei uns BEIDEN so, dass wir das Gefühl hatten, wir machen mehr als der andere. [...] In Bezug auf alles. In Bezug auf ALLES hatten wir BEIDE das Gefühl, wir machen mehr. [...] Das war ganz spannend. Ich war ganz froh, dass mir diese Liste dann Recht gegeben hat, weil das auch zeigte, dass ich TATSÄCHLICH mehr mache. Aber das war okay, das konnte er. Also er hat dann gesagt Oh ja, tatsächlich. Voll, Du hast recht, dann müssen wir was ändern.“ (Frida, Pos. 44ff)

Diese Strategien thematisieren die Paare in kontinuierlichen Kommunikationen und (Streit-)Gesprächen (Hanna, 40, 102ff; Ida, 24; Frida, 2, 48; Mila, 34, 54; Elina, 40, 122), die von Wertschätzung geprägt sind (Elina, 120; Ellen, 120), in denen die Beziehungspersonen gemeinsame und situative Absprachen treffen (Juna, 12; Evgenia, 33f.), die Interviewpartnerinnen ihre Bedürfnisse äußern (Lucia 1/2, 10, 17, 54) und ihre Beziehungspersonen Verantwortung übernehmen (Lucia 1/2, 54), was beide üben müssen. Den Strategien zur Gleichberechtigung liegt dabei eine zugewandte und interessierte Haltung zugrunde (Hanna, 110; Frida, 42; Elina, 120; Ellen, 72; Juna, 48), in der Fürsorgeverantwortung Anerkennung erfährt (Ida, 26, 79) und Grenzen gesetzt werden können, die die eigene Verantwortung betreffen (Marla, 96ff) oder sich die Beziehungspersonen die kindlichen Fähigkeiten zwischen elterlichem Verhalten zu unterscheiden, bewusst machen (Maren, 168ff). Auch eine Haltung des learning by doing (Hanna, 14) und der Dankbarkeit für die eigene privilegierte Situation (Juna, 52) tragen in den Augen der Interviewpartnerinnen zur Gleichberechtigung in der Paarbeziehung bei. Dies begleiten die Interviewpartnerinnen mit kontinuierlicher Reflexion und dem Abwägen der eigenen Bedürfnisse und denen der anderen (Ida, 24ff; Frida, 4, 42ff; Mila, 34, 40; Elina, 42, 98ff, 122; Ellen, 41, 72ff; Fiona, 109; Juna, 8, 16).

„Aber es ist halt ganz klar, dass alle drei Bedürfnisse irgendwie eigentlich gleichzeitig im Vordergrund stehen müssen, und man da einfach gucken muss, wo genau wer wer kann gerade vielleicht noch ein bisschen was

einsticken. Aber wo ist auch wirklich ernsthaft Schluss. Und genau. Und ich hatte ja den Punkt, wo ich wirklich sage, boah ey, es geht einfach nicht mehr. Ich muss jetzt hier irgendwie, dann muss sie halt eine Stunde schreien, ist dann auch.“ (Ida, 24)

Bei dem Abwägen der Bedürfnisse geht es auch um das Erkennen der eigenen Grenzen und der Grenzen der anderen sowie um die Suche nach einem geeigneten Umgang, wenn alle Beteiligten an ihrer Belastungsgrenze sind. Die verschiedenen Strategien, welche die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen anwenden, zeigen zugleich auch Möglichkeiten der Transformation, wie sich die Paare als gleichwertige Personen anerkennen können und wie sie gesellschaftliche Diskriminierungsverhältnisse zeitweise in den Hintergrund rücken lassen können.

Wenn die Interviewpartnerinnen von gescheiterten Strategien sprechen, geht es überwiegend um unbefriedigende Kommunikation, die entweder als zu wenig, unausgeglichen oder schlecht erlebt wird (Lucia 1/2, 26ff, 45, 61ff; Fiona, 75), auf die keine Veränderungen folgen (Lucia 2/2, 4, 61) oder in der die Bedürfnisse der Beziehungspersonen nicht oder zu wenig anerkannt werden (Marla, 108; Fiona, 52ff; Lucia 2/2, 65). Diese Art der Kommunikation führte zu Affekten des Erschrockenseins (Fiona, 71ff), der Verletzung und der Einsamkeit (Fiona, 54, 60).

Fiona: „Ja, ich kann das irgendwie nicht. Fassen. Und irgendwie selber nicht fassen, wie ich da reingeraten bin, dass das irgendwie, dass ICH so in diesem KONZEPT gelandet bin. Ja.“

Julia: „Was meinst du damit genau?“

Fiona: „Ja, weil ich eigentlich von mir gedacht hätte, dass ich das NICHT, dass das NICHT so passiert, also dass ich das erstmal nicht MITMACHE, weil es ja mittlerweile auch nicht so ist. Aber ich hätte halt auch einfach gedacht, dass es ist. Wenn Kinder da sind, dass (Vater) das VERSTEHT, einfach, dass er das SIEHT und auch AUTOMATISCH dadurch Dinge einfach MACHT. Das ist irgendwie. Nicht PASSIERT. Dieser Schritt.“ (Fiona, 71ff)

Dieses Zitat verdeutlicht ein wichtiges Spannungsfeld, in dem sich die Interviewpartnerin bewegt. Es zeigt sich, dass sie durchaus vor ihrer Familiengründung von „diesem KONZEPT“, in dem sich Väter nicht um ihre Kinder kümmern und Mütter die Fürsorgearbeit übernehmen, wusste. Dass sie selbst in diesem Konzept lebt, löst Erschrecken – sie kann es nicht fassen – und Enttäuschung aus, dem Selbstan spruch, das nicht mitzumachen, vorläufig nicht gerecht geworden zu sein. Darüber hinaus ist sie auch überrascht, dass der Vater der Kinder sich wirklich seiner Fürsorgeverantwortung entzieht. Diese Aussage legt die Überlegung nahe, dass für eine Paarbeziehung, in der die Beziehungspersonen Gleichberechtigung anstreben, nicht die Auflösung gesellschaftlicher Machtverhältnisse notwendig³⁹ ist, sondern insbesondere die Bereitschaft zur kritischen Auseinandersetzung. Dies beinhaltet neben der Reflexion der geschlechtlichen Machtverhältnisse auch beispielsweise ableistische.

Interessanterweise haben sich alle Interviewpartnerinnen, die Aussagen über gescheiterte Strategien treffen, für Trennungen von ihren Beziehungspersonen entschieden. Die übrigen Interviewpartnerinnen scheinen mit ihren Beziehungspersonen den Prozess der Gleichberechtigung weiterzuführen und die Gleichberechtigung noch nicht als unerreichbar in einer Paarbeziehung mit der Beziehungsperson zu erleben. Sowohl den Beziehungspersonen als

39 Die wahrscheinlich auch. Jedoch sind gesellschaftliche Systeme träge und es wäre individualisierend, diese strukturelle Verantwortung an Paare zu delegieren.

auch den gemeinsam Tanzenden scheint es also um die gemeinsame Weiterentwicklung und den eigenen und gemeinsamen Ausdruck zu gehen.

Historizität der Paarbeziehung

Den aktuellen Eindrücken in die Paarbeziehung geht eine Historizität voraus, mit welcher die Interviewpartnerinnen die momentanen Eindrücke erklären. Im Zuge der Historizität lohnt sich die Unterscheidung in zwei Blickrichtungen, welche sich in den Eindrücken entfalten. Zum einen können erklärende Faktoren ausgemacht werden, die den Dynamiken der Paarbeziehung vorausgehen. In diesem Zusammenhang bringen die Beziehungspersonen ihre jeweiligen Eindrücke mit und gestalten gemeinsam die Paarbeziehung. Diese Perspektiven beziehen sich auf die konkreten Personen. Zum anderen zeigen sich erklärende Faktoren für die Gleichberechtigungskonzeptionen der interviewten Mütter. Auch wenn diese Konzeptionen immer auch durch die Beziehungspersonen beeinflusst werden, zentriert diese Perspektive insbesondere die Historizität der Gleichberechtigungskonzeptionen der interviewten Mütter selbst. Da diese auch die Konturen der Paarbeziehung prägen, werden die Konzeptionen selbst im nächsten Unterkapitel über die Konturen vorgestellt, während in diesem auf die Historizität eingegangen wird.

Faktoren in der Paarbeziehung

Erklärende Faktoren, die die gegenwärtigen Eindrücke auf die Paarbeziehung in den Augen der Interviewpartnerinnen beeinflussen, spiegeln sich in Emotionen und Bedürfnissen wieder. Je ausgeglichener sich beide Beziehungspersonen fühlen, desto eher gelingt es ihnen nach Aussagen mancher Interviewpartnerinnen gleichberechtigte Elternschaften umzusetzen (Frida, 150; Ellen, 18, 29ff). Auch die Gewöhnung der Kinder an die Nähe zu den Elternpersonen beeinflusst die Umsetzung von Gleichberechtigung in der Paarbeziehung (Evgenia, 104). Daneben argumentieren manche Interviewpartnerinnen über unterschiedliche Fähigkeiten und Kapazitäten der Beziehungspersonen (Juna, 36ff; Marla, 50). Stellenweise begründen sie dies mit dem Beruf der Beziehungsperson (Ellen, 18, 30). Eine weitere Erklärung zeigt sich im Pragmatismus (Ida, 22, 77; Frida, 12), nach dem die manche Interviewpartnerinnen die Bedingungen einfach annehmen (Hanna, 186) und zugleich eine Offenheit für unterschiedliche Erklärungsansätze akzeptieren (Juna, 38).

„Genau. Und nein, das akzeptiere ich und das jeder respektiert das dann auch so, ich meine, es HAT ja auch was, dass man nicht immer alles dann thematisiert. Das ist ja auch, muss ich nicht ALLES totreden, aber. Ähm. Oder manchmal ist es auch so von ihrer Reaktion, dass ich etwas sage und sie dann so. So, na, jetzt mal so. Sinnbildlich, so dass es mir das Gefühl gibt, so ist es doch eigentlich gar nicht passiert. Und manchmal ist es auch GUT, weil ich dann denke ja, eigentlich hat sie recht und manchmal denke ich aber sehr nee, da. Müssten wir jetzt mal darüber reden. Also situationsabhängig.“ (Juna, 42)

Dieses Zitat verweist auf die situationsabhängigen Abwägungen, wenn die Interviewpartnerin weiß, dass sie zwischen Momenten, in denen sie sich auf die Sichtweise ihrer Beziehungsperson einlässt und von ihrer eigenen abrückt, und Momenten, in denen sie merkt, dass es ihr wichtig ist, nochmals ins die Aushandlung zu gehen.

Gleichberechtigungskonzeptionen

Zur Erklärung ihrer Gleichberechtigungskonzeptionen zeichnen sich die Interviewpartnerinnen durch Suchbewegungen aus, in denen sie auf der einen Seite vorläufig Erklärungen finden und gleichzeitig ein gewisses Maß an Irritation mitschwingt. Dabei verweisen die Interviewpartnerinnen auf die Idee, nach der Gleichberechtigung selbstverständlich sein sollte (Fiona, 62, 67, 73) und sie von Anfang an wichtig sei (Ida, 28), sodass die interviewten Mütter sie vor der Geburt nicht bedacht haben und sich das Gleichberechtigungsverhältnis einfach so entwickelt habe (Hanna, 32, 179f.). Die Aussage einer Interviewpartnerin zeigt eindeutig, dass sie Gleichberechtigung an die Bedingung der Verlässlichkeit knüpft. Auffällig ist daran, dass Gleichberechtigung keineswegs so selbstverständlich ist, wie die Interviewpartnerinnen zunächst angenommen haben:

„Und ICH persönlich denke halt, wenn das. Wenn man sich DARAUF verlassen kann, dann braucht man auch über über Gleichberechtigung nicht mehr sprechen, weil dann IST sie einfach NORMAL.“ (Elina, 52)

Dieser Eindruck verfestigt sich in der folgenden Aussage:

„Weil das Wort GLEICHberechtigung halt auch einfach so eine krasse KEULE ist.“ (Elina, 46)

Daran wird deutlich, dass die Interviewpartnerinnen zwar ein enormes Repertoire an Strategien entwickelt haben, um sich für Gleichberechtigung in ihrer Paar- und Elternbeziehung einzusetzen. Gleichzeitig vermeiden sie den Begriff der Gleichberechtigung, weil er eine „krasse Keule“ (Elina, 46) sei. Dem Begriff wird so die Bedeutung einer Waffe angeheftet, der die Kommunikation über ihn zu einem Kampf macht. Diese starke affektive Assoziation kann Indizien darauf geben, weshalb die interviewten Mütter oftmals zögern, den Begriff der Gleichberechtigung zu verwenden und ihn eher unter der Idee der Selbstverständlichkeit verdeckt bzw. verdeckt erleben.

Trotz oder gerade wegen der vermeintlichen Selbstverständlichkeit haben die Interviewpartnerinnen mehrere Erklärungsmuster für ihre Gleichberechtigungskonzeptionen. Dazu gehören das Vorleben von (Un-)Gleichberechtigung durch die eigenen Eltern. Teilweise nehmen die Interviewpartnerinnen ihre eigenen Eltern als Vorbild und übernehmen das Verhalten für ihre eigene Elternschaft (Hanna, 32; Evgenia, 64). Teilweise gehen die Interviewpartnerinnen auch reflexiver mit diesen Erfahrungen um und wägen ab, welche Aspekte sie für sich übernehmen möchten und welche nicht (Hanna, 32; Marla, 58ff, 72; Ellen, 56). Im Falle einer Interviewpartnerin ist die Erfahrung, überhaupt zwei Elternpersonen zu sein für sie und ihre Beziehungsperson neu, da beide von Solo-Müttern aufgezogen wurden (Frida, 54ff). Neben dem Vorleben durch die eigenen Eltern führen die Interviewpartnerinnen auch Überlegungen zur Bedeutung des Geschlechts an und reflektieren u.a., inwiefern die Bedürfnisse abhängig vom Geschlecht in der Gesellschaft beeinflusst werden (Frida, 128ff).

„Ich HÄTTE vielleicht, wenn ich nicht als Cis-Frau geboren wäre, sondern als Mann und meine Partnerin, ich hätte, also es wäre dann ein Kind aufgetaucht, hätte ich vielleicht EHER den Gedanken zugelassen, dass es mich NICHT erfüllt, zu Hause zu bleiben. Das WAR ja mein Gedanke. Mein Gedanke war ja, (...) es wird mich bestimmt erfüllen, zwei Jahre Elternzeit zu machen. Es wird bestimmt toll. Weil es ja Gesellschaftlich, als auch von Frauen erwartet erwartet wird. Naja, was heißt erwartet? EHER gefördert wird als bei Männern.“ (Frida, 130)

Interessanterweise wird das Erklärungsmuster Geschlecht vor allem für Ungleichberechtigung in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen herangezogen:

„Da sehe ich viele Beziehungen, von denen ich glaube, dass sie nicht gleich auf Gleichberechtigung basieren und nicht gleichberechtigt geführt werden. Und da würde ich es automatisch immer auf das Geschlecht reduzieren und sagen, es liegt daran, dass die in ihrer männlichen Rolle oder in ihrer Rolle als Frau und Mutter in bestimmter Weise sozialisiert sind. Und da nicht genug in Auseinandersetzung gehen oder keine Ahnung, auch das in Ordnung finden, so das zu reproduzieren sozusagen.“ (Mila, 114)

In gleichgeschlechtlichen Beziehungen verweisen die Interviewpartnerinnen eher auf den Charakter beider Beziehungspersonen (Juna, 36ff) oder thematisieren eher Ungleichberechtigungen im Verhältnis mit verschiedengeschlechtlichen Paaren beispielsweise in Bezug auf Schwangerschaft und Adoption (Mila, 20ff; Juna, 16). In verschiedengeschlechtlichen Beziehungen ist es schwierig zu sagen, ob das Erklärungsmuster Geschlecht durch andere Erklärungsmuster wie Gewöhnung (Evgenia, 104) oder Erwerbstätigkeit (Hanna, 180ff; Elina, 8) überbrückt werden oder ob diese Erklärungen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen genauso angewendet werden und nur aufgrund der Samplegröße nicht zum Ausdruck kamen. Zugleich spielen Biologisierungen sowohl in verschieden- als auch in gleichgeschlechtlichen Beziehungen eine Rolle, wenn es um die Beziehungen zwischen den gebärenden und nicht-gebärenden Elternpersonen und dem Kind (Mila, 114ff) oder ums Stillen (Mila, 117; Elina, 174) geht. Beide Überlegungen bleiben für die Interviewpartnerinnen bislang unabgeschlossen:

„Ich glaube, das hat bei uns mit gebären und nicht gebären zu tun, weil ich geboren habe und sie nicht. Und wir haben uns das oft gefragt. Und vielleicht ist es ja tatsächlich so, dass (Mutter) mein Kind kriegt und dann werden wir sehen, ob es stimmt (lacht).“ (Mila, 114)

Konturen der Paarbeziehung

Durch die Historizität und die sie begleitenden Eindrücke haben sich Konturen der Paarbeziehungen in Hinblick auf Gleichberechtigung geformt. Diese können in Bezug auf die Gleichberechtigungskonzeptionen der Interviewpartnerinnen sowie auf Wirksamkeitsmomente der Gleichberechtigung analysiert werden.

Gleichberechtigung im Verhältnis zu Gleichheit und Ungleichheit und als Langzeitprojekt

Gleichberechtigung verstehen die Interviewpartnerinnen zum einen im Verhältnis zur Gleichheit und zur Ungleichheit und zum anderen als Langzeitprojekt bzw. als Prozess. Wenn die Interviewpartnerinnen Gleichberechtigung und Gleichheit thematisieren, geht es ihnen um gleiche Teilhabe, beispielsweise in Bezug auf Familien- und Erwerbsarbeit (Fiona, 12; Evgenia, 32) oder eigenes Geld (Mila, 50) und um gleiche Rechte auf Entfaltung wie die Beziehungsperson (Marla, 44ff) sowie um gleiche Entscheidungsmöglichkeiten (Frida, 132). Wichtig sind ihnen auch gleich starke Beziehungen zu den Kindern (Evgenia, 32, 54ff; Hanna, 12; Frida, 58; Mila, 44) und zur GroßelternGeneration (Lucia 2/2, 119) sowie gleiches Verantwortungsbewusstsein (Marla, 88ff, 171f.).

„Mir ist das eigentlich die ganze Zeit wichtig. Also in allem. Also ich hab mir das eigentlich auch so vorgestellt, dass wir beide die gleichen Rechte haben, dass ich. Keine Ahnung, er. Für ihn ist es halt unkomplizierter, irgendwie auszugehen und so sind. Aber trotzdem habe ich auch das Recht.“ (Marla, 44)

Julia: „Also du hast ja Vorstellungen von Gleichberechtigung. Magst du noch mal kurz erzählen, wie die im Konkreten aussehen, also wo du das besonders wichtig findest?“

Marla: „Also ich sehe das vor allem im (...) im Haushalt, also im Haus und bei der Kindererziehung. Also ist ja (...) dass ich nicht das Gefühl habe, das hängt nur an mir, weil ich die Frau bin, sondern. Also (Vater) kann das genau so. Ja, aber. (...) Ja, weiß es nicht.“ (Marla, 87f.)

In diesen Zitaten erklärt die Interviewpartnerin, dass sie unter Gleichberechtigung die gleichen Rechte auf Entfaltung und Bedürfniserfüllung wie auch die gleichen Verpflichtungen in Bezug auf Haushaltsaufgaben sieht. Trotz des gleichen Rechts beobachtet sie Ungleichheiten zwischen sich und ihrer Beziehungsperson. Sie distanziert sich von dem Gefühl, dass es nur an ihr hänge, weil sie eine Frau sei. Dabei deutet sie an, dass ihre Beziehungsperson Haushaltsaufgaben genauso könne – und schweigt nach einem zweifelnden Aber. Die Stille könnte einen Hinweis darauf geben, dass sie die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung eigentlich nicht anerkennt und für illegitim hält, während sie tagtäglich ihre Wirkweisen spürt.

Davon abgegrenzt sind Gleichberechtigungskonzeptionen im Zusammenhang mit Ungleichheit zu verstehen. Diesbezüglich hebt eine Interviewpartnerin hervor, dass „mit Gleichberechtigung (...) für mich halt auch richtig [ist], dass es da nicht um Gleichheit geht“ (Elina, 40). Vor allem wird hier die Bedürfnisorientierung fokussiert, nach der Bedürfnisse variieren und sich unterscheiden können (Frida, 82; Elina, 40ff, 52; Ellen, 32, 38). Auch unterschiedliche Fähigkeiten und Interessen machen die Interviewpartnerinnen hier stark. Dabei sehen sie kein Problem in der Reproduktion heteronormativer oder geschlechterstereotyper Aufgabenteilungen, sofern alle Beziehungspersonen damit einverstanden sind (Mila, 114; Elina, 174).

„Und jetzt aber in meinem Fall ist das, da würde ich jetzt auch nicht sagen, dass (Mutter) oder ich. Jetzt. Mehr eine männliche oder mehr eine weibliche Rolle Im Leben an sich ausfüllen. Also bevor jetzt (Tochter) da war. Also wir haben beide, wir spielen Fußball, wir haben unterschiedliche Interessen. Und so, aber Ich hatte jetzt nicht den Eindruck, dass das jetzt eine ist wie Mann und eine klassische Frau oder so, überhaupt nicht. Und jetzt in der in der Elternschaft ist es aber schon so, dass ich in dem wie (Tochter) mit wie (Mutter) mit (Tochter) ist. Eher finde, dass das den Vater im klassischen repro- repräsentiert. Ich glaube, das würden alle. So, so eigentlich. Lokalisieren bei uns, dass ich mir sozusagen die Mami mache und sie macht mir wieder, wie so der klassische Vater sich verhält und.“ (Mila, 114)

Diese Aussage ist zum einen interessant, weil die Aufgabenteilungen geschlechtlich verortet werden und sich heteronormative Ordnungen an ihnen abzeichnen können. Der Faktor, mit dem sich diese Ordnung eingestellt habe, sei die Elternschaft. Diese Lokalisierung findet jedoch hypothetisch und von außen statt, wenn die Interviewpartnerin sagt, „Ich glaube, das würden alle. So, so eigentlich. Lokalisieren bei uns“. Diese Zuordnung ist anscheinend für sie selbst weniger relevant. Dass diese Aufteilung ihr Gefühl von Gleichberechtigung nicht einschränkt, verdeutlicht sich in anderen Aussagen⁴⁰ der interviewten Mutter, wenn sie auf konstruktiv gelöste Beziehungskonflikte verweist.

Konstruktiv und entlastend scheinen einige Interviewpartnerinnen die Interpretation von Gleichberechtigung als Langzeitprojekt zu empfinden. Dabei beobachten, bewerten und passen die Interviewpartnerinnen unterschiedliche Phasen der Belastungen und Gleich- und Ungleichberechtigungen über eine längere Zeitspanne an (Ellen, 38; Mila, 52; Frida, 42). Dies scheint nicht nur mit kontinuierlicher Reflexion (ebd.), sondern auch mit Übung und zunehmender Flexibilität und Gelassenheit verbunden zu sein (Evgenia, 52).

40 Siehe Kapitel 5.2.2: Eindrücke in die Paarbeziehung: Ausprägungen von Gleichberechtigung.

„Für mich. heißt Gleichberechtigung. Nicht alle müssen zu jeder Zeit das gleiche haben oder können, dürfen oder wie auch immer. Also es müssen nicht beide 30 Stunden arbeiten, damit das gleichberechtigt ist, sondern für mich geht es darum, irgendwie über eine Zeitspanne zu gucken. Okay, wie können wir. Unsere. Jeweiligen Bedürfnisse so miteinander in Einklang bringen, dass es für uns alle passt? Und da kann das auch sein, dass ich jetzt halt fünf Stunden weniger arbeite als (Vater). Und irgendwann arbeite ich wieder zehn Stunden mehr oder so, also das muss für. Mich nicht sozusagen immer. Zum gleichen Zeitpunkt passieren. Kann das ja auch eigentlich nicht. Das glaube ich bei den wenigsten. So Sorgearbeit lässt sich auch nicht. In Stunden pro Woche aufteilen. Man muss irgendwie. Mal mehr, mal weniger. Und eine Person kann. Gerade mehr machen, die andere kann gerade weniger machen.“ (Ellen, 38)

In dieser Aussage hebt die Interviewpartnerin die Kontext- und Bedürfnisbezogenheit von Gleichberechtigung hervor. Es geht ihr dabei um einen Blick über eine längere Zeitspanne, in der die Beziehungspersonen Anforderungen und Bedürfnisse in Einklang bringen. Das wichtigste Kriterium scheint für sie sowohl eine momentane als auch eine langfristige ausgeglichene Passung zu sein.

Die interviewten Mütter benennen relativ klare Vorstellungen darüber, wie die Paarbeziehung so gestaltet sein kann, dass konstruktiv und gleichberechtigt miteinander getanzt werden kann, sich die Beziehungspersonen miteinander weiterentwickeln und eine gemeinsame Stimme finden können. In die Umsetzungen dieser Vorstellungen und der alltagspraktischen Flexibilität der Interviewpartnerinnen wirken immer wieder hegemonial patriarchale Kräfte ein, die die Interviewpartnerinnen nur bedingt als konkrete Begründung anführen und gleichzeitig deutlich in ihren Auswirkungen spüren, wenn sie ihre gelebte Gleichberechtigung entlang von Geschlechterordnungen eingeschränkt und verdeckt erleben.

Momente der Gleichberechtigung

Diese Konzeptionen entfalten sich in bestimmten Momenten, in denen die Interviewpartnerinnen Gleichberechtigung besonders relevant und wirkungsvoll empfinden. Teilweise beschreiben die Interviewpartnerinnen Gleichberechtigung als immer relevant (Marla, 44; Evgenia, 55; Juna, 48). Teilweise werden diese Momente von den interviewten Müttern auch stärker ausdifferenziert. So zeigt sich die Relevanz in Momenten der Entscheidungen (Evgenia, 54; Maren, 40; Elina, 10, 34ff, 96), der Organisation des Familienlebens (Maren, 40), bei Erziehungsaufgaben (Elina, 40; Ellen, 30; Juna, 50), bei Freiheit und persönlichen Raum (Mila, 32) in Bezug auf Freizeit (Mila, 36, 50) und Arbeit (Mila, 36; Ellen, 37f.) sowie bei emotionalen Themen (Maren, 40) – eine Interviewpartnerin betont an dieser Stelle, dass es keinen geschlechterbezogenen Unterschied zwischen ihr und ihrem Partner gebe (Elina, 174).

„Also wenn wir nach so den emotionalen Punkten und nach Aushandlung gehen, KEINEN. (...) Wenn es aber jetzt zum Beispiel darum geht. Jetzt zum Beispiel die auch die erste Elternschaft, die erste Elternzeit, die wir entschieden haben. Da war ich sozusagen. Könnte man schon. KÖNNTE man vielleicht sagen, dass ich im Vorteil war, weil ICH diejenige war, die gestillt hat und dadurch sozusagen dieses. Dieses. PRIVILEG eingefordert habe. Zum mindest am Anfang. So unbedingt mit mit meiner Tochter zusammen zu sein. Dass ICH dann diejenige bin. Und da WÜRDE ich beim zweiten Kind. Das MÜSSTEN wir dann auch AUSHANDELN, da sind wir, da haben wir noch GAR keine. Aber da MERKE ich, dass das zum Beispiel auch erst mal so mein Startpunkt wäre, dass ich sage, das ist mir irgendwie wichtig und das würde ich auch wieder WOLLEN. Und dann halt zu gucken, was will (Vater) und das halt irgendwie abzuwägen.“ (Elina, 174)

Dieses Zitat ist insofern auffällig, weil die Interviewpartnerin die geschlechtliche Gleichberechtigung der Beziehungspersonen in Bezug auf emotionale Punkte und Aushandlungen betont und im nächsten Zug ihr Privileg des Stillens hervorhebt. Dabei findet eine interessante Umkehrung der Privilegien statt, mit der sich die interviewte Mutter selbst in die privilegierte Position stellt, welche sie beim ersten Kind für sich eingefordert habe und dies auch beim zweiten Kind zur Debatte stehe. Durch diese Praxis zeigt sie Interviewpartnerin die Möglichkeit des Empowerments, indem sie bedeutsame Praktiken als privilegierte Positionen herstellt und im nächsten Schritt die Wichtigkeit der Wünsche der Beziehungsperson als gleich wichtig im zukünftigen Aushandlungsprozess festlegt. Zudem deutet sich an dieser Konzeption Gleichberechtigung als Langzeitprojekt an, in dem über einen längeren Zeitraum kontext- und bedürfnisbezogen Alltagspraktiken und Entscheidungen angepasst werden.

„Ach so genau und (Mutter) hat dann genau die wollte immer kein Kind und irgendwann kam sie an, sie möchte jetzt doch eins. So und dann war es zu einem Zeitpunkt tatsächlich so, wo ich dachte ah, ich möchte jetzt gar kein zweites Kind. Das war echt so ein bisschen. Das war schon auch anstrengend mit unserer Großen und es hatte sich war gerade so dabei, dass ich alles so ein bisschen BERUHIGT und die war dann ZWEI und es wurde so ein bisschen, das war und naja, das war ein bisschen schwierig für mich, aber mittlerweile ist es auch GAR kein Thema. Aber Ich weiß, dass ich DAMALS so ein bisschen dachte. Ach muss es denn sein, aber ich habe das auch. DAS habe ich tatsächlich nicht angesprochen.“ (Juna, 18)

„Das. Wenn ich. Wenn ICH. Also wenn sie mich GEFRAGT hätte. Sie hat mich tatsächlich auch nicht GEFRAGT. Sie hat erst mal nur. Sie hat tatsächlich einmal einen WUNSCH geäußert. Sie hat jetzt nicht gefragt. MÖCHTEST du ein zweites Kind? Ich weiß nicht, wie ich DANN reagiert hätte. Aber sie hat GESAGT, sie möchte das auch. Und dann habe ich bei mir festgestellt, wenn ich die Wahl HÄTTE, würde ich jetzt EHER dazu tendieren zu sagen Nee. So. Da ich aber jetzt. (...) Also da Sie mich jetzt aktiv nicht vor die WAHL gestellt hat, habe ich das nicht mehr thematisiert, weil ich das Gefühl hatte, das. Ist. JA. Also ich wollte das nicht INFRAWE stellen.“ (Juna, 26)

Stärker diskutiert wurde das Thema Gebären und Gleichberechtigung in gleichgeschlechtlichen Elternbeziehungen. Zum einen betont eine Interviewpartnerin das gleiche Recht beider Mütter auf Schwangerschaft und unterstützt dies konsequent in ihrer Beziehung, indem sie ihre eigenen Bedürfnisse nach keinem weiteren Kind durch die Nicht-Thematisierung hintenanstellt. Damit priorisiert sie den Wunsch ihrer Partnerin nach einem weiteren Kind und der Erfahrung der Schwangerschaft. Das Recht auf Schwangerschaft ihrer Beziehungsperson wollte die interviewte Mutter nicht infrage stellen. Zum anderen erleben die Interviewpartnerinnen in Nuancen unterschiedliche Beziehungen zwischen Geburtsmutter und sozialer Mutter jeweils zu ihren Kindern. Dies entstehe laut einer Interviewpartnerin durch das Gebären und dem Stillen und müsse sich im Bewusstsein gehalten werden, um frühzeitig gleichstarke Bindungen zwischen beiden Müttern zum Kind zu fördern (Mila, 38ff). Die Unterscheidung in Geburtsmutter und soziale Mutter werde im Falle einer anderen Interviewpartnerin vor allem für die Kinder bedeutsam, die sich mit der Frage nach der biologischen Mutter beschäftigen und dies in die Aushandlung ihrer Beziehungen hineinragen (Juna, 60ff). Dieser Thematik begegnen die Mütter in Gesprächen miteinander und den Kindern (Juna, 78). Zugleich reflektiert die Interviewpartnerin, ob beide Müttern mit ihren je ausgetragenen Kindern möglicherweise liebevoller umgegangen sein könnten – sicher sei sie sich aber nicht (Juna, 78). Dass es Unterschiede gegeben haben könnte, wird von der Beobachtung der Interviewpartnerin gestützt, dass sie „ein bisschen LÄNGER gebraucht habe, um mit ihm WARM zu werden“ (Juna, 68). Für diese Ungleichheit im Beziehungsaufbau zieht die

interviewte Mutter mehrere Erklärungen in Bezug auf Geschlecht, unterschiedliche Charaktereigenschaften und „normale“ kindliche Entwicklung in Erwägung (Juna, 68ff).

Auch an dieser Stelle zeigt sich das Interesse der Interviewpartnerinnen an dem gemeinsamen Wachstum und der geteilten Erfahrungen als Paar. Ebenso verdeutlichen sich im gemeinsamen Tanz der Paarbeziehung feine Abstimmungsprozesse, in der die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen feinfühlig Signale aufnehmen, sich mit diesen würdigend in der Paarbeziehung bewegen und Alltagspraktiken anpassen.

Gemeinsamer Tanz als Paar – Gleichberechtigung und der Körper der Paarbeziehungen

Insgesamt zeigt sich, dass aus Perspektive der interviewten Mütter verschiedene Ausprägungen von Gleichberechtigung auf die Paarbeziehungen einwirken und die Körper der Paare formen. Diese betreffen insbesondere Aushandlungen von Erwerbs- und Fürsorgearbeit. Um mit diesen konstruktiv umzugehen, haben die interviewten Mütter und ihre Beziehungspersonen zahlreiche Strategien und „Tanzfiguren“ in der Paarbeziehung entwickelt, mit denen sie die kontinuierlichen und unabgeschlossenen der Gleichberechtigung aktiv gestalten.

Den Eindrücken ist eine Historizität vorgelagert. Diese lassen sich in Faktoren in der Paarbeziehung und Gleichberechtigungskonzeptionen der Interviewpartnerinnen unterscheiden. Dabei spielen ausgeglichene Emotionen als Basis für Gleichberechtigung eine Rolle ebenso wie die (teils enttäuschte) Annahme, dass Gleichberechtigung eigentlich selbstverständlich sein sollte. Auffällig ist das enorme Repertoire der Gleichberechtigung erwirkenden Strategien der Interviewpartnerinnen bei gleichzeitigem Zögern den Begriff der Gleichberechtigung zu verwenden.

Die Historizität und die Eindrücke münden in Konturen der Paarbeziehungen. Diese Konturen verstehen die Interviewpartnerinnen mit Blick auf differenzierte Gleichberechtigungskonzeptionen in Verhältnissen zu Gleichheit, Ungleichheit und als Langzeitprojekt. Auch wenn die Interviewpartnerinnen Gleichberechtigung immer als relevant und wirkungsvoll empfinden, so sehen sie die Aspekte der Entscheidungen, Organisationen, Freiheiten, der emotionalen Themen sowie des Gebärens in gleichgeschlechtlichen Beziehungen als herausstechende Momente der Gleichberechtigung.

Die Bewegungen der Paarbeziehungen können mit dem Bild des gemeinsamen Tanzes verstanden werden. Die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen entwickeln gemeinsam Strategien und „Tanzfiguren“ zugunsten einer gleichberechtigten Paarbeziehung. Dabei kann es unterschiedlich sein, wie sehr sich die Beziehungspersonen in den gemeinsamen Tanz involvieren und wie sie sich diesen Tanz vorstellen. Stellenweise werden Tanzpartner*innen gewechselt, wenn der Tanz nicht mehr zusammen funktioniert und die Hoffnungen auf Änderung nicht mehr bestehen. Bis dahin kann der gemeinsame Tanz als Ausdruck und als Raum für Weiterentwicklung wirken. Dabei finden die Interviewpartnerinnen und ihre Beziehungspersonen in kontinuierlichen Aushandlungsprozessen eine gemeinsame Sprache und bringen ihre Erfahrungen und Perspektiven ein. Im gemeinsamen Tanz stellen sie sich aufeinander ein und stimmen gemeinsam ab, wie sie ihre Paarbeziehung gestalten wollen und was ihnen dabei wichtig ist. Innerhalb dieser Prozesse wirken gleichzeitig immer wieder hegemoniale Deutungsmuster ein, die gleichberechtigte Paarbeziehungen vor Herausforderungen stellen.

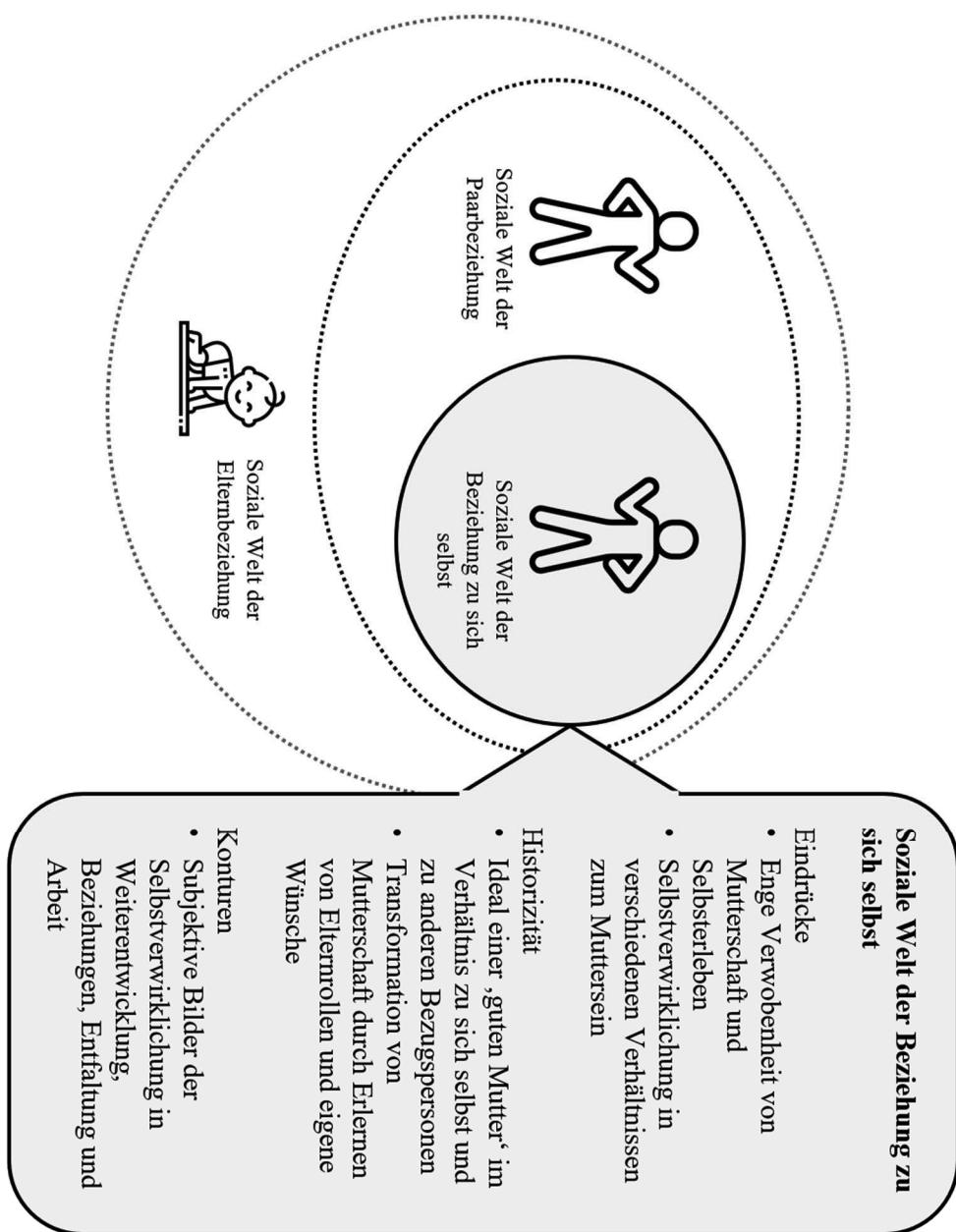


Abb. 11: Soziale Welt der Beziehung zu sich selbst (Quelle: Eigene Darstellung)

5.2.3 Suchende und findende Bewegungen – Die soziale Welt der Beziehung zu sich selbst

Die soziale Welt der Beziehung zu sich selbst bezieht sich auf die Beziehungen, die die interviewten Mütter zu sich selbst haben. Es zeigt sich, dass die Mutterschaft eine erhebliche Bedeutung im Leben der Interviewpartnerinnen einnimmt, zu der sie sich auf verschiedene Weisen ins Verhältnis setzen und in Hinblick auf Selbstverwirklichung untersuchen. In diese fließen sowohl normative Vorstellungen zum Ideal einer „guten Mutter“ ein als auch transformative Elemente, wenn die interviewten Mütter ihre eigene Interpretation von Mutterschaft leben. Dieser Prozess kennzeichnet sich durch suchende und immer wieder findende Bewegungen der Interviewpartnerinnen. Während sich die übrigen Bewegungen sehr konkret verdichten lassen, soll dies in Hinblick auf die Beziehungen der Interviewpartnerinnen zu sich selbst nicht erfolgen, um die transformativen Elemente, die Mütter tagtäglich leben, in ihrer Offenheit und Vielfältigkeit zu würdigen.

Eindrücke in die Beziehung zu sich selbst

Die Eindrücke der Beziehungen der Interviewpartnerinnen zu sich selbst können in Hinblick auf Mutterschaft und Selbstverwirklichung im Verhältnis zum Muttersein analysiert werden. Besonders deutlich wird im Datenmaterial, dass sich das Selbsterleben der Interviewpartnerinnen stark mit ihrem Selbsterleben als Mütter verwebt und erhebliche Eindrücke durch das soziale Umfeld erfährt.

Mutterschaft

Die Eindrücke in Bezug auf Mutterschaft werden auf Anforderungen an Mutterschaft und auf das Stillen aus Perspektive der interviewten Mütter untersucht. Das Stillen wird oftmals als biologische Begründung für weibliche Fürsorgekompetenz verhandelt, während sich zugleich geschlechterbezogene Fürsorgeteilungen als soziale Arrangements herausstellen (Zerle/Keddi 2011). In diesem Spannungsfeld bewegen sich die täglichen Eindrücke der Interviewpartnerinnen, welche sich durch Fürsorge, Verantwortungszuschreibungen und Empowerment konturieren. Wenn sich die interviewten Mütter auf Fürsorge beziehen, thematisieren sie häufig das Nähe-Verhältnis zum Kind. Dabei sehen sich selbst als letzten sicheren Hafen für das Kind (Ellen, 28), ihr Kind als wichtigste Beziehung (Hanna, 6) und beobachten, dass sich ihr Kind eher an ihnen orientiert (Evgenia, 94; Marla, 24).

„Aber so dieses ich, ich bin die letzte Sicherungsbank des Kindes, so dass. Zumindest in (Tochters) Gefühl und. Das kenne ich von vielen anderen Kindern so! Wenn irgendwie alle Stricke reißen oder wenn irgendwie die Welt völlig Kopf steht in so Entwicklungssprüngen oder so? Mama ist die. Letzte Bank und. Mama ist immer. Der. Sichere Hafen.“ (Ellen, 28)

In dieser Aussage einer Interviewpartnerin zeigt sich die Besonderheit, die die Interviewpartnerin der Mutter-Kind-Beziehung zuschreibt. Diese Einschätzung, die im Interviewmaterial relativ verbreitet ist, scheint Segen und Fluch für die interviewten Mütter zugleich zu sein. Auf der einen Seite klären sie ihre Bedeutung und Relevanz sowohl im eigenen Leben als auch im Leben der Kinder. Auf der anderen Seite ist diese so teils auch selbst zugeschriebene Bedeutung auch mit der Anforderung verbunden, im Zweifelsfall immer für das Kind da sein zu wollen oder auch zu müssen. Sich von dieser Einschätzung zu distanzieren und in

Erwägung zu ziehen, dass auch die zweite Elternperson die „letzte Bank“ sein kann, kommt im Interviewmaterial in dieser Eindeutigkeit nicht vor. Am ehesten sind diese Deutungen in gleichgeschlechtlichen Elternbeziehungen zu finden. Doch auch dort nehmen die Interviewpartnerinnen minimale Unterschiede zwischen Geburtsmutter und sozialer Mutter in den Nähe-Verhältnissen zum Kind wahr (Juna, 18, 62, 68, 74), in der „meine Frau (...) schon am Anfang auch kämpfen [musste]. So also um die Gunst des Kindes“ (Mila, 40) und begründet dies mit Gewöhnung. Das Nähe-Verhältnis ist in vielen Mutter-Kind-Beziehungen erheblich geprägt durch das Thema Loslassen und Kontrolle. Dabei geht es den interviewten Müttern zum einen darum, dem Kind zunehmend mehr Freiräume zu geben (Evgenia, 76). Vielmehr halten die Interviewpartnerinnen fest, dass sie selbst loszulassen lernen, auch wenn es ihnen schwerfällt (Mila, 44; Lucia 1/2, 22). Dieses Lernen ist maßgeblich beeinflusst von dem Vertrauen in die Fürsorgekompetenz und das Verantwortungsbewusstsein der Beziehungsperson (Hanna, 10; Evgenia, 111; Maren, 10, 14, 42; Mila, 44ff).

„Auch hatte ich auch noch nicht so das Vertrauen und ich glaube, es war. Einerseits von mir, aber andererseits auch nicht ganz unberechtigt, dass sich der Vater wirklich um alle Dinge so kümmert, also dass die es gut bei ihm gut haben. Da habe ich schon immer so Vertrauen gehabt. Aber zum Beispiel, dann kamen sie wieder und hatten verzottelte Haare und lange Fingernägel und so Dinge wie also so Kleinigkeiten, wo ich dann immer so denke, och menno. Das macht mir die Arbeit noch mal schwerer, weil ich muss dann ja also irgendwie die Haare wieder auskämmen und also das alles so das loszulassen in der Zeit, ja dann ist es so eben beim Vater, dann keine Ahnung.“ (Maren, 10)

Diese Interviewpartnerin unterscheidet in ihr grundsätzliches Vertrauen, dass der Vater der Kinder deren Wohlergehen sicherstellen kann, und in die alltäglichen Aufgaben, die mit Elternschaft verbunden sind, welche der Vater weniger stark ausführt, als die Interviewpartnerin es für gut hält. Dies führt zu einem Mehraufwand für die Interviewpartnerin. Gleichzeitig führt das Wechselmodell und die damit verbundene Zeit der Kinder beim Vater dazu, dass die Interviewpartnerin zumindest in dieser Zeit loslassen kann. Die Bewegungen der Mutter deuten insofern auf ein Suchen und Finden hin, als dass sie zwar ihre eigenen Vorstellungen, wie Elternschaft gut umgesetzt werden kann und was die Kinder kurz- und langfristig benötigen, gefunden hat. Zugleich ist sie auf der Suche nach Umgangsstrategien, wie sie mit den teils auch ausbleibenden Handlungen des Vaters verfahren möchte, wenn diese sowohl ihren Alltag als auch den der Kinder beeinflussen.

Die Fürsorge, die hinter den verschiedensten Beziehungen steht, bedeutet für die interviewten Mütter auch, mit den unterschiedlichen Bedürfnissen umzugehen. Vor allem möchten sie diesen mit einem bedürfnisorientierten Fokus gerecht werden (Maren, 8; Fiona, 145; Elina, 172; Ellen, 28), was es erforderlich macht, über Bedürfnisse sprechen zu lernen (Ellen, 72) und im Falle des Ressourcenmangels zwischen Bedürfnissen abzuwagen (Fiona, 109; Ida, 26). Die Bedürfnisorientierung lädt die Interviewpartnerinnen zur Selbstreflexion ein. Diese zentriert zum einen die eigene Kindheit (Fiona, 36, 83), aber auch die Entscheidung, eigene Bedürfnisse situativ nicht zu hinterfragen, damit es für alle leichter ist (Ellen, 28).

„Das heißt das für mich auch ein Stück weit so, also. Eine sehr hohe. Körperliche und emotionale Verfügbarkeit an den Tag. Zu legen, legen zu müssen. Es ist ja. Auch. Manchmal so ein bisschen okay. Will ich das hier gerade oder wird mir das auferlegt. Oder inwiefern habe ich hier Gestaltungsraum? Oder ist es für alle leichter, wenn ich das jetzt nicht hinterfrage?“ (Ellen, 28)

Das Gefühl des Anspruchs an eine sehr hohe körperliche und emotionale Verfügbarkeit von Müttern benennt nicht nur diese Interviewpartnerin, die darüber reflektiert, inwiefern ein

gezieltes Nicht-Finden ihrer eigenen Bedürfnisse die Situation für – fast? – alle Beteiligten erleichtern könnte. Damit einher gehen die Fragen, wie sich die Interviewpartnerin ins Verhältnis zu den jeweils momentanen Anforderungen stellt, möchte sie diese selbst oder erlebt sie diese als extern und welche Möglichkeiten der Gestaltung erlebt sie? An diesem Zitat verdeutlicht sich, dass die interviewten Mütter manchmal auch gezielt – und nicht unbewusst – ihre Bedürfnisse hintenanstellen.

Während sich die Interviewpartnerinnen oft weitgehend mit Aspekten der Fürsorge zu identifizieren scheinen, zeichnet sich eine Diskrepanz zu Verantwortungszuschreibungen von außen ab. Eigenständige Verantwortungübernahmen erleben die Interviewpartnerinnen anscheinend sehr viel weniger belastend als externe Verantwortungszuschreibungen. So kritisiert eine interviewte Mutter die ständigen, ungefragt mitgeteilten Meinungen von Außenstehenden zur Mutterperformanz (Frida, 28, 35f.) und findet „Muttersein ist irgendwie echt nicht spaßig. Also für mich so“ (Frida, 28). Aber auch beziehungsintern zeigen sich Belastungen durch Verantwortungszuschreibungen, die sich insbesondere im Kontext der Entscheidungen abspielen. Grundsätzlich geht eine interviewte Mutter von der Prämisse aus, dass wichtige Entscheidungen gemeinsam getroffen werden (Evgenia, 44). Gleichzeitig trifft meist sie im Alltag die Entscheidungen (Evgenia, 40) und äußert wiederholt den Delegationswunsch, dass sich auch ihr Partner stärker in die Entscheidungen involviere (Evgenia, 44), da die kontinuierlichen Entscheidungen auch mit emotionalen Belastungen für sie verbunden sei:

„Manchmal anstrengend. Manchmal möchte man das wirklich. Einfach NICHT mehr entscheiden. Mittlerweile bin ich auch so, wo ich einfach nicht entscheiden möchte, ob ich damit nur sagt okay, frag Papa [...] Klingt ein bisschen irgendwie unlogisch, aber ja, man weiß ich nicht. Möchte einfach irgendwann nicht mehr. Zum Teil einfach, um das nicht FALSCH zu entscheiden. (...) Häufig. Will man vielleicht auch die Verantwortung einfach nicht mehr, nicht mehr ALLEINE tragen in der Hinsicht.“ (Evgenia, 44)

Es zeigt sich ein erheblicher Druck, nicht falsch zu entscheiden, unter dem sich die Interviewpartnerin sieht und von dem sie sich Entlastung durch ihre Beziehungsperson wünscht. Die interviewte Mutter scheint sehr geübt in dem Finden von Entscheidungen zu sein und sich gleichzeitig auch mehr Raum für die Suche zu wünschen. Dieser Raum wird ihr gegeben, indem sie das Gefühl hat, diese Verantwortung nicht mehr alleine tragen zu müssen. Dieses Gefühl würde sich wahrscheinlich einstellen, wenn die interviewte Mutter erlebt, dass ihre Beziehungsperson mehr Entscheidungen übernimmt.

Die Verantwortungszuschreibung befindet sich aus Perspektive der Interviewpartnerinnen oftmals in einem Ressourcenmangel, in dem sich die interviewten Mütter Unterstützung von weiteren erwachsenen Personen wünschen (Elina, 10; Fiona, 38), da kaum Zeit für Pausen gebe (Fiona, 85) und Mütter kaum die Gelegenheit haben, frei über ihre Zeit und Kapazitäten zu entscheiden (Ellen, 72). Um in dieser Beengung aus dem Selbstanspruch der Fürsorge, den Verantwortungszuschreibungen und dem Ressourcenmangel handlungsfähig bleiben zu können, formulieren manche Mütter empowernde Affirmationen wie beispielsweise „Ich bin die Mutter, ich regle das schon“ (Frida, 58), „Das ist alles ein Prozess“ (Marla, 18; Lucia 1/2, 22; Ellen, 28; Juna, 74) oder „Mutter wollen die Kontrolle haben. Das ist so ein Mutterding“ (Evgenia, 72ff, 84, 110; Lucia 1/2, 54). Auch wenn diese Affirmationen vor allem auf der Individualebene wirken und wenig anstreben, etwas an den Strukturen zu verändern, so scheinen sie doch bestärkende Wirkungen auf die Interviewpartnerinnen auszuüben.

Selbstverwirklichung im Verhältnis zum Muttersein

Die Selbstverwirklichung der Interviewpartnerinnen lässt sich auf verschiedene Weisen ins Verhältnis zum Muttersein setzen. Die Verhältnisbestimmungen lassen sich in *Selbstverwirklichung*, die *auf, trotz, neben, mit, durch* Muttersein sowie *durch Rahmenbedingungen* des Mutterseins wirkt, unterscheiden.

Interessanterweise gibt es nur sehr wenige Aussagen im Interviewmaterial, in denen Interviewpartnerinnen beschreiben, wie ihre Selbstverwirklichung *auf* ihr Muttersein einwirkt.

„Das beeinflusst ja auch das, wie ich Mutter bin, wie ich meinen Muttersein lebe und. Genau bin, also auch meine. Meine Vorlieben, meine Präferenzen, wie zum Beispiel Ich lese gerne, die gebe ich schon sehr stark weiter. Wir haben irgendwie super viele Bücher (lacht) und (Tochter) und ich lieben es, zusammen diese Bücher anzusehen. Und das ist irgendwie was. Was? Also kam so aus mir heraus, dass ich diese Bücher toll fand und dann habe ich sie dafür begeistern können. So, und. Jetzt mag sie es auch. [...] Oder irgendwie, ja, dass ich irgendwie Freude an Bewegung habe und wir das miteinander teilen können. Und so. Haben wir so verschiedene Ebenen, die wir da miteinander. Aus. Explorieren sozusagen. Und das ist, glaube ich, für mich auch so in dieser Mutterschaft rauszufinden. Und was von mir kann ich in dem Muttersein auch weiterhin sein. So also. Gerade weil ich ja noch nicht so lange Mutter bin jetzt, irgendwie, das würden vielleicht Menschen mit Teenager-Kindern noch ganz anders beschreiben, die einfach in diesem Prozess schon an einem anderen Punkt sind.“ (Ellen, 90)

In diesem Zitat beschreibt die interviewte Mutter, wie ihre eigenen Vorlieben und Präferenzen auch ihr Muttersein und die Beziehung zu ihrer Tochter beeinflussen. Dabei bringt die interviewte Mutter Aspekte ihres Lebens, die ihr wichtig sind, in das Muttersein ein und integriert das Verständnis, das sie von sich selbst hat, mit dem Verständnis, das sie vom Muttersein hat. Auf diese Weise stehen Mutterschaft und Selbstverwirklichung in keinerlei Konflikt für die interviewte Mutter.

Die Konflikte verdeutlichen sich eher in der Analyse der Selbstverwirklichung *trotz* Muttersein. In diesbezüglichen Aussagen verbalisieren einige Interviewpartnerinnen, dass sie Einschränkungen durch die Mutterschaft (Ida, 6; Frida, 6ff; Mila, 60; Juna, 100) oder durch das Kinderhaben (Evgenia, 87f.; Mila, 32) in ihrer Selbstverwirklichung erleben. Dabei überlegen manche Interviewpartnerinnen, dass es möglich ist, dass Muttersein für manche Menschen auch ein Teil der Selbstverwirklichung sein kann, grenzen sich selbst jedoch von diesem Konzept ab und verdeutlichen, dass sich Selbstverwirklichung und Muttersein für sie „total“ ausschließt.

„Es SEI denn, für die Person GEHÖRT zur Selbstverwirklichung, dass sie viele Kinder in diese Welt setzt und dann ganz viel mitnimmt. Natürlich schon. (...) Aber die Idee. Also das ich finde, das schließt sich total aus.“ (Juna, 100)

Eine Interviewpartnerin, die es ähnlich sieht, hebt trotz allem ihren eigenen Wunsch hervor, dass die Mutterschaft „schon das [ist], was ich machen möchte“ (Frida, 66). Dennoch trage Mutterschaft nicht zu ihrer Selbstverwirklichung bei.

„Also es ist schon das, was ich machen möchte. Aber meine Mutterschaft steht dem auf jeden Fall richtig im Weg. Also das ist schon okay so, aber zur Selbstverwirklichung trägt es für MICH nicht bei.“ (Frida, 66)

An dem folgenden Zitat zeigt sich, worin eine Interviewpartnerin die Hemmnisse in ihrer Selbstverwirklichung sieht. Selbstverwirklichung scheint nach ihrem Verständnis zu sein,

dass sie machen kann, was sie möchte. Diese Selbstbestimmung steht im Kontrast zur absoluten Fremdbestimmung, die sie insbesondere in den ersten Jahren der Mutterschaft erlebt.

„Aber es war der totale Bruch von. Ich kann machen was ich möchte zu Ich bin absolut. Fremdbestimmt. Und das war für mich in der Kombi ganz schlimm. So, und. Von daher will ich jetzt sagen für die ersten paar Jahre. Zum Thema Selbstverwirklichung es ist. Also, wenn sich jemand selbst verwirklichen möchte, ist es. Nicht unbedingt das, was ich EMPFEHLEN würde. So würde ich es bezeichnen.“ (Juna, 100)

Es ist anzunehmen, dass das Gefühl der Fremdbestimmung auch zu einem gewissen Anteil mit den gegenwärtigen Rahmenbedingungen des Mutterseins begründet sein kann und nicht Muttersein per se eine Einschränkung der Selbstverwirklichung sein muss. Dass „das Leben [...] einfach so ein bisschen klein geworden [ist]“ (Ida, 40) sieht eine Interviewpartnerin von außen oktroyiert:

„Jetzt gerade sind wir da schon einfach wieder eingeschränkter, weil man halt von außen so so eng gefasst wird, sozusagen, dass man selber gar nicht großartig weiß, in welche Richtung man blicken kann. Das Leben ist einfach so ein bisschen klein geworden.“ (Ida, 40)

Dieser Eindruck scheint durch mehrere, äußere Faktoren stabilisiert zu werden. So erweist sich die Umsetzung einer gleichberechtigten Elternschaft als ein wesentlicher Faktor, der es Müttern ermöglicht oder erschwert, ihre Selbstverwirklichung umzusetzen.

„Das war uns dann wichtig da eine Gleichberechtigung herzustellen, dass wir irgendwann, wenn Stillen jetzt nicht mehr war, wenn es dann die Flasche gab. Dass nicht, zum Beispiel nicht immer ICH ihn ins Bett gebracht habe, sondern wir jeden Abend getauscht haben. Damit ich auch mal Freiheiten hatte und einfach die Möglichkeit hatte, mal was essen gehen zu können, was trinken gehen zu können. Dass das merke ich bei ganz vielen Mamas, dass das einfach die ersten zwei Jahre bei vielen, wirklich komplett wegfällt plötzlich, dass sie überhaupt nicht mehr aus dem Haus gehen können. Oder keine zwei Stunden haben, um irgendetwas machen zu können. Das war mir wichtig.“ (Hanna, 10)

Auffällig an diesem Zitat ist zugleich das Ausmaß der Tätigkeiten, die die interviewte Mutter als Freiheiten interpretiert. So versteht sie bereits grundlegende Bedürfnisse wie „mal was essen gehen zu können, was trinken gehen zu können“ oder „aus dem Haus gehen [zu] können“ als Freiheiten. Die damit einhergehende Isolation sehen auch andere Interviewpartnerinnen als konfliktierende Rahmenbedingungen für ihre Selbstverwirklichung (Lucia 1/2, 54). Diese führen dazu, dass einige Interviewpartnerinnen in der Mutterschaft ihre sozialen und emotionalen Kontakte wie auch politisches Engagement nur noch bedingt pflegen können und auch körperliche Betätigungen einschränken:

„Ich muss halt wissen, was, was mir wichtig ist und das ausleben können. Also für mich ist es auf jeden Fall. Das ist mir glaube ich aber auch erst so richtig klar, weil ich das jetzt halt nicht mehr so richtig habe, sozusagen. Was ich auf jeden Fall mit. Mit. Mit anderen Menschen irgendwie in Kontakt trete und emotionale Kontakte habe. Dass ich Menschen unterstützen kann und helfen kann. Und damit meine ich nicht mein eigenes Kind. Ich hab ja auch Kurse gegeben. Selbstverteidigung für Frauen und genau. Mich irgendwie politisch engagieren, mich nicht körperlich betätigen.“ (Ida, 34)

Diese isolierenden Rahmenbedingungen werden weiterhin durch das Ineinanderwirken von Bildungs-, Fremdbetreuungssystem und Arbeitsmarkt stabilisiert, sodass Homeschooling während der Covid-19-Pandemie die berufliche Situation einer Interviewpartnerin erheblich einschränkte (Hanna, 88). Auch die Fremdbetreuung entscheidet maßgeblich darüber, ob manche der interviewten Mütter einen Beruf oder eine Ausbildung aufnehmen können (Ida,

32; Fiona, 95). Ein weiterer äußerer Faktor liegt in den kinderunfreundlichen Umgebungen, sodass Mütter ihre Kinder entweder nicht mitnehmen können (Evgenia, 88) oder die Mitnahme wesentlich mehr Planung erfordert.

„Nun ja, manchmal schon, einfach diese, dass du einfach mal eben rausgehen kannst oder einfach mal eben dich mit jemandem treffen oder ins Kino oder sonst was, irgendwo hinfahren kannst. Weil mit Kind musst du das wirklich zum Teil halt überlegen. Du musst mehr planen, weil du mit Kind auch viel mehr mitnehmen musst und aus einem kurzen Trip, was dann wird immer was längeres, weil ja, du musst einfach vorausschauender planen. [...] Also man braucht halt viel länger mit Kind. Deswegen Ja, man kann vieles nicht mehr so machen, aber andererseits kann man auch viele andere schöne Sachen machen mit Kindern, was auch schön ist und selbst Ausflüge. Aber bloß braucht man einfach mehr Zeit zum Plan, zum Organisieren. Manchmal schon im Vorfeld zu gucken Lohnt sich das? Lohnt sich das überhaupt nicht?“ (Evgenia, 90)

Die kinderunfreundlichen Rahmenbedingungen und die erhebliche Notwendigkeit der Planung scheint bei manchen Interviewpartnerinnen Ambivalenzen, ihre Kinder mitnehmen zu wollen, gleichzeitig auch von den Herausforderungen angestrengt zu sein und auch „viele andere schöne Sachen [...] mit Kindern“ (Evgenia, 130) zu mögen, auszulösen. Sowohl die Ambivalenzen als auch die Rahmenbedingungen und die Verständnisse der Selbstverwirklichung geben Hinweise darauf, dass die interviewten Mütter die Beziehung zu sich selbst besonders mit suchenden Bewegungen in Verbindung bringen. Sie erleben massive Veränderungen seit dem Muttersein, auf die sie sich erstmal einstellen müssen. Durch den „totalen Bruch“, das wenige Vorwissen, die kontinuierlichen Veränderungen während des Lebensverlaufs sowie Selbstreflexionen und Abwägungen von Prioritäten erleben die interviewten Mütter zahlreiche Momente, in denen sie sich immer wieder neu ausrichten müssen.

Die Selbstverwirklichung *neben* Muttersein zeichnet sich durch die Gleichzeitigkeit von Selbstverwirklichung und Muttersein aus, die in verschiedenen Veränderungen des Lebens durch das Muttersein Form annehmen. So kommt es zu *bedingten* Veränderungen des Lebens durch das Muttersein. Hier zeigt sich, dass sich die gewünschte Fremdwahrnehmung einer Interviewpartnerin durch das Muttersein verändert hat. Sie unterscheidet zwischen ihrer Fremdwahrnehmung als Person, nach der ihr egal sei, was andere Menschen über sie denken. Diese Gleichgültigkeit erlebt sie nicht als Mutter. In diesen Momenten ist es der Interviewpartnerin wichtig, als gute Mutter wahrgenommen zu werden.

„Das musste ich noch mal ganz neu aufstellen, weil von mir als als (Interviewpartnerin). Also (Interviewpartnerin) ist mein Spitzname, das sagen alle. Das ist total egal, was Leute über mich denken. Das interessiert mich gar nicht. Aber mir als MUTTER ist es voll wichtig. Ich will, dass die Leute mich als GUTE Mutter wahrnehmen.“ (Frida, 30)

Dieses Nebeneinanderstellen von verschiedenen Teilbereichen des Lebens thematisiert auch eine weitere Interviewpartnerin, die ihren „Kindern jetzt nicht alles unterordnen [würde]“ (Maren, 32). Nichtsdestotrotz habe das Muttersein eine große Bedeutung in ihrem Leben (ebd.). Neben bedingten Veränderungen sehen die Interviewpartnerinnen auch *zeitweise* Veränderungen des Lebens durch Muttersein. In diesem Zusammenhang verweisen sie auf das eigene Alter (Mila, 78), das Alter des Kindes (Evgenia, 130; Juna, 100) oder beides (Frida, 70; Ellen, 82) und überlegen, wie ihr Leben wird, wenn das Kind älter ist. Dabei werden grundlegend optimistische und neugierige Perspektiven deutlich.

„Also es ist schon so: Man ist dann schon schon dollar dollar gebunden. Aber ich denke da manchmal naja, irgendwann ist der ja auch groß und da ich den ja relativ jung bekommen habe, bin ich da ja auch gar nicht so alt und kann dann noch mal durchsteigen und kann es dann vielleicht noch mal MEHR genießen als die

Leute, die keine Kinder haben und immer diese Freiheit hatten und immer machen konnten, was sie wollen. Weiß ich nicht vielleicht also. Wir werden ja Gott sei Dank alt und. Also in der Regel vielleicht. Also vielleicht kann ich das ja in zehn. 15. 20?“ (Frida, 70)

Der Blick in die Zukunft scheint für diese interviewten Mütter sehr entlastend und mit Freude und Zuversicht verbunden zu sein. Die aktuellen Herausforderungen, mit denen die Interviewpartnerinnen derzeit umgehen, sehen sie so als endlich. In Aussagen zu *optionalen* Veränderungen des Lebens durch Muttersein verdeutlichen manche Interviewpartnerinnen, dass ihr Leben ohne Muttersein auch ganz anders laufen können und Muttersein kein zwingender Bestandteil ihres Lebens sein müsste (Marla, 110; Frida, 84; Mila, 12; Juna, 112).

„Aber ich habe immer das Gefühl, ich bin eigentlich (Interviewpartnerin) und ich glaube auch mittlerweile, ich wäre bestimmt auch eine glückliche (Interviewpartnerin) ohne ein Kind.“ (Mila, 12)

In diesem Leben vermuten sich diese Interviewpartnerinnen auch ohne Kinder als glücklich. Dies ist insofern eine bemerkenswerte Aussage, weil Frauen im Alltagsdiskurs oftmals vermittelt wird, dass sie es bereuen würden, wenn sie keine Kinder bekommen (Donath 2016). Zuletzt sind die *teilweisen* Veränderungen des Lebens durch Muttersein aus Perspektive der interviewten Mütter zu nennen. Diesbezüglich betonen manche Interviewpartnerinnen, Muttersein nicht das ganze Leben verändere (Mila, 12).

„Keine Ahnung. Da denke ich auch nicht darüber nach. Ich DENKE, WENN dann manchmal so über meinen Alltag nach und denkst du Och, wenn ich JETZT könnte ich mal tanzen gehen. HEUTE, JETZT GERADE GANZ SPONTAN, weil ich Bock drauf habe. Aber ich denke NICHT darüber nach. Also ich stell NICHT sozusagen. Ich denke nicht darüber nach, wie mein KOMPLETTES Leben anders wäre. (...) Also verstehst du den Unterschied, den ich meine? Also ich denke nicht darüber nach. Wie wäre es wenn. Wie wäre mein. Meine GESAMTE Lebenssituation. Wenn ich keine Mutter wäre, sondern es wäre so? Wie wäre es HEUTE Abend, wenn ich keine Mutter. Also ich. Genau. Also, ich hinterfrage sozusagen nicht.“ (Elina, 130)

In dieser Aussage überlegt die Interviewpartnerin, dass sie lediglich einzelne Momente in ihrem Leben sieht, die vielleicht ohne das Muttersein anders wäre – jedoch nicht ihr gesamtes Leben. In ihrem Beispiel findet dies zu Momenten statt, an denen sie gern die Möglichkeit auf mehr Entlastung oder Entfaltung hätte.

Wenn die Interviewpartnerinnen über ihre Selbstverwirklichungen neben dem Muttersein sprechen, scheinen sie sich relativ klar zu sein, wie sie sich neben ihrem Leben als Mutter verstehen. Die Einschränkungen, die sie erleben, setzen sie in einen Kontext, in dem er für sie greifbar und überschaubar erscheint. Dies scheinen Momente zu sein, in denen sie ihre Bewegungen gefunden haben und klar ihre Positionen artikulieren.

Darüber hinaus artikulieren einige Interviewpartnerinnen ihre Gedanken zur Selbstverwirklichung *mit* dem Muttersein. In Hinblick darauf verstehen die Interviewpartnerinnen Muttersein als Teil ihres Lebens und/oder ihrer Selbstverwirklichung. Als Teils ihres Lebens meint insbesondere die Akzeptanz der Veränderungen, die mit dem Muttersein einhergehen (Frida, 66). Diese Akzeptanz kann die Veränderung der Prioritäten der Interviewpartnerinnen bedeuten, aber auch das Wissen um andere Lebensentwürfe anstelle des Mutterseins mit dem gleichzeitigen Gefühl der Akzeptanz.

„Ja, und dass ich andere Sachen nicht so wichtig nehme, weil es irgendwie wichtiger ist.“ (Marla, 110)

„Also ich hatte jetzt nicht das Gefühl, ich habe große Entbehrungen oder so, ich sehe, ich fühle das durchaus, wie so ein Leben sonst aussehen könnte. Aber ich bin jetzt nicht wahnsinnig traurig darüber, dass es nicht so ist. Sonder ich. Finde, das hat auch Vorzüge. Jetzt. Also ist es auch okay.“ (Mila, 78)

Diese Interviewpartnerin hält es für möglich, das Leben als „Mutter von Niemandem“ (Donath 2016) zu betrauern, aber verspürt dieses Gefühl für sich nicht, da sie nicht das Gefühl großer Entbehrungen habe. Das Ausbleiben des Gefühls großer Entbehrungen scheint grundlegend dafür zu sein, damit die interviewten Mütter stärker ihre Selbstverwirklichung mit Muttersein erleben können. Ein weiterer Aspekt, der die Selbstverwirklichung mit Muttersein stärkt, liegt in dem Verständnis des Mutterseins als integraler Bestandteil des Selbst (Evgenia, 125f.; Elina, 92; Ellen, 76; Fiona, 95).

„Aber der IMPULS kam halt NICHT, [...] weil das irgendwie auf der AGENDA stand und ich mir überlegt habe, ach so, ja, hier übrigens Muttersein wie finde ich das eigentlich, sondern das war so, es war halt so ein Impuls, der aus meinem Gefühl heraus kam, aber nicht so ein spontaner Mal kurz in meinem Leben, sondern den. Den kenne ich eigentlich schon. Also ich kann mich. Ich kann mir mich nicht ohne dem vorstellen. (...) Ich glaube, man könnte. Wahrscheinlich könnte man sagen, ich habe nie darüber nachgedacht, keine Kinder zu haben. Oder ich habe. Wenn ich darüber nachgedacht habe, dann konnte ich es mir nie vorstellen.“ (Elina, 34)

Diese Interviewpartnerin verdeutlicht ein grundlegendes Gefühl, irgendwann in ihrem Leben Mutter sein zu wollen, und distanziert sich von spontanen Impulsen. In dem tiefen Wunsch, Mutter sein zu wollen, und in einer Beziehungsperson, die eher am Pol der verantwortungsbewussten Vaterschaft verortet werden kann, könnte begründet liegen, warum die Interviewpartnerin verhältnismäßig wenige Konflikte im Rahmen ihrer Mutterschaft erlebt und gleichzeitig ein eher heteronormativ organisiertes Familienleben führt, das sich dennoch durch Gleichberechtigung in der emotionalen Arbeit auszeichnet.

Während die Interviewpartnerinnen Anteile in sich tragen, nach denen sie Muttersein als integralen Bestandteil des Selbst verstehen, sehen sie auch andere Anteile in sich, nach denen sie Muttersein eher als Erweiterung des Selbst interpretieren.

„Mit einer Rollenvorstellungen von Ich bin eine emotional für das Kind auch erreichbare Person. Damit kann ich was anfangen. Also es gibt schon Teile, die ich da teilen kann. Aber nicht So dieses Bild von ja, ich bin. Mutter. Und damit bin ich Nur noch Mutter. So, sondern. Für mich ist das schon irgendwie. Wie so verschiedene Blasen eines Selbst, die so für mich ineinander sind. Also ich. Ich bin in mir. Sozusagen viele, in dem ich viele Rollen habe und auch verschiedene Perspektiven in mir auf. Diese Rollen. Habe. So. Also sozusagen von innen und von außen so mal eben so ein kleines Modell von mir selbst erfinden (lacht) Genau im. Und genau darin sehe ich sozusagen Mutterschaft für mich auch als. Eine Selbsterweiterung, indem sozusagen noch ein Bubbel dazukam, in dem ich mich. Sowohl mit. Mir in diesem Bubbel auseinandersetze, aber auch mit der Beziehung dieses Bubbles zu anderen Bubbles, die ich bin. So. Das ist auch ein Teil davon.“ (Ellen, 88)

Diese Interviewpartnerin beschreibt ein sehr komplexes Verständnis von sich selbst, das sich durch verschiedene Blasen des Selbst auszeichnet. Sie beschreibt, dass sie viele Rollen und verschiedene Perspektiven habe, die sich gegenseitig beeinflussen. Mutterschaft interpretiert sie als eine von vielen Blasen, die dazugekommen sei und in Wechselwirkung mit den übrigen Blasen stehe. Sowohl die inneren Blasen als auch die äußeren Faktoren beeinflussen die Interviewpartnerinnen darin, „so ein kleines Modell von mir selbst [zu] erfinden“. Diese Aussage verdeutlicht relativ konkret die kontinuierlich suchenden und finden Bewegungen der Interviewpartnerinnen, die immer bereits Antworten auf ihre Fragen gefunden haben und sie gleichzeitig im Verhältnis zu anderen Blasen des Selbst als auch im Verhältnis zu äußeren Umständen überprüfen und bei Bedarf andere Antworten suchen.

Ein wichtiger Faktor, der die Blase des Mutterseins formt, scheint für einige Mütter die Bedürfnisorientierung am Kind zu sein. Im Zentrum dieser Bedürfnisorientierung liegt der (Selbst-)Anspruch immer zum Wohle des Kindes zu agieren und dieses teils über die eigenen Bedürfnisse zu priorisieren (Evgenia, 88). Ein Moment, in dem sich eine Interviewpartnerin verstärkt von den Bedürfnissen ihres Kindes leiten lässt, sieht sie in anstehenden Entwicklungsschritten, wenn das Kind gerade viel Sicherheit benötigt.

„Manchmal hatte ich schon das Gefühl okay, ich. Mach da jetzt mal mit und lass mich jetzt mal hier von meinem Kind auch mit leiten, weil ich auch eine Idee davon habe, dass mein Kind weiß, was es gerade für seinen Entwicklungsschritt braucht. Und wenn das gerade ist, da viel Sicherheit so brauchen, dann gehe ich da mal gerade mit. Weil ich weiß. Jetzt. In einem Entwicklungsschritt meinem Kind aufzuerlegen, in mir nicht die sichere oder die. Und wenn die erste Geige zu haben, fordert, noch mehr. Und dann ist es noch anstrengend für alle.“ (Ellen, 28)

Dieses Verhältnis zum Muttersein ermöglicht kleinere Differenzierungen in dem Gefühl der ständigen Verfügbarkeit und eröffnet stärker den Raum der interviewten Mütter, in Momenten, in denen beispielsweise kein Entwicklungsschritt ansteht, auch eigene Bedürfnisse intensiver zu fokussieren.

Zu guter Letzt ist die Selbstverwirklichung *durch* Muttersein zu nennen. In diesem Zusammenhang benennen manche Interviewpartnerinnen, dass sie durch das Muttersein mehr Verbundenheit erfahren und ihr Leben weniger bewegt sei (Mila, 76). So erklärt eine interviewte Mutter die erdende Wirkung des Mutterseins:

„Vermutlich hätte ich noch viel mehr Projekte gleichzeitig und würde es wäre eigentlich so kann ich mir vorstellen, irgendwie sehr im Stress in der es hinterher zu laufen. Also ich habe so das Gefühl, dass mich die Kinder bekommen, Kinder haben und das Muttersein reingewachsen sein sehr geerdet hat (weinerlich).“ (Maren, 106)

Die interviewte Mutter stellt sich selbst ohne ihre Mutterschaft als eher gestresst mit mehreren Projekten gleichzeitig vor. Das Muttersein erlebt sie als Bestandteil ihres Lebens, in den sie zunächst hineinwachsen musste und der sie sehr geerdet hat. Die Erdung weist auf die Verbindung zum Boden hin, der ihr anscheinend auch Halt und Ruhe gibt. Ihre weinerliche Stimme deutet sehr auf die Rührung hin, die das Muttersein und die verschiedenen Lebensentwürfe nebeneinander in ihr auslösen. Ihre Bewegungen, die sich lange Zeit womöglich sehr durch Suchen gekennzeichnet haben, scheinen mit dem Muttersein eher ins Finden überzugehen. Ähnlich scheint es auch eine andere Mutter zu erleben, die sich durch das Muttersein sehr erfüllt fühlt und eher den Wunsch nach mehr Kindern formuliert (Elina, 134). Diese Verbundenheit sieht eine weitere Interviewpartnerin mit nachfolgenden Generationen, für die sie durch das Muttersein einen Bildungsauftrag erlebt und sich selbst in eine Generationenfolge stellt (Ellen, 82).

Muttersein löst für manche Interviewpartnerinnen nicht nur mehr Verbundenheit aus, sondern auch mehr Selbstreflexion.

„Also irgendwie. Und da war ich GENERVT. Aber gleichzeitig hatte ich das Gefühl, (ältere Tochter) BRAUCHT mich. Und, ähm. Und ich habe so nach und nach daraus gelernt und auch gezogen, dass ich AN ihr so viel lernen kann und MIT ihr so und insofern ist das auch ein Stück weit Selbstverwirklichung, weil man also weil ICH jedenfalls durch meine Kinder an viele Sachen gestoßen bin, die. Über die ich sonst, glaube ich, so selbst MIT Therapie nicht so nachgedacht hätte. So was zum Beispiel bei mir früher irgendwie komisch war oder nicht gut gelöst, oder? Insofern und ich denke dann mittlerweile auch ÜBER dieses Nachdenken, über Wie ist die Beziehung zu meinen Kindern oder wie war das zu meinen Eltern auch über anderes

nach? Wie möchte ich eigentlich in einer Arbeitsbeziehung, also wie möchte ich das haben? Und insofern ist das ja auch ein Stück weit Selbstverwirklichung. Und was ich VORHER oft nicht so formulieren konnte, was ich auch. Deswegen BIN ich, glaube ich, auch immer von einem Job zum anderen und auf der Suche. Und hier ein Studium und dann noch was. Und ähm, aber ich konnte es nie so FORMULIEREN. Also ich hatte es vorher schon so ein Bauchgefühl. So stimmt es hier nicht so richtig, aber. Das so klarer zu kriegen. Durch dieses Muttersein, durch dieses konfrontiert sein mit Menschen, die zu einem gehören und auch als eben dieses bedingungslos, geben MÜSSEN. Und werden eine Lösung finden, wie wir das gut hinkriegen. Zusammen.“ (Maren, 82)

In dieser Aussage beschreibt die Interviewpartnerin die Lernprozesse, die sie durch ihr Kind erlebt. Diese Lernprozesse versteht sie als Selbstverwirklichung, weil sie durch die Auseinandersetzung mit sich selbst und ihrem Kind mehr lernte, als die interviewte Mutter es je in einer Therapie so für möglich gehalten hätte. Dies beinhaltet ausgiebige Reflexionen der Beziehung zu eigenen Kindern, zu eigenen Eltern sowie zu Kolleg*innen – interessanterweise nicht zur Beziehungsperson. Ausschlaggebender Faktor scheint in ihren Beschreibungen die Konfrontation mit Menschen zu sein, die zu ihr gehören, in dieser Konfrontation selbst bedingungslos geben zu müssen und gleichzeitig zusammen gute Lösungen finden zu müssen. Dies legt nahe, dass die interviewte Mutter durch das Muttersein gezwungen war, neue Beziehungserfahrungen zu machen und sich dafür die für sie notwendige Unterstützung gesucht hat, damit diese neuen Beziehungserfahrungen für sie und ihr Kind konstruktiv werden. Für eine weitere Interviewpartnerin ist die mit Muttersein verbundene Reflexion auch stark mit der Frage verbunden, wie sie Mutter sein möchte (Fiona, 95).

Durch das Muttersein verspüren manche Interviewpartnerinnen auch mehr Energie und Motivation. Eine Interviewpartnerin hält es für möglich, dass sie ohne das Muttersein in alten Strukturen verblieben wäre. Dies geht auch damit einher, dass sie aktuelle Interessen auch durch das Muttersein inspiriert erlebt (Elina, 130). Eine andere interviewte Mutter fühlte sich durch das Muttersein motiviert, ihr Studium abzuschließen. Ohne das Muttersein wäre es ihrer Einschätzung nach auch möglich gewesen, dass sie das Studium abbricht und weiter in ihrer nicht-akademischen Pflegeprofession arbeitet.

„Bei mir war das aber auch mit dem mit der Mutterschaft so, dass ich dann irgendwie denke und dachte Na komm, dann will ich den Bachelor jetzt aber auch mal fix fertig machen. Vielleicht wäre das. Ohne die Mutterschaft hätte ich das auch abgebrochen und würde, weiß ich nicht, weiter als Gesundheits- und Krankenpflegerin arbeiten.“ (Frida, 84)

Es ist anzunehmen, dass ihr das Studium ein höheres Einkommen, mehr Flexibilität und bessere Weiterbildungschancen bietet als der Pflegerinnenberuf der Interviewpartnerin. Die damit verbundenen Ressourcen, welche die Mutterschaft erleichtern, könnten in die Entscheidung der Interviewpartnerin für den Studienabschluss beeinflusst haben. Andere Interviewpartnerinnen beschreiben, dass sie direkt aus dem Einsatz für ihre Kinder Kraft schöpfen (Marla, 110) und dieser ihnen teils auch hilfe, einen Umgang mit der eigenen Depression zu finden.

„Die Depression. Das ist natürlich auch nicht WEG oder schleicht sich ja auch immer mal wieder so an und da HILFT es mir aber auch dann aus der Mutterschaft KRAFT zu ziehen, weil ich ich Mir persönlich hilft es mir immer wieder zu denken okay, wenn ich es jetzt für MICH nicht schaffe, dann wenigstens für meine Tochter. Und das heißt bei WEITEM nicht, dass das dann alles super läuft. Aber es läuft dann nicht SO schlecht. Wie es früher läuft. Also dann finde ich halt dann. Ich bin dann trotz, hab dann trotzdem nicht mehr Elan oder mir fällt es dann trotzdem nicht LEICHTER aufzustehen, aber ich finde dann irgendwie einen Weg

das so. Also PLUS natürlich dann mit der Kombination, dass ja jetzt auch meine Lebensumstände ganz anders stabil sind und mir das.“ (Elina, 144)

In dieser Aussage verdeutlicht eine Interviewpartnerin die kraftgebenden Wirkungen des Mutterseins. Dies gelingt ihr zum einen durch die Selbstaaffirmation „wenn ich es jetzt für MICH nicht schaffe, dann wenigstens für meine Tochter“. In diesem Fall scheint es eher hilfreich, dass das Muttersein die kurzfristigen Bedürfnisse der Interviewpartnerin überlagert und ihr Gefühl der Fürsorgeverantwortung, das sie mehr für ihre Tochter als für sich selbst spürt, ermöglicht, trotz depressiver Symptome Wege zu finden, sowohl der Fürsorge für ihre Tochter als auch für sich selbst nachzugehen (Elina, 144). Dazu scheinen auch die stabileren Lebensumstände beizutragen.

Ein letzter Faktor, den manche Interviewpartnerinnen in Bezug auf die Selbstverwirklichung durch Muttersein benennen, liegt in der Veränderung der gesellschaftlichen Positionierung. Hier beschreibt eine Interviewpartnerin Muttersein als Faktor für die Weiterentwicklung.

„Ich denke. Weil ich immer voran irgendwas wollte, ich wollte vorangehen. Ich wollte etwas Neues, auch für MICH. Mich weiterbilden in der Hinsicht. Deswegen stand auch für mich noch, nachdem ich meine Schule abgebrochen hatte, trotzdem fest, ich muss mein Abitur noch machen, sodass ich dann auch mit Kind gemacht habe. Oder das Studium dann noch irgendwie. Wieder was. Ich wollte einfach WEITER, damit ich auch später weiterkommen kann. Deswegen. Ich glaube JA, aber vielleicht nicht so schnell und nicht auf direktem Wege.“ (Evgenia, 30)

Im Zuge der Selbstverwirklichung erklärt diese interviewte Mutter, wie wichtig ihr (Weiter-)Bildung ist. Hierbei betont sie, dass sie etwas Neues für sich wollte. Dies deutet darauf hin, dass sie Wert darauflegt, neben der Mutterschaft auch weitere Wege für sich selbst zu beschreiten. Gleichzeitig war die Interviewpartnerin sowohl mit Stereotypen zu jungen Müttern (Evgenia, 166) als auch mit einschränkenden Rahmenbedingungen, die es jungen Müttern erschweren, Ausbildungen zu absolvieren (Weinbach 2020) konfrontiert. Wahrscheinlich um ihre Chancen auf Selbstverwirklichung als auch um Armut vorzubeugen, nahm die Interviewpartnerin erhebliche Anstrengungen auf sich, um finanziell und sozial abgesichert zu sein. Interessanterweise vermutet die Interviewpartnerin, dass sie durch das Muttersein schneller und auf direktem Wege weitergekommen sei. Es kann vermutet werden, dass die erfolgreich bewältigten Mehrfachbelastungen zu einer gesteigerten Resilienz und Reifung geführt haben oder die Interviewpartnerinnen ihre Erfahrungen auf konstruktive Weise so für sich deutet. Den Aspekt der Reifung beschreibt eine weitere Interviewpartnerin, die durch die Mutterschaft eine andere Perspektive und Position in der Gesellschaft einnehme (Ellen, 76) und sich durch die Generationenfolge als Teil eines großen, gesellschaftlichen Ganzen erlebt (Ellen, 78ff). Diese neue Position als Mutter sieht sie mit vielen Nachteilen, aber auch Privilegien verbunden.

„Selbsterweiterung also zum einen in dieser Rolle. Sowohl. Aus gesellschaftlicher Perspektive. Ich werde jetzt als Mutter gesehen und damit habe ich vor allen Dingen viele. So viele Nachteile, manche Privilegien (lacht).“ (Ellen, 88)

Dies erklärt sich die Interviewpartnerin durch eine internalisierte, gesellschaftliche Reduktion ihrer Person auf die Mutterrolle.

„Aber vor allen Dingen habe ich einen sehr bestimmten Blick auf mich. Und dadurch ja auch eine Reibung, weil ich diesen Blick zum Teil so nicht will oder da mit diesen Rollenvorstellungen, die es gesellschaftlich

von Mutterschaft gibt, so nicht immer konform bin. Vor allen Dingen nicht mit. Diesen sehr klassischen so (lacht) Mit einer Rollenvorstellungen von Ich bin eine emotional für das Kind auch erreichbare Person. Damit kann ich was anfangen. Also es gibt schon Teilaspekte, die ich da teilen kann. Aber nicht So dieses Bild von ja, ich bin. Mutter. Und damit bin ich Nur noch Mutter.“ (Ellen, 88)

Die Interviewpartnerin erklärt, dass sie nicht immer konform mit der gesellschaftlich erwarteten Mutterrolle sei und grenzt sich von der Idee einer klassischen Mutterrolle, nach der sie ausschließlich Mutter sei, ab. Gleichzeitig erlebt sie Teileaspekte einer normativen Mutterrolle, wie beispielsweise die emotionale Erreichbarkeit für ihr Kind, als passend für sich. Diese Abgrenzungen ermöglichen der Interviewpartnerin im Alltag trotz der kontinuierlichen Reflexionsanforderungen einen konstruktiven Umgang mit ihrem Muttersein und erleichtern ihr, ihre eigene Interpretation des Mutterseins zu verfolgen.

In Hinblick auf die Eindrücke auf die Beziehung zu sich selbst im Verhältnis zwischen Mutterschaft und Selbstverwirklichung zeigen die interviewten Mütter sehr kompetente Umgänge mit den Bewegungen des Suchens und Findens. Anscheinend erleben die Interviewpartnerinnen relativ wenige Diskrepanzen, wenn es um ihr eigenes Verständnis von Mutterschaft und Selbstverwirklichung geht. Dies ist insofern überraschend, weil die häufig benannten externen Belastungen anscheinend weniger belastend auf das Gefühl des Mutterseins einwirken. In diesem Zusammenhang können die Interviewpartnerinnen klar benennen, wo sie suchende und wo sie findende Bewegungen erleben und zeigen sich weniger ambivalent, als auf Basis der sozialen Welten der Eltern- und Paarbeziehungen angenommen werden könnte.

Historizität der Beziehung zu sich selbst

Die Eindrücke in die Beziehung der Interviewpartnerinnen zu sich selbst sind durch eine Historizität geprägt, die sich durch den Umgang mit dem Ideal der „guten Mutter“ und damit verbundene Transformationsprozesse zugunsten eigener Ausgestaltungen von Mutterschaft auszeichnet. Die Interviewpartnerinnen setzen sich diesbezüglich ins Verhältnis zu gesellschaftlichen Idealvorstellungen, ihren Beziehungspersonen und sich selbst und gehen auf ihre Lernprozesse ein.

Ideal der „guten Mutter“

Die Analyse des Ideals der „guten Mutter“ aus Perspektive der Interviewpartnerinnen kann in die Eigenschaften einer „guten Mutter“ und wie diese mit den Beziehungspersonen der interviewten Mütter wie auch mit ihnen selbst zusammenwirken, unterschieden werden.

Die Eigenschaften einer „guten Mutter“ sind aus laut manchen Interviewpartnerinnen von einer klaren Aufteilung der Familien- und Erwerbsarbeit geprägt (Frida, 32; Evgenia, 54). In dieser Aufteilung mache eine „gute Mutter“ gutes, gesundes Essen (Frida, 32; Evgenia, 114; Lucia 1/2, 32) und kümmere sich mehr als der Vater:

„Diese Einstellung von Mutter und Vater ist einfach diese schon wo man den Unterschied aussieht, dass die Mutter TROTZDEM für die Kinder MEHR da ist, in der Hinsicht sich ein bisschen mehr kümmert als der Vater. So eine Art. Grundeinstellung.“ (Evgenia, 100)

In dieser Aussage verdeutlicht sich zum einen eine heteronormative Vorstellung einer verschiedengeschlechtlichen Beziehung. Zum anderen erklärt die Interviewpartnerin ihre Grundeinstellung, dass sich „die Mutter“ trotz eines Anspruchs an Gleichberechtigung ein

bisschen mehr kümmert als der Vater. Dies wirft die Frage auf, ob eine Mutter nach diesem Verständnis immer noch eine „gute Mutter“ ist, wenn sie sich genauso viel kümmert wie die Beziehungsperson oder schränkt dies möglicherweise ihr Selbsterleben als „gute Mutter“ ein, sodass sich mehr zu kümmern auch einen Beitrag zur mütterlichen Selbstvergewisserung leistet? Eine „gute Mutter“ kümmert sich nicht nur ein bisschen mehr als „der Vater“, sie weiß auch, was in der Schule der Kinder passiert.

„Ich schäme mich, weil ich zum Beispiel in der Schule, ich weiß nicht alles von der Schule und manchmal, wenn ich (Tochter) abholen, da sind alle Mutter. Sie sprechen und dann komm ich in ein Gespräch. Ah ja, die Elternabend, haben Plan und ich bin Termine und alles weg. Ähm. Und die kümmern sich? Weil mein Gefühl ist. Sie kümmern sich gut um die Kinder, um das Kind, ja? Also, Sie wissen alles, was in der Schule passiert. Von A bis Z?“ (Lucia 1/2, 32)

Die Ansprüche an gute Mutterschaft lösen nicht nur bei einer Interviewpartnerin großen Druck und Scham aus. Sie nennt das Beispiel der Schule und vermutet, dass andere Mütter einen Überblick über Termine und Elternabende haben und sich gut um ihre Kinder kümmern. Weil die Interviewpartnerin selbst das Gefühl hat, diese Dinge zu vergessen, schämt sie sich und hat das Gefühl eine weniger gute Mutter zu sein.

Eine weitere Interviewpartnerin bemerkt, dass sie zunächst sein sehr konservatives Bild von Mutterschaft hatte und nahm an, dass sie in der Mutterrolle aufgehen werde und nichts anderes wollen werde. Ein „gute Mutter“ genieße schließlich die Zeit mit ihrem Kind, stillt (lange), ist empathisch und geduldig und trauert keinen Partys hinterher, auf denen sie nicht sein kann (Frida, 32):

„Die gute Mutter ist auf jeden Fall immer. Wie heißt das, ist geduldig. Eine gute Mutter fängt die Emotionen ihres Kindes ab. Ist geduldig, macht dem Kind immer gutes Essen. Das Kind kriegt keine Schokolade, sondern. Also ich. Ich bewege mich so langsam davon weg. Aber gerade in dieser Anfangszeit dachte ich, so eine gute Mutter STILLT auch JAHRElang. Eine gute Mutter TRAUERT nicht der Party hinterher, bei der sie nicht sein kann, sondern genießt es, die Zeit mit ihrem Kind zu haben. Ich habe zum Beispiel ganz früh auch angefangen, mich zu langweilen. Ich fand das SO langweilig, einfach nur mein Baby zu haben, dass ich. Eigentlich hatte ich dann irgendwie überlegt, Ich mache zwei Jahre Elternzeit. Ich bin, als (Sohn) zehn Monate alt war, wieder arbeiten gegangen, weil ich die Arbeit so vermisst habe. Ich habe es einfach richtig doll vermisst zu arbeiten. Vielleicht auch nicht. Also ich hatte da so ein sehr. sehr. Konservatives Bild tatsächlich von der Elternschaft. Ich habe gedacht, ich gehe bestimmt auf in meiner Mutterrolle und will gar nichts anderes. Und dann hat. Man dieses Baby und es ist. Man ist, man ist Müde. Gelangweilt und gestresst. Alles drei gleichzeitig (lacht). Das ist halt so die Hölle (lacht) Also ja. Und das war mir alles überhaupt nicht klar. Aber. Man ist halt aber auch Teil von dem Menschen. Da kommt ein neuer Mensch in die Welt, und begleitet den so. Und kann den hoffentlich zu einem Menschen erziehen oder begleiten. Der irgendwie cool ist. Und das ist schon auch toll, was ich. Das ist schon auch toll.“ (Frida, 32)

Ihre Realität beschreibt die Interviewpartnerin jedoch anders. Sie war v.a. müde, gelangweilt und gestresst und hat begonnen, die Arbeit zu vermissen. Gleichzeitig sieht sie ihre Aufgabe und Möglichkeit, einen neuen „Menschen [zu] erziehen oder [zu] begleiten. Der irgendwie cool ist“. Für diesen Menschen ist eine „gute Mutter“ verlässlich und da (Fiona, 79; Elina, 20, 62). Sie unterstützt ihre Kinder und respektiert kindliche Bedürfnisse und Wünsche (Elina, 20). Dabei ist sie verständnisvoll, hat immer Energie, ist beinahe übermenschlich, bedürfnislos.

„Ja, ich weiß auch irgendwie nicht. Ich kann es mir NICHT wirklich erklären, aber ich würde schon sagen, dass das irgendwie so. Hm, dass die Mutter. Irgendwie gibt die Mutter an sich irgendwie auch. Schon fast. So

was Übermenschliches, eigentlich irgendwie verkörpert. Irgendwie. Dass man. Irgendwie so. Immer DA ist und auch wirklich irgendwie. So was BedürfnisLOSES. Irgendwie so was. (...) Als ob auch die Energie einfach nur so aus dem NICHTS heraus. Da ist. Und da sein kann. Und man eine Geduld. Und. Ein. Verständnis. Und. Alles wunderbare Eigenschaften, aber natürlich. Irgendwie. Trotzdem endlich. (...) So. (...) Würde einfach sagen, so gesellschaftliche. Erfahrungen, die ich so mache. (...) Frauen, die irgendwie nicht so viel SAGEN, was sie wollen.“ (Fiona, 79)

Die Interviewpartnerin formuliert den Eindruck, dass an Mütter die Erwartung gerichtet werde, dass „die Energie einfach nur so aus dem NICHTS heraus[komme]“. Die Ressourcen, die Müttern zugeschrieben werden, beschreibt sie als wunderbar, aber endlich. Gleichzeitig sieht sie auch Frauen zu einem Teil in der Verantwortung, die selten ihre Bedürfnisse artikulieren. Es wirkt fast so, als wolle die Interviewpartnerin auch an andere Frauen und Mütter appellieren, ihre Bedürfnisse zu benennen, um den übermenschlichen Erwartungen, die an sie gerichtet werden, gemeinsam etwas entgegen zu setzen.

Die Bewegungen in Bezug auf das Ideal der „guten Mutter“ stellen sich eher als suchend dar. Während die Interviewpartnerinnen spezifische Ideen zu diesem vermeintlichen Ideal formulieren, kommt es immer wieder zu Momenten der Überraschung, dass sie sich beispielsweise langweilen oder ihre Bedürfnisse in den Hintergrund rücken (sollen). In suchenden Bewegungen finden die Interviewpartnerinnen immer wieder Umgänge mit der Idee der „guten Mutter“.

Diese verdeutlichen sich besonders, wenn die Interviewpartnerinnen diese Idee ins Verhältnis zu sich selbst setzen. Im Zuge dessen beschreiben manche Interviewpartnerinnen, dass sie sich allmählich vom Konzept der „guten Mutter“ distanzieren (Frida, 32; Evgenia, 54). Besonders hilfreich findet eine Interviewpartnerin die Unterstützung ihrer „wunderbaren. Krass feministischen Therapeutin“, die sie darin bestärkte, sich von diesen Konzepten abzuwenden und herauszufinden, wie sie selbst glücklich sein kann.

„Aber da konnte ich vieles auch ja auf so einer Metaebene vielleicht nochmal sich anschauen mit meiner wunderbaren. Krass feministischen Therapeutin, die also, die mich da so ganz toll auch bestärkt hat. Irgendwie mich abzukehren von solchen. Bildern im Kopf von So musst du sein, weil du Mutter bist. Ne, ist Quatsch. Du musst so sein, wie du glücklich bist.“ (Frida, 36)

In diesem Zitat verdeutlichen sich interessante Bezüge zu Ahmeds Konzept des Glücksversprechens (2018a). Einer der Gegenstände im Rahmen der Therapie ist der Umgang mit heteronormativen Mutterschaftskonzepten. Diese sollten dem Versprechen zufolge Glück/lichsein bewirken. Zugleich merkt die Interviewpartnerin, dass die Nähe zu dieser Art der Mutterschaft sie in Wirklichkeit nicht glücklich mache. Dies thematisiert sie in einer Therapie, durch die sie sich in eine offizielle, erkrankte Position⁴¹ begeben hat, welche wiederum mit Unglück/lichsein assoziiert werden kann. Dabei macht die Interviewpartnerin die Erfahrung, dass sie nicht dahin bewegt wird, mit heteronormativen Mutterschaftskonzept glücklich sein zu sollen, sondern in gesellschaftskritischer Weise darin gestärkt wird, eigene Konzepte von Mutterschaft zu entwickeln, die daran orientiert sind, was sie wirklich als Person glücklich mache.

In die Ideale der „guten Mutter“ wirken nicht nur Disability bezogene, sondern auch Klassismus bezogene Faktoren ein, sodass eine sozioökonomisch benachteiligte Mutter eine erhebliche Diskrepanz zwischen eigenen Ansprüchen als Mutter und ihren finanziellen Möglichkeiten sieht.

41 s. Kapitel 5.1.2

„Trotzdem bin ich überlastet und schaffe das nicht alleine. Man kann auch sagen ja, okay, ich habe auch den Anspruch, DASS meine Kinder halt nicht den ganzen Tag fernsehen und DASS regelmäßige Essenszeiten da sind oder auch nicht. Nur Naschkram und so. Und da muss ich dann halt auch sagen Ja, okay, dann muss ich halt. Muss ich mir die Pause auch nehmen und sagen okay, dann guckst du halt jetzt nochmal bisschen MEHR Fernsehen, weil ich nicht mehr kann. Dann ist das halt der Weg, mal eine Grenze wahrzunehmen. Irgendwie. Aber eigentlich nicht das, was ich. Als ideal empfinde.“ (Fiona, 107)

Dieses Zitat zeigt die Auswirkungen des Mangels an sozialer Unterstützung, welche in Überlastungsmomente der Interviewpartnerin münden. Aspekte, die mit „schlechter Mutterschaft“ assoziiert werden, scheinen der interviewten Mutter Momente der Entlastung zu ermöglichen. So ermöglichen schnelles Essen für die Kinder oder Ablenkung durch Fernsehen der Interviewpartnerin, ihre Belastungsgrenzen wahrzunehmen und sich eine kurze Pause zu verschaffen. Gleichzeitig bewirkt diese Art der Entlastung eine Unzufriedenheit bei der Interviewpartnerin, weil sie andere Ansprüche an sich selbst stellt. Die Hemmnisse ihrer gewünschten Mutterschaft sieht sie u.a. in mangelnder Gleichberechtigung begründet.

„Es ist immer mal wieder Thema, weil ich einfach auch immer mal wieder einfach frustriert darüber bin, dass. Nicht gleichberechtigt ist. Also ich habe das mittlerweile EIGENTLICH. (...) WARTE ich nicht darauf, dass sich noch mal was VERÄNDERT. (...) Aber irgendwas in mir kann es doch nicht so ganz AKZEPTIEREN und ich bin einfach gefrustet darüber. Und das halt vor allem, wenn ich überlastet bin, wenn ich ganz akut überlastet bin und dann selber nicht mehr DIE Mutter bin, die ich SEIN möchte, dann ist.“ (Fiona, 145)

Die Interviewpartnerin äußert ihre Frustration, durch die mangelnde Gleichberechtigung nicht die Mutter sein zu können, sie sein möchte. Sie und eine andere Interviewpartnerin wünschen sich sehr, eine gute Mutter zu sein (Fiona, 139; Lucia 1/2, 22). Im Kontrast dazu beschreibt eine andere Interviewpartnerin den Wunsch, als gute Mutter wahrgenommen zu werden (Frida, 30). Der Unterschied zwischen diesen Wünschen liegt möglicherweise darin, dass die Interviewpartnerin, die als gute Mutter wahrgenommen werden möchte, bereits stärker das Gefühl hat, eine gute Mutter zu sein.

Es zeigt sich, dass Ideen zur „guten Mutter“ besonders mit äußeren Einflüssen verbunden sind. So lassen sich diese Ideen aus Perspektive der Interviewpartnerinnen im Verhältnis zu anderen Bezugspersonen untersuchen. Dies ist beispielsweise der Vater des Kindes, der es ablenkt, damit die interviewte Mutter ungesehen zur Arbeit gehen kann. Interessanterweise scheint die väterliche Tätigkeit des Ablenkens eher die Bedeutung der Mutter als kindliches Objekt der Fixierung zu stabilisieren.

„Aber ja, dann haben wir einfach. Aber vielleicht ich versucht gehabt, mich noch mal mit ihr hinzulegen, dass sie vielleicht noch mal einschläft. Oder mein Mann hat versucht, sie abzulenken, irgendwas gezeigt, wo sie wirklich gerade fokussiert war. Entweder haben wir die Musik angemacht oder noch mal ein Buch gezeigt oder irgendein Lieblingskuscheltier rausgeholt, wo dann wirklich der Fokus darauf lag und ICH sozusagen gehen konnte und sie dann aber so drauf fixiert war, dass das nicht so schlimm war, weil meistens, wenn sie morgens aufsteht, ist sie noch so ein bisschen verschlafen und Mama und so und damit das halt nicht so passiert ist, ist das schon von Vorteil, dann früher zu gehen, solange sie zu Hause noch schläft.“ (Evgenia, 8)

Die Anforderungen an eine „gute Mutter“ – ob auferlegt oder selbst gewählt – setzt euch eine weitere Interviewpartnerinnen in Verbindung mit Erwerbstätigkeit. Sie überlegt, dass Mütter auch „gute Mütter“ sein können, wenn sie viel arbeiten, aber gleichzeitig weitere Bezugspersonen haben, die sich um das Kind kümmern.

„Du kannst ja auch eine gute Mutter sein, wenn du viel arbeitest, wenn du Leute hast, die, die SONST bereit sind, sich also sich um das Kind zu kümmern. Es hat einfach nicht nur. Es ist nicht nur dein Ding, sondern wir kümmern uns alle.“ (Frida, 146)

Interessant ist an dieser Aussage, dass die Interviewpartnerin die Fürsorge nicht explizit und ausschließlich als Tätigkeit der Beziehungsperson versteht, sondern verschiedene „Leute“ sagt und damit die Isolation der Kernfamilie in ihrem Konzept aufbricht. Diese Leute sind möglicherweise auch im „Muddisystem“ (Mila, 78) zu finden. Mit „Muddisystem“ meint eine Interviewpartnerin diesen

„ganze[n] Kosmos, in dem man da zwangsläufig irgendwie reingeworfen wird. Also genau das plötzlich. Also es fängt ja mit Geburtsvorbereitungskurs und dann. Also ich war beim PEKip. Und. Dann irgendwann Kinderbetreuung und so, dass plötzlich eben so Leute in dein Leben treten und Themen in dein Leben treten, die vorher, die ich vorher maximal gestreift habe. Also und eben auch Wertigkeiten auf einmal. Also das finde ich zum Beispiel sehr bemerkenswert, dass plötzlich so ganz andere Werte und Leute mit ganz anderen Werten in meinem Leben sind, die ich, ja, die mir so das Schicksal jetzt so zugespielt hat, weil meine Tochter mit den Kindern von den Freunden ist oder mit denen ganz viel spielt und so, die ich mir jetzt nicht unbedingt ausgesucht habe, hätte oder hätte, also auf keinen Fall mir ausgesucht hätte. Und genau, ja plötzlich so, so Wertigkeiten. Da eine Rolle spielen. Die. Die mir vorher egal waren. Oder die Ich gar nicht wahrgenommen Habe. Ich habe es gar nicht. Wusste gar nicht, dass es Leute gibt, denen das so wichtig ist, oder? (lacht) Also wie auch große Gesellschaftsteile, denen bestimmte Sachen wichtig sind. Also ich bin aber naiv gewesen, glaube ich.“ (Mila, 82)

Das Muddisystem kann, wenn beide Aussagen der Interviewpartnerinnen zusammengedacht werden, auf der einen Seite viele Menschen in ähnlichen Lebenssituationen zusammenbringen, sodass diese sich verstärkt auch im Kinder kümmern, die nicht die eigenen sind. Auf der anderen Seite können dies auch Menschen sein, deren Werte die interviewten Mütter nicht teilen und mit denen sie nun trotzdem umgehen müssen, weil sich die Kinder mögen.

Auch wenn die Interviewpartnerinnen sich und ihre Beziehungspersonen wie auch äußere Umstände ins Verhältnis zum Ideal der „guten Mutter“ setzen, bleiben die Bewegungen eher suchend als findend. Zwar erkennen sie viele Faktoren und äußern Ideen, wie sie sich ihre eigene Mutterschaft idealerweise vorstellen, doch lässt sich die Angewiesenheit auf äußere Faktoren kaum umgehen und macht die Suche nach Lösungen erforderlich.

Transformation von Mutterschaft

In der Untersuchung der Transformation von Mutterschaft lassen sich unterschiedliche Schwerpunktsetzungen der Interviewpartnerinnen differenzieren. Diese liegen zum einen in dem Erlernen der Elternrollen, die Reflexion der eigenen Mutterrolle im Verhältnis zur eigenen Mutter und oftmals dem Wunsch, es anders zu machen.

In Hinblick auf das Erlernen der Elternrollen hält eine interviewte Mutter ihre Überraschung fest, dass sie

„ganz lange gedacht [habe], dieses Muttersein ist so kulturell aufgeladen und es klar wichtig, dass ein Kind eine Bezugsperson hat. Aber es ist ein bisschen egal, wer das ist. Und mich hat das total überwältigt zu merken, dass da so ein Baby irgendwie wirklich MICH als Mutter so haben will, also dass das irgendwie doch was Besonderes ist.“ (Maren, 28)

Die anfängliche Gelassenheit in Bezug auf das Muttersein, welche sie als kulturell aufgeladen versteht, weicht einer Überwältigung, die sie so nicht erwartet habe. Dass ein Baby wirklich

sie als Mutter haben wolle, ist für sie etwas Besonderes. Ihre Vorstellungen von Mutterschaft, die wahrscheinlich von feministischen Diskursen geprägt sind, hat die interviewte Mutter an ihre neue Lebensrealität angepasst. Manche Interviewpartnerinnen stellen auch Überlegungen zum Vater des Kindes an. Eine interviewte Mutter beobachtet einen erschweren Beziehungsauflauf zwischen Vater und Kindern, da sich der Vater lange Zeit in seiner Fürsorgeverantwortung zurückgehalten habe (Fiona, 12). Eine andere interviewte Mutter beobachtet ebenfalls Unterschiede zwischen ihrem Handeln und dem des Vaters und eignete sich zunehmend die „Lässigkeit“ (Maren, 44) des Vaters an.

Eine ähnliche Lässigkeit und Gelassenheit wünscht sich eine Interviewpartnerin grundsätzlich von Erwachsenen, an die die interviewte Mutter appelliert, respektvolle und wertschätzende Gegenüber für Kinder sein.

„Wir sagen einfach RESPEKTVOLL und mit. Mit einer WERTSCHÄTZUNG. Und. (...) Wie soll ich das sagen? (...) Was tut. (...) Ich glaube schon, dass Kinder Orientierung brauchen, einfach indem Erwachsene, die im Umfeld sind, in BEZIEHUNG treten und das AUTHENTISCH und. (...) Ja einfach Vorbild sind. Und das ist manchmal gar nicht darum geht irgendwas. In Erwachsenenaugen KINDGERECHTES zu tun, sondern dass es eigentlich nur um die BEZIEHUNGEN geht, die man. Eingeht und das man dann einfach die BEGEISTERUNG, die man für irgendetwas empfindet, weitergeben kann. Also muss es nicht sein, dass man in die Spielküche geht, sondern man kann auch einfach eine Pizza zusammen backen. (Kind macht Geräusche) Wenn jemand gerne Pizza backt.“ (Fiona, 48)

Die Interviewpartnerin äußert den Wunsch, dass Erwachsene authentisch mit Kindern in Beziehung treten. Dabei geht es ihr weniger um kindgerechtes Handeln, sondern eher um Begeisterung, die Erwachsene für etwas spüren. Über diese Begeisterung können sie in den Augen der Interviewpartnerin mit Kindern in Beziehung gehen. Ihre Argumentationslinie lädt Erwachsene ein, nicht notwendigerweise Tätigkeiten für Kinder umzustrukturen, sondern Erfahrungen mit Kindern zu teilen. Dieser Ansatz erleichtert die Übernahme der Fürsorgeverantwortung, die Erwachsene so für alle Kinder haben können, senkt gleichzeitig die Schwellen für Erwachsene und bietet Entlastung für Mütter.

Die Transformationen eigener Verhältnisse zu Mutterschaft und Elternschaft werden von mehreren Faktoren beeinflusst. Dies ist u.a. die Zeit, die Menschen Eltern sind und lernen, Eltern zu sein (Maren, 44). Deutlich wird daran insbesondere die Bedeutung weiterer Personen für die Art und Weise, wie Mütter ihre Mutterschaft leben können. Im Zuge dessen beschreibt eine Interviewpartnerin den aktiven Prozess des Vaterwerdens ihrer Beziehungsperson (Ellen, 22). Zugleich stehen Eltern auch in Wechselverhältnissen. Eine Interviewpartnerin weist auf die angenehme Erfahrung hin, sich als Mutter auch mal zurücknehmen können, wenn die Beziehungsperson und das Kind Zeit miteinander verbringen (Ellen, 28). Den Prozess des Elternwerdens und Elternseins hebt auch eine andere Interviewpartnerin hervor.

„Das sind ja auch total unrealistische Gedanken, weil es käme ja nicht von heute auf morgen, zweites oder drittes Kind, sondern da wächst man ja auch mit und mit rein und so, das war ja, das ist ja auch das Schöne, auch beim ersten, also als wir dann beschlossen hatten, und diese Entscheidung, so ein Kind zu bekommen, war dann ja auch. Ähm fühlte sich halt GRÖSSER an, als sie dann letztendlich war zu gehen, weil es halt ein Weg und du entscheidest dich ja nicht heute irgendwie für ein Kind und morgen ist es da und dann ist es schon zwei und du weißt gar nicht, was es braucht und wie das passiert, sondern. Allein auch die Schwangerschaft so mit zu wachsen und so und dann ja auch so wie dein Kind lernt du ja auch einfach immer mit lernst.“ (Elina, 136)

Aus ihrer Perspektive wachsen Menschen in das Elternsein hinein. Dies sei ihr zuvor nicht in der Deutlichkeit klar gewesen, da sich die Entscheidung für sie und ihre Beziehungsperson zunächst größer anfühlte, als sie es letztlich war in der Einschätzung der Interviewpartnerin war. Elternschaft versteht sie inzwischen als Weg, bei dem zwischen der Entscheidung für ein Kind und bis es tatsächlich da ist, Zeit liegt. Dabei wachsen Eltern nicht nur während der Schwangerschaft, sondern auch lernen kontinuierlich mit ihrem Kind mit.

Weitere Bereiche, die zum Erlernen der Elternrollen beitragen, sehen die Interviewpartnerinnen in Beratungen und Konfrontation mit Erfordernissen des Elternseins. Dies bezieht eine interviewte Mutter insbesondere auf den Vater der Kinder (Maren, 18). Auch Literatur begleitet die Interviewpartnerinnen beim Erlernen v.a. ihrer Mutterrollen (Fiona, 149).

„So will ich vielleicht sein. So will ich nicht sein. Und dass ich irgendwie angefangen habe, mich zu BELESEN, das kam dann erst später. Als ich so gedacht habe. Okay. Es gibt ja auch Mütter, die Sachen aufgeschrieben haben, wie vielleicht. Das kam dann später.“ (Frida, 36)

Dabei verweisen sie auf andere Mütter, die ihre Erfahrungen bereits niedergeschrieben und veröffentlicht haben. Sie dienen dabei als Orientierungspunkte, denen sich die Interviewpartnerinnen annähern wollen oder von denen sie sich abgrenzen. Ebenso bildet Therapie einen Bereich, in denen die Interviewpartnerinnen ihr Elternsein lernen (Frida, 36, 44).

„Und wie gesagt, ich bin so dankbar, dass ich diese Therapie hatte, die mir einfach auch beigebracht hat. Also ja, wo auch noch mal jemand war, wo ich sagen mal, ist das richtig? Ist das richtig oder ist das nicht richtig? Oder mir auch so Werkzeuge an die Hand gegeben hat, wie man Vielleicht kann dieses Problem von Ich mach mehr, du machst mehr lösen kann.“ (Frida, 62)

Auch Therapeut*innen schreibt diese Interviewpartnerin eine Orientierungshilfe zu, die weiterhin auch Werkzeuge für den Lebensalltag als Mutter, als Eltern und als Person an die Hand gibt.

Im Zuge dessen reflektieren manche Interviewpartnerinnen ihr Verhältnis zur eigenen Mutter und erkennen dabei beispielsweise Ähnlichkeiten zwischen ihren Perspektiven und denen der eigenen Mutter (Elina, 62). Teils erkennen sie auch, dass es eine Diskrepanz zwischen dem, was die Interviewpartnerinnen von ihrer Mutter gewünscht hätten, und dem, was sie bekommen haben. In therapeutischer Arbeit entwickelte eine Interviewpartnerin das Bild ihrer Wunschmutter, das sie zum einen für ihr eigenes Muttersein inspiriert und zum anderen einen Schritt in der Trauerarbeit darstellt.

„Und Jein. Also. Nee, also von daher habe ich mich halt von daher. Das war dann auch Trauerarbeit, mich von der zu verabschieden und teils zu erkennen, dass es nicht meine echte Mutter ist, sondern damit umzugehen, was ich halt habe. Aber diese Wunschmutter INSPIRIERT mich ab und zu in meinem Ich. In meinem eigenen. In meinem eigenen Weg. Als Mutter.“ (Elina, 28)

Damit verbunden äußert sich auch die Notwendigkeit, sich von der eigenen Mutter lösen (Elina, 18). Eine weitere Interviewpartnerin reflektiert ihr eigenes Verhalten und bemerkt, dass ihr dies bereits von ihrer eigenen Mutter bzw. von ihren Eltern vorgelebt wurde.

„Ich glaub das hat auch wieder so. Einen familiären Background. Weiß ich nicht, weil das immer so vorgelebt war. Mama, Mama hat das zu entscheiden. Mama hat. Alles. Weil. Ja. Weil das bei uns auch irgendwie so war. Mama hat einfach alles immer entschieden. Papa hat man manchmal gefragt, wenn man wusste Mama sagt nein. [...] Papa vielleicht ja So. Aber ja, und ich glaube, deswegen hat man das so übernommen.“ (Evgenia, 42)

Diese Interviewpartnerin erklärt sich ihre eigene Art und Weise Mutterschaft und Elternschaft zu leben durch ihre eigenen Eltern, die eine ähnliche Aufgabenteilung in Bezug auf Entscheidungen in der Elternbeziehung hatten wie nun die Interviewpartnerin und ihre Beziehungsperson.

Andere Interviewpartnerinnen beobachten das Handeln ihrer Mütter bzw. Eltern und gehen einen Schritt weiter, indem sie anstreben bestimmte Aspekte der Erziehung nicht wiederholen zu wollen. Dazu gehört beispielsweise, dass die Töchter einer interviewten Mütter Grenzen haben dürfen.

„Es hat ganz bestimmt biographische Gründe, warum das bei mir so ist, dass ich irgendwie versuche, möglichst unkompliziert zu sein. Aber. Möchte ich auf jeden Fall nicht. Also möchte ich meinen MÄDELS auf jeden Fall. Ähm. Zeigen, dass es okay ist, GRENZEN zu HABEN (weinerlich).“ (Fiona, 30)

Ihre Internalisierung, möglichst unkompliziert zu sein, möchte sie nicht auf ihre Töchter übertragen. Wie eine andere Interviewpartnerin auch wünscht sich diese, dass ihre Kinder sich gesehen fühlen sollen (Elina, 30). Eine weitere Interviewpartnerin möchte ihren Kindern mehr Freiräume geben und weniger Druck machen. Sie reflektiert, dass es ihr bislang ganz gut gelinge (Marla, 14, 16). Insgesamt legen die Interviewpartnerinnen großen Wert auf bedürfnis- und bindungsorientierte Erziehung, die sie selbst nur bedingt so erfahren haben (Ida, 24, 26, 63).

Die Transformation von Mutterschaft gestaltet sich durch eine besondere Dichte von suchenden und findenden Bewegungen. Die interviewten Mütter finden oftmals zunächst gesellschaftlich oder sozialisatorisch nahegelegte Möglichkeiten, Mutterschaft zu leben, und bemerken an einigen Stellen, dass diese nur eingeschränkt der Art und Weise entsprechen, wie sie gerne Mütter sein wollen. Dies lädt sie dazu ein, Bewegungen zu finden, die sie für sich und ihre Situation als passender erleben.

Mehr als den Wunsch, es genauso oder ähnlich zu machen wie die eigenen Eltern, benennen die Interviewpartnerinnen ihren Wunsch, es anders zu machen (Juna, 87f., 94; Elina, 18, 35, 60; Maren, 68). Diese Wünsche stehen besonders im Fokus der Bedürfnisorientierung und einen angemessenen Umgang mit Bedürfnissen in der Familie zu finden. Eine Interviewpartnerin benennt ihren Vater als Vorbild und Orientierungspunkt.

„Habe ich auf jeden Fall von meinen Eltern, besonders von meinem Vater. So mitgekriegt. Und das war sich jetzt aber auch schon GANZ häufig gesagt habe, immer wieder dieses Wunsch und Bedürfnisse, dass für mich so ein zentrales Thema. Und DAS habe ich aber für mich SELBER erarbeitet in meinem Prozess, mich von meiner Herkunftsfamilie zu lösen, weil ich DA das Gefühl hatte, dass das das hält, dass da für keinen Platz war. Also bei meinem VATER, ja, da war das sozusagen das höchste Gut und in meiner, bei meinen, in der Familie meiner Mutter nicht. Da habe ich mich halt immer irgendwie übergangen gefühlt und in Erwartungen gefangen gefühlt, so dass ich DARAUS dann dieser Wunsch entwickelt hat, dass ich das halt in meinem Leben und in meinem Umfeld unbedingt anders machen möchte.“ (Elina, 54)

Dieses Zitat ist insofern interessant, weil die Interviewpartnerinnen den Vätern als Beziehungspersonen oft eine gewisse Lässigkeit und Priorisierung der eigenen Bedürfnisse zuschreiben. Es liegt die These nahe, dass die Mutter der Interviewpartnerin ihren Vater wahrscheinlich ähnlich beschrieben hätte, da dieser oft abwesend war. Gleichzeitig findet eine ganz andere Beschreibung ihres Vaters durch die Interviewpartnerin selbst statt. Von ihm fühlt sie sich im Gegensatz zu ihrer Mutter gesehen. Nun kann weiter überlegt werden, ob ihre Mutter überlastet und nicht-sehend war, gerade weil sich der Vater der Interviewpartnerin die Priorisierung seiner eigenen Bedürfnisse erlaubt hat.

Auch eine andere interviewte Mutter reflektiert ihre Sozialisation durch ihren Vater. Diese setzt sie auch in Verbindung zu ihrer Herkunft Lima, die sie als sehr gefährlich beschreibt. Daher habe ihr Vater sie oft mit dem Auto hin und her gebracht.

„Mein Papa immer hat mir mit dem Auto hin und her mitgebracht. Er hat mich immer so viel Schutz, dass jetzt ich merke, das hat mir nicht gutgetan, weil ich bringe das zu meinen Kinder, das ist wie eine Kette ist. Erst mal noch mal diese Muster cut machen. Also verstehe, was ich meine und deswegen das ist, weil in Peru, das ist sehr gefährlich zu leben in Lima Hauptstadt, das ist und deswegen, ich habe diese Gedanken noch in meinem Kopf.“ (Lucia 1/2, 24)

Der starke Schutz habe der Interviewpartnerin nicht gutgetan. Sie reflektiert, dass sie dies in ihre Erziehung einbringe und dies wie eine Kette sei. Daher versucht sie einen Musterbruch und setzt sich viel mit ihren Gedanken auseinander, die nach wie vor wirksam werden.

Neben dem angemessenen Umgang mit Bedürfnissen streben die Interviewpartnerinnen im Verhältnis zu ihren eigenen Eltern mehr Selbstbestimmung und die selbstständige Übernahme von Verantwortung an (Elina, 18, 92). Dabei versuchen sie teils, Dinge bewusst zu verlernen (Elina, 86). Während viele Interviewpartnerinnen sehr direkte Bezüge zu ihrer Sozialisation herstellen, wenn sie ihre eigene Mutterschaft reflektieren, beschreibt eine Interviewpartnerin, dass sie ihre Sozialisation für ihr eigenes Handeln nicht ausschlaggebend sehe, aber bestärkend (Juna, 94).

Insbesondere in Hinblick auf die Historizität der Beziehung zu sich selbst, zeigt sich, dass das Ideal der „guten Mutter“ erhebliche suchende Bewegungen bei den Interviewpartnerinnen auslöst, da sie oftmals nur eingeschränkt mit diesen Idealen im Lebensalltag einverstanden sind oder die Ideale auch kaum umsetzbar. Dies löst Veränderungswünsche und damit viele kleinere und größere Transformation von Mutterschaft in immer wieder findenden Bewegungen aus.

Konturen der Beziehung zu sich selbst

Aus den Eindrücken und ihrer Historizität gehen Konturen der Beziehung der interviewten Mütter zu sich selbst hervor. Diese stellen grundlegende Einstellungen und Werte da, die die Interviewpartnerinnen vertreten und in weitere Begegnungen hineinragen. In Hinblick auf die Fragestellung lohnt sich die Analyse der subjektiven Bilder der Selbstverwirklichung, welche Einblick gibt in die Priorisierungen und Wünsche der Interviewpartnerinnen gibt.

Subjektive Bilder der Selbstverwirklichung

In der Analyse der subjektiven Bilder der Selbstverwirklichung der Interviewpartnerinnen lassen sich die Schwerpunktsetzungen der Weiterentwicklung, der Entfaltung, der Ressourcen, der Arbeit und besonders der Beziehungen abbilden.

Viele der Interviewpartnerinnen verstehen unter Selbstverwirklichung auch Weiterentwicklung. Damit meinen sie, sich weiterzuentwickeln (Lucia 2/2, 56) und weiterzubilden (Evgenia, 30, 94), beispielsweise durch Bücher (Lucia 2/2, 2), im Internet (Fiona, 97) oder grundsätzlich einfach lernen (Ellen, 90; Frida, 66; Ida, 40). Sie äußern den Wunsch nach Fortbildungen (Fiona, 115; Ellen, 106). Teils ist dies mit der Idee des Vorangehens und etwas Neues für sich zu wollen verbunden (Evgenia, 30).

Neben der Weiterentwicklung geht es den interviewten Müttern oft auch um Entfaltung. Besonders stehen Reisen und an anderen Orten sein (Ellen, 106; Frida, 66, 70, 84; Evgenia,

92, 128; Elina, 130; Juna, 112) oder in anderer Stadt wohnen (Fiona, 115) im Vordergrund. Aber auch beruflich oder privat etwas Kreatives zu machen (Mila, 60; Evgenia, 128), Hobbies zu verfolgen (Mila, 60), sich mit Dingen auseinanderzusetzen, zu genießen (Mila, 62), Tanzen, Sprachen lernen oder Lesen (Ellen, 90) gehören für die interviewten Mütter zur Selbstverwirklichung. Im Kern heißt Selbstverwirklichung für eine Interviewpartnerinnen, eigene Lebensvorstellungen zu verwirklichen.

„Und ja, das ist so ein bisschen sich selber so gut kennenlernen und wissen, wie man ist, woher manche Dinge kommen und mit seinen Macken. Und Stärken und Schwächen umgehen. Ähm. Also, dass man einfach die ZEIT dafür hat und dass man das KANN. So, und dass man DANN aber auch die ENERGIE hat und die Ressourcen zu sagen okay, das und das möchte ich ausprobieren. Oder dass man schaut, WOHIN kann es gehen, ohne das, ohne dass ANDERE, die vielleicht von einem abhängig sind, da drunter leiden, ist vielleicht zu viel, aber dass man da ABSTRICHE machen. Muss und dass man. Tatsächlich das VERWIRKLICHT, was man für SICH vom Leben oder was man sich fürs Leben vorstellt.“ (Juna, 102)

Aus den Betonungen der interviewten Mutter geht hervor, dass Selbstverwirklichung für sie bedeutet, die jeweils individuellen Vorstellungen vom Leben für sich und auch mit anderen, so gut wie möglich umzusetzen. Dies heißt für sie, sich selbst mit Stärken wie Schwächen zu kennen und einen Umgang mit ihnen zu finden, sodass andere, die möglicherweise in einem Abhängigkeitsverhältnis zur Person stehen, nicht darunter leiden. Selbstverwirklichung sieht diese Interviewpartnerin also in einem deutlichen Interdependenzverhältnis mit anderen Menschen, welches zugleich auch die Grenzen der Selbstverwirklichung aufzeigt. Die Interviewpartnerin nutzt das Kriterium, „ohne dass ANDERE, die vielleicht von einem abhängig sind, da drunter leiden“, weil die Vorstellungen der Selbstverwirklichung „vielleicht [wirklich] zu viel“ sind, sodass dann Abstriche gemacht werden müssen. Die Umsetzung dieser Grenzen ermöglicht allen Beteiligten in Interdependenz- und Abhängigkeitsverhältnissen die größten Räume der Selbstverwirklichung und reduziert die Ungleichheitsverhältnisse durch Machtverhältnisse.

Daraus geht hervor, dass Selbstverwirklichung zu erheblichen Teilen auch mit Ressourcen verbunden ist. Diese können Sicherheit, aber auch Zeit und Energie sein.

„Also, ich lebe hier in also in jeden Tag. Ich. Also im Moment. Ich stelle mir vor, ich wollte sicher sicher sein in eine Wohnung mit meine Kinder und auch. Gesund. Also ich wünsche mir nicht mehr. (...) Und trotzdem die Sachen machen, wo ich mich weiterentwickeln kann. Das ist für mich wichtig. Also der Job, den ich gerade mache und. Als Mensch und auch was ich innerlich auch auch das heilen kann.“ (Lucia 2/2, 56)

Eine interviewte Mutter sieht diese Sicherheit nach der Trennung von dem Vater der Kinder in einer eigenen Wohnung für sich und die Kinder. Dort können sie und ihre Kinder gesund werden und sein. Um dies zu ermöglichen, zu heilen und sich weiterzuentwickeln, ist der Interviewpartnerin finanziellen Unabhängigkeit durch ihren Job wichtig. Eine andere Interviewpartnerin verdeutlicht auch die Ressourcen Zeit und Energie, um Dinge auszuprobieren.

„Also, dass man einfach die ZEIT dafür hat und dass man das KANN. So, und dass man DANN aber auch die ENERGIE hat und die Ressourcen zu sagen okay, das und das möchte ich ausprobieren.“ (Juna, 102)

Wenn es um Entfaltung und Entwicklung in der Selbstverwirklichung geht, bewegen sich die Interviewpartnerinnen gezielt suchend. Selbstverwirklichung ist in den Augen der Interviewpartnerinnen oft mit der Erlaubnis und den Möglichkeiten verbunden, sich suchend bewegen zu können und zu dürfen.

Die findenden Bewegungen sehen die Interviewpartnerinnen eher im Bereich der Erwerbstätigkeit. Als Erklärungen für Erwerbstätigkeit oder den Wunsch nach Erwerbstätigkeit führen die Interviewpartnerinnen Anerkennung, Wertschätzung, Wichtigkeit und Sinnhaftigkeit, sowie Spaß und Erfolg (Frida, 66, 88), Vermeidung von Langeweile (Frida, 32; Hanna, 94) und Abwechslung vom „Kinderthema“ (Hanna, 90) an. Auch wenn ist nicht ihre oberste Priorität ist, entlastet es die Interviewpartnerinnen, Geld zu haben und dieses für Dinge ausgeben zu können, die ihnen wichtig sind (Hanna, 90, 98; Frida, 66). Manche Interviewpartnerinnen beschreiben, dass sie sehr in ihrer Erwerbstätigkeit aufgehen (Mila, 60; Frida 66), andere sagen von sich selbst, „nicht so der super Karrieremensch“ (Hanna, 90) zu sein. In Bezug auf ihre Erwerbstätigkeit formuliert eine Interviewpartnerin, ihre Ausbildung zu beenden und einer Erwerbsarbeit nachzugehen (Fiona, 115). Eine andere Interviewpartnerin wünscht sich einen fordernden Teilzeitjob mit Spaß und netten Menschen (Hanna, 90). Eine dritte Interviewpartnerin sehnt sich nach zwei beruflichen Standbeinen, um zwei Bereiche ihrer Selbst vereinbaren zu können.

„Und bei mir muss das immer alles nochmal ein (lacht) Bisschen komplizierter. Und muss auch immer alles noch eine Schippe mehr sein. Also genau, ich habe immer das Problem, dass ich irgendwie gerne mit dem Kopf arbeite. Aber ich arbeite auch. Wenn ich nur mit dem Kopf arbeite, dann werde ich auch wahnsinnig. Wie auch immer, dass meine Seele noch mitarbeitet, deswegen bin ich ja auch immer. Also genau ist mir das auch. Meine beiden Standbeine so wichtig. Deswegen studiere ich auch gerne, aber arbeite eben auch gerne als Musikerin. Das brauche ich irgendwie. Und wenn ich nur das eine machen würde, dann wäre ich. Auch echt unglücklich.“ (Mila, 62)

Die Interviewpartnerin beschreibt sich als ein bisschen komplizierter, da sie gerne mit dem Kopf arbeite, aber ausschließlich mit dem Kopf zu arbeiten sie belaste. Sie brauche es auch, dass ihre Seele mitarbeiten könne. Daher wünscht sie sich zwei berufliche Standbeine, da es sie unglücklich machen würde, lediglich einen der Schwerpunkt zu verfolgen. An diesem Beispiel zeigt sich, dass diese Interviewpartnerin den ersten Schritt, den die Interviewpartnerinnen als Selbstverwirklichung verstehen, bereits gegangen ist. Sie kennt sich selbst und weiß, was sie möchte und braucht. In diesem Sinne hat sie sich bereits findend bewegt. Es folgt die Bewegung des Suchens, um einen passenden Weg für ihre Selbstverwirklichung zu finden.

Der größte Teilbereich, den die Interviewpartnerinnen in Bezug auf Selbstverwirklichung benennen, gilt Beziehungen. Diese beschreiben sie in Hinblick auf Familie, Gemeinschaft und zu sich selbst.

Bezogen auf die Familie beschreiben einige Interviewpartnerinnen ihre Priorisierungen von Familie. Dabei stellen sie Kinder vor Arbeit (Elina, 32; Hanna, 90) und streben an, dass ihre Kinder zunächst erstmal in Fremdbetreuungen kommen (Hanna, 86). Ein Moment der Selbstverwirklichung stellt für eine interviewte Mutter dar, ihr Haus und ihren Garten bewohnbar gemacht zu haben (Hanna, 86).

Ein weiterer Teilbereich der Selbstverwirklichung bildet für die Interviewpartnerinnen die Gemeinschaft. Einige interviewte Mütter fokussieren diesbezüglich politisches Engagement und gesellschaftliche Verbesserung beispielsweise durch Selbstverteidigungskurse für Frauen (Ida, 34), in der Pflege oder in Hausprojekten (Frida, 66, 84). Manche sehen sich (auch) durch die Mutterschaft in einer Generationenfolge (Ellen, 78ff) und möchten damit ihrem Bildungsauftrag für nachfolgende Generationen nachkommen (Ellen, 82). Sie sehen damit eine Nähe zu einem größeren Ganzen. Dies kann in verschiedenen Generationen liegen oder in der Nähe zu Tieren und Natur (Marla 126, 130). Insgesamt geht es den

Interviewpartnerinnen auch um die Pflege von Freund*innenschaften (Mila, 60) und dass sie und ihre Kinder „wirklich ankommen“ (Hanna, 112). Es deutet sich bei den Interviewpartnerinnen teils eine große Sehnsucht nach anderen Menschen außerhalb der Familie an und das Anliegen, andere Menschen zu unterstützen und ihnen zu helfen.

„Und ich verzehre mich wirklich danach, wieder mehr Kontakte nach außen zu haben, wieder mehr nur für mich machen zu können.“ (Ida, 6)

„Was ich auf jeden Fall mit. Mit anderen Menschen irgendwie in Kontakt trete und emotionale Kontakte habe. Dass ich Menschen unterstützen kann und helfen kann. Und damit meine ich nicht mein eigenes Kind.“ (Ida, 34)

Ressourcen, die sich die interviewten Mütter für sich selbst wünschen, wünschen sie oft auch anderen Menschen. So träumt eine Interviewpartnerin davon, eine Kultur- und Begegnungsstätte beispielsweise für Geflüchtete ins Leben zu rufen, um Räume zu schaffen, wo es Menschen besser geht.

„Und dann würde ich halt tatsächlich so ein paar PROJEKTE anschlieben. Um Leuten zu helfen oder um. Also mein größtes Hirngespinst ist ja hier [...] Die (OPER) gab's hier mal? Die ist da (Ort). Ist so ein altes Gebäude, was leider abgerissen wurde oder irgendwie zugrunde abgerissen wird, gerade. Und wo so eine Investorin drauf sitzt und die warten, man darf es nicht bis zum Ende abreißen, weil es unter Denkmalschutz steht. Das ist noch so ein Stahlgerippe, das sieht so aus wie ein Zirkuszelt. (...) Genau die das gekauft und, die wartet halt, bis es zerfällt, so dass sie dann wahrscheinlich teure Wohnungen bauen kann oder was? [...] Und dann wäre, also wenn ich die Ressourcen hätte, wäre so. Ein Hirngespinst. Das Ding zu KAUFEN, mit ARCHITEKTEN neu AUFZUBAUEN und da irgendwie so eine Kulturstätte oder Begegnungsstätte reinzusetzen. Mit. Was weiß ich. Früher waren da mal, ich glaube, da waren KÜNSTLER drin und so ATELIERS und solche so kleinen Sachen, und weißt du so. Das wär so! Und so in der ART so Dinge anschlieben oder. Keine Ahnung, für die ganzen Geflüchteten. Noch mal. Einen anderen. Andere BEGEGNUNGSRäume oder so RÄUME zu schaffen, wo es denen dann besser geht. Und solche Sachen würde ich tatsächlich machen.“ (Juna, 106)

Der Aspekt der Gemeinschaft scheint den Interviewpartnerinnen in Bezug auf ihre Selbstverwirklichung besonders wichtig zu sein. Die Gemeinschaft lädt zu findenden Bewegungen ein, da die Interviewpartnerinnen dort Orte der Zugehörigkeit und der Aufgaben für ein größeres Ganzes finden.

Zu guter Letzt sind die Beziehungen der interviewten Mütter zu sich selbst als Konturen zu nennen. Vor allem thematisieren die Interviewpartnerinnen die Beziehung zu sich selbst in Hinblick auf Selbstfürsorge, von der Gesundheit und Leichtigkeit Teilbereiche darstellen. Selbstfürsorge heißt für manche Interviewpartnerinnen, sich selbst gut zu kennen (Juna, 102) und zu wissen, was sie gerne möchten (Hanna, 84; Ida, 34, 36). Dies geht für eine interviewte Mutter auch mit einer authentischen Selbstdarstellung einher.

„Es ist, finde ich, schon irgendwie ein Teil, der irgendwie jetzt mit zu meiner Persönlichkeit gehört hat, der mich irgendwie auch ausgemacht hat oder der, also jetzt nicht, dass ich jetzt mega flippig rumlaufe, oder Keine Ahnung. Aber es ist? Das war mir irgendwie wichtig, und mich jetzt gar nicht herauszuputzen oder wie? Ich bin auch, bin in den Garten gegangen und habe da in der Erde herumgewühlt. Also ich hatte jetzt nicht tolle Klamotten oder keine Ahnung. Aber einfach ich meine, ich bin, ich bin ja auch gepierct, ich bin auch tätowiert, so wie du auch. Wie sie im Gesicht, so was ja auch. Was ja auch direkt auffällt, was ja schon irgendwie zur Selbstdarstellung dazugehört. Und genau, ähm, ja, ja, auch irgendwie dann für mich und meine Rolle dann irgendwie auch.“ (Ida, 73)

Für diese Interviewpartnerin bedeutet das, nicht den größten Wert auf Kleidung zu legen und ihre Persönlichkeit durch Piercings und Tätowierungen nach außen zu tragen. Dies sieht sie als Teil ihrer Selbstdarstellung. Diese ist auch einer anderen Interviewpartnerin wichtig, die lieber etwas (Berufliches) machen möchte, wo sie schick aussieht (Evgenia, 126).

Gesundheit stellt einen Teilbereich der Selbstfürsorge und Selbstverwirklichung dar. Eine Interviewpartnerin wünscht sich, gesund zu sein und innerlich heilen zu können (Lucia 2/2, 56). Weitere interviewte Mütter legen Wert auf Sport und körperliche Betätigung (Ida, 34; Ellen, 90; Fiona, 97, 115) und möchten beispielsweise selbst Yoga unterrichten (Lucia 2/2, 2; Fiona, 115).

Leichtigkeit bildet einen weiteren Teilbereich der Selbstverwirklichung. Dieser mag aus einer aktionistischen Perspektive auf Selbstverwirklichung zunächst merkwürdig anmuten. Doch bewirken die Möglichkeiten, in den Tag hineinzuleben (Lucia 2/2, 56) und mehr Zeit für sich zu haben (Frida, 84; Lucia 2/2, 2) auch, dass die interviewten Mütter Zeit haben, sich umzusehen und sich auf Dinge einzulassen (Marla, 122ff, 132).

„Wenn ich Zeit hab, irgendwie. Nicht, also nicht nur, nicht nur arbeite, sondern irgendwie auch, irgendwie Zeit habe, MICH umzugucken und irgendwie mich auf Sachen einzulassen.“ (Marla, 122)

In der Beziehung zu sich selbst beschreiben die Interviewpartnerinnen zahlreiche gefundene Bewegungen. Diese setzen sie besonders in Kontexten der Familie und der Gemeinschaft um. Wenn sich die Interviewpartnerinnen in diesen Bewegungen eingefunden haben und für sich wissen, was sie möchten, bewegen sie sich suchend von dort aus weiter.

Suchende und findende Bewegungen – Gleichberechtigung und der Körper der eigenen Person

Die Eindrücke, die in den Lebensalltagen der interviewten Mütter sehr präsent sind, zeichnen sich insbesondere durch die Veränderungen durch das Muttersein aus, denen die Interviewpartnerinnen durch suchende Bewegungen in Form von u.a. Reflexionen und Abwägungen von Prioritäten begegnen. Wenn es um die Eindrücke durch die Beziehungspersonen geht, kommt es zu einem stärkeren Wechselspiel aus suchenden und findenden Bewegungen. Auf der einen Seite wissen die Interviewpartnerinnen oftmals sehr gut, was sie benötigen und wie Elternschaft ihrer Einschätzung nach gut gelebt werden kann. Diese bereits gefundenen Bewegungen müssen in suchenden Bewegungen mit den Beziehungspersonen abgestimmt und ausgehandelt werden.

Diesen Eindrücken ist eine Historizität vorgelagert, die von Idealen einer „guten Mutter“ und Transformationen von Mutterschaft durch die Interviewpartnerinnen geprägt ist. Hier verdichtet sich das Wechselspiel aus suchenden und findenden Bewegungen sehr deutlich, wenn die interviewten Mütter zunächst gesellschaftlich oder sozialisatorisch nahegelegte Möglichkeiten von Mutterschaft leben und dabei erkennen, dass dies von ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen abweicht, sodass sie sich auf die Suche nach passenderen Bewegungen machen.

Aus den Eindrücken und der Historizität ergeben sich Konturen der Beziehungen der Interviewpartnerinnen zu sich selbst. Der Wechsel zwischen suchenden und findenden Bewegungen lockert sich in Fragen der Selbstverwirklichung auf. Die interviewten Mütter sehnen sich oft nach Möglichkeiten, sich suchend bewegen zu können und zu dürfen. Aspekte der Selbstverwirklichung wie beispielsweise Familie oder Gemeinschaft geben dabei Halt und ermöglichen findende Bewegungen. Wenn sich die Interviewpartnerinnen in diesen

Bewegungen eingefunden haben und für sich wissen, was sie möchten, bewegen sie sich suchend von dort aus weiter.

5.3 Positions-Maps um Lebensbedingungen, Fürsorge und Gleichberechtigung – Eine zusammenfassende Ergebnisdiskussion

Die vorangegangenen Unterkapitel stellen dar, welche Möglichkeitsräume sich in Verbindung mit diskriminierenden und privilegierenden Lebensbedingungen für die interviewten Mütter eher eröffnen oder eher verschließen und wie sich die Interviewpartnerinnen in Momenten bewegen, in denen bestimmte Diskriminierungslinien und Intersektionen relevant werden. Weiterhin konnten Aushandlungsprozesse in den sozialen Welten der Elternbeziehung, der Paarbeziehung und der Beziehung zu sich selbst in der Arena der Mutterschaft nachgezeichnet werden. Daraus lassen sich Ergebnisse ableiten, die im folgenden Unterkapitel in zwei Positions-Maps dargestellt werden.

Positions-Maps ermöglichen die Analyse und Darstellung konkreter Schlüsselpositionen in der Situation. Auf diese Weise können Variationen und Differenzen, aber auch ihre Fokussierungen und Kontroversen beleuchtet werden. Wesentliches Merkmal von Positions-Maps ist, dass die Positionen keine Individuen oder sozialen Gruppen abbilden, sondern diskursive Positionen, die Individuen einnehmen können. Dass Individuen so auch mehrere Positionen einnehmen können, eröffnet die Analyse von Widersprüchen und Ambivalenzen (Clarke 2011: 211). Die Interviewpartnerinnen können Positionen also beispielsweise nicht, selten, manchmal oder auch oft einnehmen. Damit machen Positions-Maps sichtbar, welche Möglichkeitsräume die Interviewpartnerinnen eher wahr- und einnehmen und welche Möglichkeitsräume sie möglicherweise nicht sehen, nicht nutzen oder gar tabuisieren. Diese analytischen Zwischenräume zwischen den Positionen ermöglichen das Erkennen von Zweifel und Komplexitäten und machen verschwiegene Positionen deutlich (Clarke 2012: 165f.).

Die Forschungsergebnisse legen nahe, dass die Lebensbedingungen vor allem die Möglichkeitsräume mehrfachmarginalisierter Mütter sowie die möglichen Konsequenzen von Aushandlungsprozessen beeinflussen. Die Vorstellungen von Gleichberechtigung und die Richtungen der Dynamiken innerhalb der Elternbeziehungen scheinen allerdings nicht in Abhängigkeit von intersektionalen Positionierungen zu variieren. Es zeigt sich, dass die Interviewpartnerinnen diesbezüglich sehr ähnliche Wertvorstellungen haben und sich die Aushandlungsprozesse entlang ähnlicher Themen aufspannen. Aus diesen Gründen findet die Beantwortung der Forschungsfrage, wie Lebensbedingungen die Entscheidungen von Müttern in Elternbeziehungen mit Gleichberechtigungswunsch in heteronormativen Verhältnissen beeinflussen, anhand zweier Positions-Maps statt. Die erste zentriert die von Lebensbedingungen beeinflussten Entscheidungen der interviewten Mütter, während die zweite das zentrale Thema der Aushandlungsprozesse untersucht: Die Positionen um die Anerkennung von Fürsorgeverantwortung aller Elternpersonen und die Art und Weise der Thematisierung von Gleichberechtigung. Mithilfe dieser Positions-Map können die Entscheidungspositionen der interviewten Mütter in Bezug auf ihren Einsatz für Gleichberechtigung in der Elternbeziehung beleuchtet werden.

| Ebenen der Diskriminierung | | | | | | | |
|----------------------------|---|---|--|---|--|--|------------------------------|
| symbolisch | Mütter kritisieren die soziale Entwertung von Fürsorgearbeit. (Pos. oft eingenommen) | Mütter kritisieren die mangelnde Anerkennung ihrer Bedürfnisse. (Pos. manchmal eingenommen) | Mütter wünschen sich, grundlegend als fraglos zugehörig anerkannt zu sein. (Pos. manchmal eingenommen) | Mütter nehmen ihre Beziehungspersonen zunehmend in die Fürsorgeverantwortung. (Pos. oft eingenommen) | Mütter erfahren weiterhin Benachteiligung in Bezug auf Kinderfremdbetreuung, Schulen und Arbeitsmarkt, weil diese nicht auf gleicherberechtigte Elternschaft eingestellt sind. (Pos. oft eingenommen) | Mütter setzen sich mit zahlreichen Strategien für Gleichberechtigung in der Familie ein. (Pos. oft eingenommen) | Heteronormativität |
| strukturell | Mütter befinden sich oft in Teilzeiterwerbstätigkeit und finanzieller Abhängigkeit von ihrer Beziehungsperson. (Pos. oft eingenommen) | Mütter kritisieren, wenn überhaupt, den Therapieplatzmangel. (Pos. selten eingenommen) | Mütter fühlen sich durch deutsche Staatsangehörigkeit in ihrer Mutter-schaft abgesichert. (Pos. selten eingenommen) | Mütter kritisieren Rassismus im Bildungs- system ihrer Kinder. (Pos. manchmal eingenommen) | Mütter erfahren weiterhin Benachteiligung in Bezug auf Kinderfremdbetreuung, Schulen und Arbeitsmarkt, weil diese nicht auf gleicherberechtigte Elternschaft eingestellt sind. (Pos. oft eingenommen) | Mütter setzen sich mit zahlreichen Strategien für Gleichberechtigung in der Familie ein. (Pos. oft eingenommen) | Diskriminierungs-dimensionen |
| institutionell | Mütter und ihre Beziehungspersonen organisieren Elterngeld, Erwerbs- und Familienarbeit am höchsten Familieneinkommen orientiert. (Pos. oft eingenommen) | Mütter sehen die Bedeutung von Institutionen wie Therapien für Zuschreibungsprozesse. (Pos. nicht eingenommen) | Mütter kritisieren Rassismus im Bildungs- system ihrer Kinder. (Pos. manchmal eingenommen) | Mütter handeln Bedürfnisse, ihre Zuschreibungen und Anerkennungen mit Beziehungspersonen aus. (Pos. oft eingenommen) | Mütter sehen ihre Beziehung als rassismus-sensibilisierten Raum. (Pos. manchmal eingenommen) | Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit | |
| individuell | Mütter versuchen vorhandene Ressourcen so gut es geht, zu verteilen. (Pos. oft eingenommen) | | | | | Psychische Gesundheit | |
| | Klassenverhältnisse | | | | | | |

Abb. 12: Positions-Map der von Lebensbedingungen beeinflussten Entscheidungen (Quelle: Eigene Darstellung)

5.3.1 *Von Lebensbedingungen beeinflusste Entscheidungspositionen*

Dieses Kapitel widmet sich der Zusammenfassung und Diskussion der Forschungsergebnisse in Hinblick auf die von Lebensbedingungen beeinflussten Entscheidungen der Interviewpartnerinnen. Die Positions-Map stellt die Entscheidungen, welche die interviewten Mütter in den jeweiligen diskriminierungsbezogenen Momenten auf verschiedenen Ebenen der Diskriminierung treffen, dar. In dem Wissen, dass klassistische, rassistische, ableistische und heteronormative Diskriminierungen in der Lebensrealität zusammen und ineinanderwirken, erfolgt die Darstellung aus analytischen Gründen separiert. Selbiges gilt für die Ebenen der individuellen, institutionellen, strukturellen und symbolischen Diskriminierung. Diese Unterscheidung ermöglicht die Sichtbarmachung der Fokussetzungen der Interviewpartnerinnen und somit auch der Rahmen, wie sie diskriminierende Lebensbedingungen wahrnehmen, sich (Un-)Gleichberechtigung erklären und wo wie die interviewten Mütter diskriminierende Lebensbedingungen problematisieren – oder auch nicht. Die Ergebnisse dieses Forschungsprojekts werden in diesem Zuge dessen unter Bezugnahme auf den bisherigen Forschungsdiskurs in den Kontext gesetzt und diskutiert.

Klassenverhältnisse

Mütter versuchen vorhandene Ressourcen, so gut es geht, zu verteilen.

Auf individueller Ebene der Klassenverhältnisse⁴² kommt dieses Forschungsprojekt zu dem Ergebnis, dass die interviewten Mütter vorhandene Ressourcen so gut es geht, zu verteilen versuchen. Diese Position nehmen die Interviewpartnerinnen unabhängig von ihrer sozio-ökonomischen Positionierung oft ein. Dabei legen sie Wert auf eine einigermaßen gleichmäßige Verteilung innerhalb der Familie und stellen ihre eigenen Bedürfnisse häufig zurück. Diese Ergebnisse decken sich mit Forschungen von Kalkstein (2021), die die Individualisierung eines strukturellen Problems der klassistischen Benachteiligung beobachtet. Dieses führt insbesondere für Mütter zu psychischen Belastungen. Weiterhin beobachtet Kalkstein eine Unterschätzung des finanziellen Risikos vergeschlechtlichter Arbeitsaufteilungen von Müttern. Die überwiegende Leerstelle im Interviewmaterial hinsichtlich der finanziellen Abhängigkeit deutet darauf hin, dass die interviewten Mütter diese erst problematisieren, wenn sie in den Konsequenzen negativ betroffen sind. Ebenfalls ähneln die Ergebnisse dieser Forschung den Schlüssen von Klein und Schweitzer (2020), die Kinderarmut und Geschlecht ins Verhältnis setzen und vor allem eine Mütterarmut feststellen. Selbst wenn Menschen in heterosexuellen Elternbeziehungen in gleichem Ausmaß einer Erwerbstätigkeit nachgehen, kommt es in der Regel trotzdem zur ungleichen, geschlechtlich aufgeladenen Verteilung von Fürsorgearbeit. Verstärkend gibt es im Sample Hinweise auf einen Fall, in dem eine Interviewpartnerin sowohl mehr Erwerbs- als auch mehr Fürsorgearbeit übernahm. An dieser Stelle spielt die Intersektion Geschlecht und psychische Gesundheit eine wichtige Rolle.

42 Siehe Kapitel 5.1.1

Mütter und ihre Beziehungspersonen organisieren Elterngeld, Erwerbs- und Familienarbeit am höchsten Familieneinkommen orientiert.

Auf institutioneller Ebene sind die interviewten Mütter und ihre Beziehungspersonen mit zahlreichen Anforderungen zur Vereinbarung von Erwerbs- und Familienarbeit konfrontiert und verfolgen das Ziel, ein möglichst hohes Familieneinkommen zu erzielen. Diese Position nehmen die Interviewpartnerinnen oft ein. Die interviewten Mütter befinden sich in einem Spannungsfeld aus klassistischen Elterngeldregelungen, welche u.a. Winker (2020) untersuchte, und sexistischen Arbeitsmarktbedingungen. Diese erleben und vermuten die interviewten Mütter, ähnlich wie Mohr et al. (2023) bereits für Fürsorgende im Allgemeinen zeigen konnten, als Diskriminierung am Arbeitsplatz in Bezug auf Vereinbarkeit von Fürsorge und Erwerbstätigkeit und Karriereentwicklung. So zeigt sich im Datenmaterial, dass es beispielsweise kaum Stillmöglichkeiten an Arbeitsplätzen gibt oder dass die Interviewpartnerinnen annehmen, dass ihnen die Vereinbarkeit durch die Arbeitgebenden erschwert werde. Im Interviewmaterial scheint hier die Differenzlinie Geschlecht wirkungsvoller zu sein als die Differenzlinie sexuelle Orientierung, sodass eine queere Interviewpartnerin ihre Überraschung über die Flexibilität am Arbeitsplatz äußert. Die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit stellt sich im Sample besonders für junge und/oder alleinerziehende Mütter als Herausforderung dar. Klein et al. (2018) arbeiteten die Benachteiligung junger Mütter durch mangelnde Angebote zur Vereinbarkeit von Ausbildung und Mutterschaft heraus, welche durch das Ausbleiben staatlicher Unterstützungsangebote erheblich verstärkt werde. Während Klein et al. dieses Phänomen in erster Linie auf struktureller Ebene untersuchen, kann in diesem Forschungsprojekt die erhebliche psychische Belastung für die interviewte Mutter auf individueller Ebene gezeigt werden. Diese erhöht sich, wenn Angebote für Solo-Mütter beispielsweise keine Kinderversorgung anbieten.

Mütter befinden sich oft in Teilzeiterwerbstätigkeit und finanzieller Abhängigkeit von ihrer Beziehungsperson.

Die strukturellen Lebensbedingungen führen für die interviewten Mütter oft dazu, dass sie sich für eine Teilzeiterwerbstätigkeit entscheiden. Auf der einen Seite hält Malich (2014) fest, dass ein Ernährer*innenmodell wegen gesunkener Reallöhne kaum mehr möglich ist, sodass es immer häufiger notwendig wird, dass alle Elternpersonen einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Diese kann das Armutsrisko von Müttern, das Weinbach (2020) und Ritter (2022) festgestellt haben, reduzieren. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Diskussion um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erheblich an Bedeutung. Die Forschungen von Klein und Schweitzer (2020) deuten jedoch auf das vergeschlechtlichte Ungleichgewicht zwischen bezahlter Erwerbs- und unbezahlter Fürsorgearbeit hin. Dieses Ungleichgewicht zeichnet sich zwar im Datenmaterial ab, wird allerdings kaum von den Interviewpartnerinnen problematisiert. Die interviewten Mütter kritisieren die oft geringere Verantwortungsanerkennung der zweiten Elternpersonen in Bezug auf Fürsorge, jedoch kaum das Ungleichgewicht im Verhältnis zur Erwerbsarbeit. Der einzige Fall, in dem knappe Überlegungen zur potentiellen Unzufriedenheit der vorwiegend fürsorgenden Mütter geäußert werden, stammt von einer Interviewpartnerin, die den Großteil des Familieneinkommens einwirbt.

Mütter kritisieren die soziale Entwertung von Fürsorgearbeit.

Auf symbolischer Ebene kritisieren die interviewten Mütter sehr oft die soziale Entwertung der Fürsorgearbeit und diskutieren diese in Bezug auf ihr Geschlecht⁴³. Dieses Ergebnis deckt sich mit Kritiken aus der Forschung. Toppe (2021) und Ritter (2022) hinterfragen die bislang vergeschlechtlichte Fürsorgeverantwortung ebenso wie die Widersprüche zwischen einem vermeintlichem Ideal der Mutterschaft und ihrer gelebten Realität für viele Mütter. Dies geht mit mehreren Aspekten einher, die auch in diesem Forschungsprojekt an Bedeutung gewinnen. So beobachtet Toppe im Diskurs um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine Unsichtbarmachung väterlicher Fürsorgeverantwortung. Auch wenn die Interviewpartnerinnen in heterosexuellen Elternbeziehungen zwar den Wunsch einer gleichen Aufteilung der Fürsorgeverantwortung und -aufgaben haben, scheinen „Abstriche“ für sie überwiegend in Ordnung zu sein. Stellenweise begründen sie diese Ungleichheit in der Realität mit Geschlecht, aber auch mit Charakter oder momentanen Lebensphasen. Nichtsdestotrotz verdeutlichen die Interviewpartnerinnen wesentlich stärker, als dies bislang in der Forschung der Fall ist, die Fürsorgeverantwortung aller Elternpersonen⁴⁴. Ein weiterer symbolischer Aspekt ist die Integration der Erwerbstätigkeit ins Mutterideal. Malich (2014) analysiert, dass diese Integration in ein neoliberales Konzept der „Top Mum“ stattgefunden hat, während Erwerbstätigkeit für Mütter aus der Arbeiter*innenklasse seit Langem Lebensrealität ist. Auch wenn Erwerbstätigkeit ein wichtiger Faktor im Leben der Interviewpartnerinnen ausmacht, richten sie ihren Fokus und ihre Veränderungswünsche eher auf die Gleichberechtigung in Bezug auf die Fürsorgeverantwortung. Damit widersetzen sich die interviewten Mütter der Idee der Privatautonomie der Gleichberechtigung in Elternbeziehungen, welche auch Dern und Wersig (2020) analysieren und kritisieren, da diese reale Ungleichheitsverhältnisse, die Frauen und Mütter benachteiligen, vernachlässige. Statt von einer Privatautonomie auszugehen, sprechen sich die Interviewpartnerinnen eher für die Interdependenzen innerhalb von Beziehungen aus. Für diese wünschen sie sich sowohl innerhalb als auch außerhalb der Elternbeziehung mehr Anerkennung.

Psychische Gesundheit

Mütter handeln Bedürfnisse, ihre Zuschreibungen und Anerkennungen mit Beziehungspersonen aus.

Wenn die interviewten Mütter von Ableismen sprechen, sprechen sie in erster Linie von psychischer Erkrankung und Gesundheit⁴⁵. Auf individueller Ebene thematisieren sie besonders oft die Aushandlungen von Bedürfnissen in der Familie, ihre Zuschreibungen und Anerkennungen mit und von ihren Beziehungspersonen. Vor allem für die Interviewpartnerinnen mit Therapieerfahrung steht die Bedürfnisorientierung in der Erziehung der Kinder als auch in der Beziehung zur weiteren Elternperson im Vordergrund. Dies deckt sich mit Forschungen von Daniels (2019), die die Würdigung von Interdependenz, Kooperation und Verbindung als Kernelemente von disabled motherhood zentriert. Im Gegensatz zu ihrer Forschung beschreiben die Interviewpartnerinnen ihre Bedürfnisorientierung weniger als internalisierte Ableismen. Teils beschreiben sie ihre Bedürfnisse als von „gesunden“ Menschen abweichend. Größtenteils verstehen sie ihre Bedürfnisorientierung jedoch als „normal“, wichtig

43 Siehe Kapitel 5.2.2

44 Siehe Kapitel 5.2.2

45 Siehe Kapitel 5.1.2

und legitim. Vielmehr problematisieren manche Interviewpartnerinnen behindernde Bedingungen in ihren Elternbeziehungen, wenn sich ihre Beziehungspersonen aus der Fürsorgeverantwortung ziehen und sich daraus erhöhte Belastungen für die Interviewpartnerinnen entwickeln. Hinweise auf diese Dynamiken und ihre Vergeschlechtlichung gibt Riecher-Rössler (2016), die beobachtet, dass Symptome psychischer Erkrankungen bei Frauen in heterosexuellen Beziehungen seltener auftreten, je gleichberechtigter die Aufgaben verteilt sind.

Mütter sehen kaum die Bedeutung von Institutionen wie Therapien für Zuschreibungsprozesse.

Auf institutioneller Ebene ergibt sich eine Leerstelle im Interviewmaterial. Es könnte angenommen werden, dass die Interviewpartnerinnen Institutionen wie beispielsweise Therapien, Arbeitsplatzbedingungen, Medien oder Adressierungen durch pädagogische Einrichtungen in ihrem Beitrag für ableistische Zuschreibungen oder psychische Belastungen sehen. Dies geschieht jedoch nicht. Stattdessen schreiben sie die Ursachen für ihre psychische Gesundheitszustände eher ihren Herkunfts familien oder ihren Beziehungspersonen zu. Kalcher (2015) untersucht in Hinblick auf Institutionen die Benachteiligung behinderter Mütter im Bildungssystem ihrer Kinder. Diesbezüglich gibt es keine Informationen im Datenmaterial. Während rassistisch benachteiligte Interviewpartnerinnen sehr deutliche Bezüge zu rassistischen Diskriminierungen im Bildungssystem herstellen, geschieht das von ableistisch benachteiligten Müttern im Sample nicht.

Mütter kritisieren, wenn überhaupt, den Therapieplatzmangel.

Wie sich bereits andeutet, nehmen die Interviewpartnerinnen selten strukturelle, ableistische Bedingungen in den Blick. Wenn überhaupt, kritisieren manche Interviewpartnerinnen den Therapieplatzmangel. Es kann überlegt werden, ob insbesondere diese Leerstelle ein Symptom internalisierter Ableismen ist, durch die die Interviewpartnerinnen kaum in Erwägung ziehen, dass es zum einen strukturelle Einflüsse auf die psychische Gesundheit gibt und dass zum anderen Ansprüche an Unterstützungsangebote geben darf. Mertens (2016) und Köbsell (2010) kritisieren einen Mangel an Unterstützungsangeboten, der jedoch selten im Interviewmaterial benannt wird. Verbreiteter sind dagegen die Belastungen durch Fürsorgetätigkeiten, die die interviewten Mütter ungleich mehr erfahren als ihre meist männlichen Beziehungspersonen. Während diese Belastungen im Datenmaterial eher auf individueller Ebene thematisiert werden, untersucht Frasl (2022) die Mehrfachbelastungen von Frauen und Müttern durch Fürsorgetätigkeiten und prekäre, atypische Erwerbstätigkeit und ihre steigernde Wirkung auf das Risiko, psychisch zu erkranken, auf struktureller Ebene. Diese Beobachtung teilt auch Wimmer-Puchinger (2016), die festhält, dass Frauen häufiger von psychischen Erkrankungen betroffen sind und stellt die These auf, dass dies u.a. darin begründet liegen könnte, weil sie geschlechterstereotyp als verletzlicher interpretiert und somit öfter diagnostiziert werden. Ergebnisse dieses Forschungsprojektes stellen die Überlegung daneben, dass auch männliche Personen Symptome psychischer Erkrankungen aufweisen, diese allerdings seltener als Symptom psychischer Erkrankung anerkennen oder seltener Handlungsbedarf sehen. Dies führt im Interviewmaterial teils zu Mehrfachbelastungen der interviewten Mütter, die manchmal ebenfalls Symptome psychischer Erkrankungen aufweisen und einen konstruktiveren Umgang mit den Symptomen und der Anerkennung der Fürsorgeverantwortung finden.

Mütter kritisieren die mangelnde Anerkennung ihrer Bedürfnisse.

Auf symbolischer Ebene kritisieren manche Interviewpartnerinnen die mangelnde Anerkennung ihrer Bedürfnisse, die sie als wichtigsten Faktor für psychische Gesundheit interpretieren. In ihrem Selbsterleben und dem Erleben ihrer Lebensbedingungen gehen die Interviewpartnerinnen wenig auf Inhalte ein, die in ableismuskritischer Mutterschaftsforschung untersucht werden. Lalvani (2019) analysiert diesbezüglich die Pathologisierung der Mütter von behinderten Kindern. Diese wurde nicht weiter in der Erhebung erfragt. Auch das Absprechen von Geschlechtlichkeit, das Köbsell (2010) in ihren Forschungen herausstellt, spiegelt sich nicht im Datenmaterial wieder. Es scheint eher das Gegenteil der Fall zu sein, wenn manche Interviewpartnerinnen überlegen, dass ihre – meist männlichen – Beziehungspersonen die Bedürfnisorientierung eher für sich beanspruchen⁴⁶, während die Interviewpartnerinnen versuchen, diese allen Familienmitgliedern (und teils darüber hinaus) zukommen zu lassen. Weiterhin bietet das Datenmaterial zusätzliche Beispiele für das bereits von Zinsmeister (2010) widerlegte Stereotyp, dass Hilfebedürftige nicht helfen könnten, also auch keine Mütter sein könnten. Hier deutet sich eine klare Abgrenzung an, indem manche Interviewpartnerinnen ihre Mutterschaft eher als besonders heilsam erleben, gerade weil sie sich in der Verantwortung sehen, anderen zu helfen⁴⁷.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit

Mütter sehen ihre Beziehung als rassismussensibilisierten Raum.

Auf individueller Ebene zeigt sich, dass die interviewten Mütter ihre Paarbeziehungen als rassismussensibilisierten Raum sehen⁴⁸. Diese Position wurde allerdings in erster Linie von natio-ethno-kulturell mehrfachzugehörigen Interviewpartnerinnen eingenommen. Entweder verstehen sie Rassismus außerhalb der Beziehung, weil beide Beziehungspersonen rassistische Diskriminierung erfahren und gemeinsam einen Umgang mit ihr finden oder weil sich beide Personen bei ungleicher Positionierung als rassismuskritisch verstehen. Interviewpartnerinnen, die in einem rassistischen System als privilegiert gelten, verorten sich maximal als *weiß* und privilegiert, gehen aber wenig auf die weiteren Auswirkungen dessen in ihrem Lebensalltag ein. Insofern ist festzuhalten, dass diese Position im Sample manchmal eingenommen wird. Gleichzeitig führt die Verortung von Rassismus außerhalb der Paarbeziehung dazu, dass die betroffenen Interviewpartnerinnen diese als Schutzraum und als Ort der Entlastung erleben können. Zu dieser Überlegung existiert bisher allerdings wenig Forschung. Stattdessen thematisiert beispielsweise Feldmann-Savelsberg (2016) im Kontext von Rassismus und natio-ethno-kultureller Mehrfachzugehörigkeit eher die Vernetzungsbestrebungen und das community building migrantischer Frauen. Die Differenzierung in migrantische und nicht-migrantische Frauen mag wahrscheinlich Feldmann-Savelsbergs Forschungsprojekt geschuldet sein. Im Interviewmaterial dieser Arbeit zeigt sich, dass nahezu alle interviewten Mütter unabhängig von ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit ein Interesse an Gemeinschaft auch außerhalb der Kleinfamilie haben⁴⁹. Charsley et al. (2020) untersuchen ebenfalls die Vernetzung und Bedeutung von Familie im Zeitraum der Migration von Menschen in Großbritannien, die für die Eheschließung mit ihrer Beziehungsperson migriert sind. Dabei

46 Siehe Kapitel 5.2.2

47 Siehe Kapitel 5.2.3

48 Siehe Kapitel 5.1.3

49 Siehe Kapitel 5.1.1

arbeiten sie die enorme Wichtigkeit der Familie für die migrierenden Personen in diesem Zeitraum heraus. Diese Ergebnisse decken sich mit Ergebnissen dieses Forschungsprojekts. Im vorliegenden Fall priorisierte die Interviewpartnerin lange ihre Kernfamilie und tendierte (wie manche andere Interviewpartnerinnen auch) zur Vernachlässigung ihrer emotionalen und sozialen Bedürfnisse, sodass sich im Verlauf die Priorisierungen verschiedener Lebensbereiche anglichen.

Mütter kritisieren Rassismus im Bildungssystem ihrer Kinder.

Der Ort, an dem natio-ethno-kulturell mehrfachzugehörige Interviewpartnerinnen jedoch Rassismus erleben und benennen, bildet im Kontext von Mutterschaft das Bildungssystem ihrer Kinder. Damit sehen sie Rassismus im Kontext der Fragestellung vor allem auf institutioneller Ebene. Auch hier bleibt die überwiegende Benennung durch rassistisch diskriminierte Interviewpartnerinnen, sodass auch diese Position nur manchmal eingenommen wurde und rassistisch privilegierte Interviewpartnerinnen die Diskriminierung im Bildungssystem nicht ansprechen. Die Art und Weise, wie natio-ethno-kulturell mehrfachzugehörige Interviewpartnerinnen rassistische Diskriminierung im Bildungssystem erleben, deckt sich mit Ergebnissen von Erel (2011), die analysiert, dass eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf migrantische und migrantisierte Familien und Mütter gerichtet wird. Im Datenmaterial äußert sich diese Aufmerksamkeit beispielweise in der ungefragten Zuordnung der Kinder der interviewten Mütter in Sprachförderkurse durch die Pädagog*innen – unabhängig von der tatsächlichen Leistung der Kinder, sondern schlüssig aufgrund ihrer Herkunft. Damit werden die Kinder dem Risiko ausgesetzt, als „entwicklungsverzögert“ behandelt zu werden und ihre Mütter der ableistischen Gefahr der Pathologisierung (Lalvani 2019).

Mütter fühlen sich durch deutsche Staatsangehörigkeit in ihrer Mutterschaft abgesichert.

Auf struktureller Ebene wird im Interviewmaterial vor allem die deutsche Staatsangehörigkeit bedeutsam. Diese Position wurde zwar selten eingenommen, steht aber im Hintergrund aller interviewten Mütter. Mit Ausnahme einer Interviewpartnerinnen haben alle zu Beginn der Mutterschaft eine deutsche Staatsangehörigkeit und erfahren entsprechende Privilegien. Die nicht-deutsche Staatsangehörigkeit verdeutlicht massiv die Intersektion von natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit und Heteronormativität, sodass die deutsche Staatsangehörigkeit Müttern eher die Chance gibt, ihre Mutterschaft nach ihren Vorstellungen zu leben und im Falle einer Trennung für ihre Kinder gesichert vor Ort sein zu können. An dieser Stelle gewinnen Forschungen von Vasquez-Tokos und Yamin (2021), die für den US-amerikanischen Kontext die „racialization of privacy“ untersucht haben, auch für den deutschen Raum an Bedeutung. Das Konzept der Forscherinnen beinhaltet u.a. die Möglichkeit, staatlich ungestört Mutterschaft leben können. Die interviewte Mutter berichtet von ihren Sorgen, wegen der Scheidung von ihrem Ehemann mit deutscher Staatsangehörigkeit Deutschland verlassen zu müssen und erwarb aus diesen Gründen die Staatsangehörigkeit, welche mit großen Ambivalenzen für sie verbunden ist. Weitere Elemente der racialization of privacy verdeutlichen sich auch an der soeben beschriebenen Position der Rassismuserfahrungen im Bildungssystem, wo rassistische Strukturen erheblich in die Art und Weise einwirken, wie natio-ethno-kulturell mehrfachzugehörige Mütter ihre Mutterschaft leben können und in ihren Entscheidungen gewürdigt oder auch nicht gewürdigt werden. Hier deutet sich eine rassistische Differenzierung zu weißen Müttern an, welche vergleichsweise unbehelligt bleiben.

Mütter wünschen sich, grundlegend als fraglos zugehörig anerkannt zu sein.

Auf symbolischer Ebene mündet dies in die Position, dass sich die interviewten Mütter wünschen als fraglos zugehörig anerkannt zu sein. Auch diese Position wurde nur manchmal eingenommen, da die meisten Interviewpartnerinnen ohne Rassismuserfahrungen diese selten explizit machen, vermutlich weil sie kaum eine Diskrepanz zwischen ihrem Zugehörigkeitsbedürfnis und diskriminierenden Momenten im Lebensalltag erleben. Für natio-ethno-kulturell mehrfachzugehörige Interviewpartnerinnen wird diese Diskrepanz jedoch deutlicher spürbar. Speck (2016) zeichnet in ihrer Forschung rassistische Aufladungen des Mutterideals und damit begründete Hierarchisierungen von Müttern nach. Auch wenn die interviewten Mütter selten eine direkte Verbindung zwischen Rassismus und ihrem Muttersein benennen, verdeutlichen sich doch in den soeben genannten Beispielen die Ungleichbehandlungen von rassialisierten und nicht-rassialisierten Müttern. Tuider und Trzeciak (2015) kritisierten diese hierarchisierenden Denkstrukturen auch an der Intersektion natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und Geschlecht in der deutschsprachigen Migrationsforschung, die Frauen lange als abhängig und passiv konstruierte. Diese Kritik unterstützend zeigt sich in Ergebnissen dieser Arbeit, dass sich migrierte Interviewpartnerinnen keineswegs als so passiv erleben, wie die Migrationsforschung zunächst suggerierte. Stattdessen heben sie eher ihre aktiven Entscheidungen für ihre Lebensplanungen und Beziehungsgestaltungen hervor. Thoen-McGeehan (2022) untersucht in ihren Forschungen Subjektivierungsprozesse von Müttern of Color und Schwarzen Müttern im deutschsprachigen Raum und stellt diese in einen rassismuskritischen Kontext. Hier bleibt im vorliegenden Forschungsprojekt offen, inwiefern die rassistisch diskriminierten Interviewpartnerinnen diese Diskriminierung in Bezug auf ihre Aushandlungen und Entscheidungen hinsichtlich der Mutterschaft einordnen. Es bestehen die Möglichkeiten, dass diese Überlegungen kein Gegenstand des Interviews waren oder dass die interviewten Mütter die Verknüpfung zwischen Rassismus und Mutterschaft – aus welchen Gründen auch immer – nicht wahrnehmen⁵⁰. Dies kann allerdings in diesem Rahmen nicht abschließend geklärt werden. Reynolds (2020) resümiert über maternal studies und Schwarze Mutterschaftsforschung im angloamerikanischen Raum und vertritt u.a. die Kritik an der Verantwortlichmachung Schwarzer Mütter für Kriminalität, Klinikaufenthalte oder Bildungserfolge ihrer Kinder, wodurch es zu Individualisierungen struktureller, rassistischer Benachteiligungen kommt. Die Ergebnisse dieser Forschung kommen zu dem Schluss, dass die interviewten Mütter unabhängig von ihrer Positionierung ein Interesse am „guten“ Aufwachsen ihrer Kinder haben. Gleichzeitig gibt es Indizien im Material, dass natio-ethno-kulturell mehrfachzugehörige Mütter eher das Gefühl haben, Rechenschaft schuldig zu sein und sich als „gute Mutter“ beweisen zu müssen⁵¹.

Heteronormativität

Mütter setzen sich mit zahlreichen Strategien für Gleichberechtigung in der Familie ein.

Im Datenmaterial zeigt sich, dass sich die interviewten Mütter auf individueller Ebene mit zahlreichen, heteronormativitätskritischen Strategien für Gleichberechtigung in der Familie einsetzen⁵². Dabei geht es ihnen nicht nur um Gleichberechtigung in der Elternbeziehung, sondern auch in Bezug auf ihre Kinder, die sie bedürfnisorientiert erziehen möchten. Diese

⁵⁰ Siehe Kapitel 4.3

⁵¹ Siehe Kapitel 5.1.3 und Kapitel 5.2.3

⁵² Siehe Kapitel 5.1.4

Position wird im Sample oft eingenommen. An dieser Position verdeutlicht sich zudem ein Spannungsfeld, das im folgenden Unterkapitel unter der Perspektive auf Fürsorgeverantwortung und Gleichberechtigung vertieft wird. In diesem Kontext jedoch zeigt sich auf der einen Seite die erhebliche Relevanz, die Gleichberechtigung für die Interviewpartnerinnen einnimmt. Baig (2023) arbeitet verschiedene Konzepte feministischen Mutterseins heraus und richtet ihren Fokus u.a. auf verschiedene Zeitpunkte im Lebensverlauf feministischer Mütter. Das vorliegende Forschungsprojekt zentriert jedoch die Phase der jungen Mutterschaft, die von Lebensbedingungen und Aushandlungsprozessen begleitet ist und in der mehrfachmarginalisierte Mütter Entscheidungen treffen. In diesem Rahmen verdeutlichen die interviewten Mütter ihre Gleichberechtigungskonzepte, in denen sie Gleichberechtigung ins Verhältnis zu Gleichheit und Ungleichheit setzen und als Langzeitprojekt verstehen⁵³. Flaake (2022) untersucht detailliert die Aushandlungsprozesse in gleichberechtigten Elternschaften. Eine Leerstelle stellt in ihrer Arbeit die intersektionale Perspektive dar. Eine intersektionale Untersuchung kann nachzeichnen, welche Möglichkeitsräume in den Aushandlungsprozessen abhängig von der Positionierung eröffnet oder verschlossen werden. In der vorliegenden Arbeit kann gezeigt werden, dass Diskriminierungsverhältnisse einen erheblichen Einfluss auf die Art und Weise ausüben, wie marginalisierte Mütter ihre Mutterschaft ausleben können. Dreßler (2017) arbeitet in ihren Forschungen kollektive Orientierungsmuster der Mutterfiguren heraus und nimmt dabei auch sozioökonomische Positionierungen in den Blick. Dreßler führte Gruppendiskussionen mit akademischen und nicht-akademischen Müttern in West- und Ostdeutschland. Während Dreßler eher die Deutungsmuster untersucht, legt die vorliegende Arbeit ihren Fokus eher auf die Spannungsverhältnisse zwischen Reproduktion und Transformation von Mutterschaft. Gleichberechtigung und die Herstellung von Gleichberechtigung erweisen sich so als wesentliche Elemente im Lebensalltag der interviewten Mütter. Auf der anderen Seite ist ein Ergebnis, dass die interviewten Mütter einen Umgang mit der Reproduktion gesellschaftlich vergeschlechtlichten Sorgearrangements und Fürsorgeverantwortungen finden (müssen). Hier decken sich die Ergebnisse mit Micus-Loos und Plößer (2021), die kollektive Sinn- und Orientierungsmuster junger Mädchen und Frauen analysieren und zeigen, dass weiterhin deutliche Individualitätslogiken in Fragen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf wirksam werden und deren Interviewpartnerinnen damit verbundene Problematiken weitgehend in ihrer Verantwortung sehen. Potentielle Beziehungspersonen beziehen diese Interviewpartnerinnen kaum in ihre vorgestellten Lösungen ein. Die Internalisierung dieser Individualitätslogik wie auch der weiblich assoziierten Fürsorgeverantwortung zeigen sich ebenfalls im Datenmaterial dieses Forschungsprojekts, wenn die hier interviewten Mütter erleben, dass insbesondere ihnen die Fürsorgeverantwortung zugeschrieben wird, sie diese internalisiert haben und sich nun kritisch-reflexiv zu ihr ins Verhältnis setzen⁵⁴. Im Gegensatz zu den Antizipationen von Micus-Loos und Plößers Interviewpartnerinnen scheinen die Interviewpartnerinnen dieses Forschungsprojekts deutlich die Wirkweisen diskriminierender Verhältnisse zu spüren und ein Interesse an Gleichberechtigung zu haben, sodass sie auch ihre Beziehungspersonen in die Fürsorgeverantwortung ziehen.

53 Siehe Kapitel 5.2.2

54 Siehe Kapitel 5.2.1

Mütter erfahren weiterhin Benachteiligung in Kinderfremdbetreuung, Schulen und auf dem Arbeitsmarkt, weil diese nicht auf gleichberechtigte Elternschaft eingestellt sind.

Auf institutioneller Ebene erfahren die interviewten Mütter weiterhin Benachteiligung durch den Mangel an Kinderfremdbetreuungen, in den Schulen ihrer Kinder oder auf dem Arbeitsmarkt, weil diese nicht auf gleichberechtigte Elternschaft eingestellt sind. Diese Position nehmen die Interviewpartnerinnen aus verschiedenen Gründen oft ein. So beeinflussen die Versorgung bzw. der Mangel an Kinderfremdbetreuungsplätzen, Arbeitszeiten und -orte und Stillmöglichkeiten auf der Arbeit in erheblichem Maße, wie die interviewten Mütter und ihre Beziehungspersonen ihre Entscheidungen in Bezug auf die Aufteilung von Fürsorge- und Erwerbsarbeit treffen⁵⁵. Zugleich beobachten die Interviewpartnerinnen in heterosexuellen Elternbeziehungen, dass sie wesentlich häufiger von Institutionen in die Verantwortung gezogen werden als ihre männlichen Beziehungspersonen, welche den Interviewpartnerinnen zufolge wenige (weitere) fürsorgliche Väter als Vorbilder und Orientierungspunkte kennen. Dieser institutionelle Ausbau wie auch die Repräsentanz und Reproduktion von vergeschlechtlichter Fürsorge stabilisieren nach wie vor heteronormative Ordnungen. In Hinblick auf gleichgeschlechtliche Elternbeziehungen können Anzengruber et al. (2022) daneben mit einer intersektionale Perspektive zeigen, dass queere Eltern in den pädagogischen Einrichtungen ihrer Kinder ambivalente Normalisierungen bei gleichzeitigen Anerkennungs- und Veränderungsprozessen erfahren. Mit den Daten dieses Forschungsprojekts lassen sich diesbezüglich nur bedingt Aussagen treffen, da die Mütter queerfeindliche Diskriminierung im Interview eher auf struktureller Ebene hinsichtlich der Gesetze thematisieren oder in Bezug auf Outings am Arbeitsplatz. Letzteres hat im Datenmaterial aber nur bedingt einen Einfluss auf die Gleichberechtigung in der Elternbeziehung.

Mehrfach marginalisierte Mütter erfahren weiterhin strukturelle Einschränkungen in ihrer Mutterschaft.

Auf struktureller Ebene erfahren die Interviewpartnerinnen weiterhin Einschränkungen ihrer Mutterschaft. Diese zeigen sich in erster Linie in heteronormativen Gesetzen, die auf die Entscheidungspositionen der interviewten Mütter einwirken⁵⁶. Vor allem benachteiligen diese Gesetze Mütter, die nicht den heteronormativen Vorstellungen einer *weißen*, akademisch gebildeten, heterosexuellen Mutter der Mittelklasse in einer Paarbeziehung entsprechen. Die Entscheidung, strukturelle Bedingungen als erheblichen Einflussfaktor auf die benachteiligenden Lebensbedingungen anzuerkennen und sich von individualisierenden Argumentationslogiken zu distanzieren, wird im Sample insgesamt manchmal eingenommen. Besonders häufig nehmen Interviewpartnerinnen, die stark von Benachteiligung betroffen sind, diese Position ein. Die Diskriminierungen werden besonders deutlich, wenn die interviewten Mütter von – meist – dem Vater der Kinder getrennt leben und von Armut betroffen sind. Sagmeister (2019) arbeitet diesbezüglich heraus, dass Gesetze inzwischen oftmals zwar geschlechterneutral formuliert sind, zugleich aber soziale Normen diese vermeintliche Geschlechtergerechtigkeit unterwandern. Vor allem in Hinblick auf die Elternzeit hält Sagmeister fest, dass gegenwärtige Rechtslagen heteronormative Ordnungen begünstigen, da in diesem Fall eine obligatorische Elternzeit und so auch Erwerbsarbeitsunterbrechung für Geburtsmütter vorgeschrieben ist, jedoch nicht für weitere Elternpersonen. Während die

55 Siehe Kapitel 5.1.1 und Kapitel 5.1.4

56 Siehe Kapitel 5.1.3 und Kapitel 5.1.4

interviewten Mütter diese Rechtslage kaum kritisieren und die Elternzeit ebenso wie die oftmals eher heteronormativ organisierte Elternzeit bejahren, wirken sich Gesetze zum Unterhalt getrennt lebender Eltern sehr zum Nachteil von sozioökonomisch ohnehin schon benachteiligten Müttern⁵⁷ aus, wenn der Unterhalt mit der Sozialhilfe verrechnet wird (Dern/Wersig 2020). Auch in Bezug auf queere Elternschaft arbeitet Cottier (2022) eine rechtliche Stabilisierung von Heteronormativität in Bezug auf Abstammung und Familiengründung heraus. Diese Gesetzeslagen erweisen sich als ein wesentlicher Einflussfaktor für die Familiengründung lesbischer Mütter im Sample, welche massive Herausforderungen in Bezug auf Insemination und Stieffkindadoption beschreiben und kritisieren. Weiterhin untersuchen Quirling und Tuider (2022) die Intersektion Queerness und Staatsangehörigkeit und zeigen, dass nur bestimmte sexuelle und geschlechtliche Identitäten in Deutschland geduldet werden. In einem Verständnis, mit dem Solo-Mütter als von heteronormativen Ordnungen abweichend und so zumindest teils als queer gelesen werden können, können Quirlings und Tuiders Ergebnisse für diese Forschungsarbeit produktiv gemacht werden. So zeigt sich, dass Mütter ein wesentlich ausgeprägteres Sicherheitsgefühl in Bezug auf das Ausleben ihrer Mutterenschaft haben, wenn sie sowohl die deutsche Staatsangehörigkeit haben als auch in einer heterosexuellen Ehe leben. Aufgrund der Trennung und ihrer nicht-deutschen Staatsangehörigkeit befürchtete eine Interviewpartnerin Konsequenzen, sodass sie und ihre ehemalige Beziehungsperson heteronormativ performten, um der Interviewpartnerin den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit zu erleichtern.

Mütter nehmen ihre Beziehungspersonen zunehmend in die Fürsorgeverantwortung.

Auf symbolischer Ebene zeigt sich eine Diskrepanz zwischen der gegenwärtigen Forschung und den Ergebnissen dieser Arbeit. Als Ergebnis dieser Arbeit zeigt sich, dass die interviewten Mütter Fürsorgeverantwortung als bedeutsam und als wesentlichen Bestandteil von Elternschaft verstehen, sodass sie ihre Beziehungspersonen zunehmend in die Fürsorgeverantwortung nehmen⁵⁸. Diese Position nehmen die Interviewpartnerinnen unabhängig von ihrer Positionierung oft ein. Heteronormativitätskritische Forschungen, die sich auf die symbolische Ebene der Mutterschaft im Kontext von Diskriminierungen konzentrieren, untersuchen eher den Kontext von Mutterschaft außerhalb der Elternbeziehung, allerdings weniger die Elternbeziehung selbst. So diskutiert O'Reilly (2021) die besondere Wichtigkeit des Begriffs des Mutterns für die Widerstandspraktiken indigener und Schwarzer Mütter, während der Begriff des Mutterns in Hinblick auf Queerness zu hinterfragen sei, da diesbezüglich nicht alle Mütter weiblich seien. Körner (2015) thematisiert die Sichtbarkeit und Anerkennung queerer Familien und hält die Verbesserung der rechtlichen Grundlagen fest, während queere Eltern zugleich noch oft mit sozialen Diskriminierungen und abwertenden Zuschreibungen konfrontiert sind. Diese Ergebnisse halten auch Tichy und Krüger-Kirn (2020) fest, die die Diskursivierung homosexueller Elternschaft, heteronormative Wirkweisen und Unsichtbarmachung homosexueller Diskriminierung untersuchen. Wie diese Diskriminierungen innerhalb der Elternbeziehungen selbst wirksam werden und welche Wünsche und Erwartungen diskriminierte Mütter in Elternbeziehungen formulieren, ist selten Gegenstand dieser Forschungen. Eines der grundlegenden Ergebnisse dieser Arbeit – die Anerkennung geschlechterübergreifender Fürsorgeverantwortung von Eltern – wird bislang selten im

57 Siehe Kapitel 5.1.1

58 Siehe Kapitel 5.2.1 und Kapitel 5.2.2

Forschungsdiskurs diskutiert, sodass Forschende Eltern in privilegierteren Positionen seltener in die Verantwortung ziehen.

5.3.2 Entscheidungspositionen zwischen Fürsorgeverantwortung und Gleichberechtigung

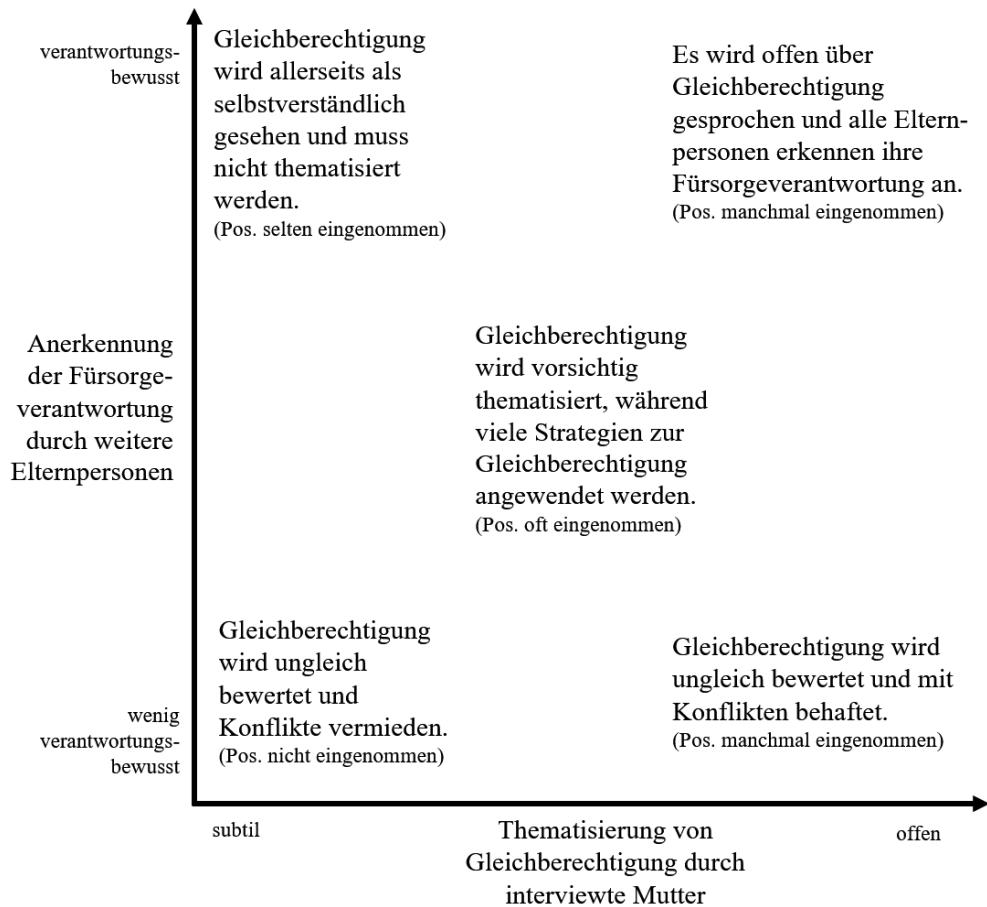


Abb. 13. Positions-Map der Entscheidungspositionen zwischen Fürsorgeverantwortung und Thematisierung von Gleichberechtigung (Quelle: Eigene Darstellung)

Die deutlichste Leerstelle, die der gegenwärtige wissenschaftliche Diskurs aufweist und die die interviewten Mütter gleichzeitig sehr oft thematisieren, liegt in der Anerkennung der Fürsorgeverantwortung als grundlegendes Element gleichberechtigter Elternschaften. Hier liegen stellenweise sehr große Diskrepanzen zwischen Wünschen und Realitäten der Interviewpartnerinnen, welche u.a. auch in der Leerstelle in der wissenschaftlichen und

alltagsweltlichen Repräsentation begründet liegen kann. Aus diesen Gründen widmet sich das folgende Unterkapitel einer Positions-Map, die die Entscheidungspositionen zwischen Anerkennung der Fürsorgeverantwortung und Thematisierung von Gleichberechtigung durch die interviewten Mütter, darstellt. Der Erläuterung der Ergebnisse ist vorauszuschicken, dass die Fragestellung explizit mehrfachmarginalisierte Mütter mit Gleichberechtigungswunsch adressiert und folglich alle Interviewpartnerinnen einen Wunsch nach Gleichberechtigung hegen. Ein Ergebnis dieser Arbeit ist, dass diskriminierende Lebensbedingungen anscheinend eher einen Einfluss auf die Möglichkeitsräume und die Konsequenzen in Hinblick auf gleichberechtigungsbezogene Entscheidungen haben, jedoch weniger auf die grundsätzlichen Richtungen und Ambitionen der interviewten Mütter sowie auf die Dynamiken innerhalb der Eltern- und Paarbeziehungen. Aus diesen Gründen zentriert die Positions-Map die Dynamiken innerhalb der Elternbeziehung und integriert in ihre Ergebnisdarstellung die wenigen Möglichkeiten, die spezifischen Ergebnisse dieses Forschungsprojekts an den bisherigen Forschungsdiskurs zurückzubinden und zu diskutieren.

Gleichberechtigung wird ungleich bewertet und Konflikte werden vermieden.

An der Schnittstelle von wenig verantwortungsbewusster Elternschaft als Pol der Anerkennung der Fürsorgeverantwortung durch weitere Elternpersonen und der subtilen Thematisierung der Gleichberechtigung durch interviewte Mütter kann auf eine Entscheidungsposition geschlossen werden, nach der die Elternpersonen Gleichberechtigung ungleich bewerten und Konflikte in der Elternbeziehung vermieden werden. Diese Position wird im Sample nicht eingenommen. Es scheint eher das Gegenteil der Fall zu sein, insbesondere in Momenten wenig verantwortungsbewusster Vaterschaft⁵⁹ entscheiden sich die Interviewpartnerinnen dafür, sich für Gleichberechtigung in der Elternbeziehung einzusetzen. Ruddick (1993) arbeitet Fürsorge als hegemoniale mütterliche Praxis heraus und versteht sie als grundlegenden Bestandteil des Mutterns. Zwar distanziert sie sich von der Idee, dass diese Praxis ausschließlich von Frauen ausgeübt werden kann und geht gleichzeitig wenig inhaltlich auf mütterliche Praktiken von Nicht-Frauen ein. Dieser Ungleichbewertung widersetzen sich die interviewten Mütter, indem sie sich gegen subtile Thematisierungen von Gleichberechtigung entscheiden, wenn ihre Beziehungspersonen ihrer Fürsorgeverantwortung nicht nachkommen.

Gleichberechtigung wird allerseits als selbstverständlich gesehen und muss nicht thematisiert werden.

Wenn weitere Elternpersonen ihre Fürsorgeverantwortung anerkennen, sodass sie verantwortungsbewusste Elternschaft leben und die Thematisierung von Gleichberechtigung durch die interviewten Mütter subtil thematisiert wird, kann dies bedeuten, dass Gleichberechtigung allerseits als selbstverständlich gesehen wird und nicht thematisiert werden muss. Diese Position wird im Sample selten eingenommen⁶⁰. Die damit verbundene Selbstverständlichkeit von Gleichberechtigung und Fürsorgeverantwortung, die sich in Seecks (2021) Care-Begriff wiederfindet, suggeriert die Bereitschaft der Elternpersonen, alles Notwendige zu tun, damit sie selbst, ihre Beziehungspersonen, ihre Familie und ihre Lebenswelt gut leben können. Gleichzeitig scheint sich für die Interviewpartnerinnen die Thematisierung von

59 Wenig verantwortungsbewusste Elternschaft konnte mit dem Interviewmaterial in gleichgeschlechtlichen Beziehungen nicht nachgewiesen werden. Vertiefend zu Vaterschaft, Mutterschaft und Elternschaft siehe Kapitel 5.2.1.

60 Siehe Kapitel 5.2.2

Gleichberechtigung selbst dann herausfordernd anzufühlen, wenn die weitere Elternperson ihre Fürsorgeverantwortung internalisiert hat. Durch gegenwärtige wissenschaftliche und alltagsweltliche Diskurse scheinen manche Interviewpartnerinnen den Begriff der Gleichberechtigung nur ungern zu benutzen, weil sie ihn mit etwas Waffenartigem und Konfliktauslösendem assoziieren⁶¹.

Gleichberechtigung wird ungleich bewertet und mit Konflikten behaftet.

Aus dem Interviewmaterial ergibt sich an der Schnittstelle wenig verantwortungsbewusster Elternschaft als Pol der Anerkennung der Fürsorgeverantwortung durch weitere Elternpersonen und der offenen Thematisierung von Gleichberechtigung durch die interviewten Mütter die Position der ungleichen Bewertung von Gleichberechtigung, welche mit Konflikten behaften ist⁶². Diese Position wird im Sample manchmal eingenommen. Daraus geht hervor, dass sich die Interviewpartnerinnen oftmals für Gleichberechtigung in der Elternschaft einsetzen und wenn sie eine ungleiche Bewertung von Gleichberechtigung anhand der Vernachlässigung der Fürsorgeverantwortung erleben. Die Internalisierung und Vernachlässigung von Fürsorgeverantwortung manifestiert sich häufig in vergeschlechtlichten Sorgearrangements. Motakef et al. (2018) untersuchen Gleichberechtigungs- und Gerechtigkeitsansprüche in Bezug auf Fürsorge und Lebenszusammenhänge und beobachten, dass weibliche Fürsorge gesellschaftlich stärker legitimiert wird als männliche Fürsorge. Auch Kunstmann (2022) hält diese Dynamiken hinsichtlich der Problematik der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf fest. Als Lösung werde wissenschaftlich und alltagsweltlich vor allem die Institutionalisierung von Pflege diskutiert – jedoch kaum die Möglichkeit, dass Männer als Pflegende tätig werden. Mit Auswirkungen dieser Fürsorge vergeschlechtlichenden Dynamiken setzen sich die interviewten Mütter oft in ihrem Alltag auseinander und widersetzen sich, indem sie sich kontinuierlich für die offene Thematisierung von Gleichberechtigung entscheiden.

Es wird offen über Gleichberechtigung gesprochen und alle Elternpersonen erkennen ihre Fürsorgeverantwortung an.

An der Schnittstelle verantwortungsbewusster Elternschaft als Pol der Anerkennung der Fürsorgeverantwortung durch die weiteren Elternpersonen und der offenen Thematisierung von Gleichberechtigung durch die interviewten Mütter lässt sich die Position, dass offen über Gleichberechtigung gesprochen wird und alle Elternpersonen ihre Fürsorgeverantwortung anerkennen, ableiten. Diese Position wird im Sample manchmal eingenommen. Insbesondere wird diese Position in sehr privilegierten Familien eingenommen, die sowohl die ökonomischen als auch die sozialen und kulturellen Ressourcen haben, sich konsequent für gleichberechtigte Elternschaft einzusetzen⁶³. Im Kontrast zu weniger privilegierten Familien haben diese Eltern die Möglichkeit Fürsorge- über die Erwerbsarbeit zu priorisieren. Letztere war und ist nach wie vor laut Krüger-Kirn (2022) Gegenstand feministischer Diskurse und Kämpfe. Diese streben oft die Sichtbarmachung weiblicher Fürsorgearbeit an und machen Erwerbsarbeit durch die enge Orientierung an ihr zugleich zum Dreh- und Angelpunkt der Gleichberechtigung. Aus diesem Wechselspiel ergibt sich die Frage, ob die Absicherung ökonomischer Bedingungen wirklich die Grundvoraussetzung sein muss oder kann, um über

61 Siehe Kapitel 5.2.2

62 Siehe Kapitel 5.2.1

63 Siehe Kapitel 5.2.1 und Kapitel 5.1.1

Gleichberechtigung in der Fürsorgeverantwortung sprechen zu können. Oder sollte nicht eher die Anerkennung von Fürsorgeverantwortung die Grundvoraussetzung sein, mit der Menschen sich und einander sozial, kulturell und ökonomisch absichern?

Gleichberechtigung wird vorsichtig thematisiert, während viele Strategien zur Gleichberechtigung angewendet werden.

Im Mittelfeld der Anerkennung der Fürsorgeverantwortung durch weitere Elternpersonen und der mäßig offenen Thematisierung von Gleichberechtigung durch die interviewten Mütter entfaltet sich die Position, dass sie Gleichberechtigung vorsichtig thematisieren, während sie parallel viele Strategien zur Gleichberechtigung anwenden. Diese Position wird von den Interviewpartnerinnen oft eingenommen. An dieser Position verdeutlicht sich vor allem ein sehr kontextbezogener, nuancierter Umgang der Interviewpartnerinnen, die sich der Lebensbedingungen deutlich bewusst sind. Auch wenn die interviewten Mütter oftmals zögerlich mit der expliziten Benennung von Gleichberechtigung umgehen, zeigt sich ihr enormes Repertoire an Fähigkeiten und Strategien, sich für Gleichberechtigung in der Elternbeziehung einzusetzen⁶⁴.

Dabei zeichnen sich immer wieder Unsicherheiten ab, wie legitim ihre Ansprüche an Gleichberechtigung sind und welche Auswirkungen die Erfüllung ihrer Bedürfnisse auf ihre Mitmenschen hat. Gleichberechtigung stellen die Interviewpartnerinnen so auch in ein Verhältnis zur Selbstverwirklichung. An diesem verdeutlicht sich der häufige Anspruch der interviewten Mütter zur Bedürfnisorientierung und dem Wohlergehen ihrer Mitmenschen. Besonders sticht dieses wechselseitige und interdependente Verständnis von Gleichberechtigung hervor, wenn die Interviewpartnerinnen über ihre Selbstverwirklichung und Abhängigkeitsverhältnisse nachdenken⁶⁵. Im Zuge dessen streben die interviewten Mütter oft an, so sensibel wie möglich mit individuellen Vorstellungen vom Leben und Abhängigkeitsverhältnissen umzugehen, damit Personen, die von ihnen abhängig sind, nicht unter ihren Vorstellungen der Selbstverwirklichung leiden. Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung scheinen die interviewten Mütter oftmals zusammenzudenken, sodass Familie, Gemeinschaft und Beziehungen hohe Stellenwerte in den Leben der interviewten Mütter einnehmen.

6 Limitationen und Ausblicke

Wie alle wissenschaftlichen Arbeiten hat auch diese Limitationen. Diese werden in dem folgenden Kapitel offengelegt. Besonderer Fokus wird auf inhaltliche Limitationen, Limitationen aufgrund des Samples und methodische Limitationen gelegt, bevor dieses Kapitel mit einem Ausblick schließt.

Diese Forschungsarbeit diente der Beantwortung der Fragestellung, wie Lebensbedingungen die Entscheidungen von Müttern in Elternbeziehungen mit Gleichberechtigungswunsch in heteronormativen Verhältnissen beeinflussen, und setzt damit bereits inhaltliche Eingrenzungen, welche eng mit der Sampleauswahl verwoben sind. So nahmen ausschließlich Mütter, die einen Gleichberechtigungswunsch hegen, an den Interviews teil. Vor der Sampleauswahl wurden jedoch keine Einschränkungen darüber vorgenommen, welche Konzepte von Gleichberechtigung als legitim gelten und welche nicht. Dies ermöglichte einen

64 Siehe Kapitel 5.2.1 und Kapitel 5.2.2

65 Siehe Kapitel 5.2.3

offenen Blick auf verschiedene Ideen der Interviewpartnerinnen zu Gleichberechtigung. Dennoch ist anzunehmen, dass über das Sample hinausgehend Mütter existieren, die explizit keine Gleichberechtigung anstreben. Folglich bietet diese Arbeit in erster Linie Einblicke in die Lebensbedingungen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungen einer bestimmten Gruppe von Müttern. Diese Einblicke können zwar mithilfe vorangegangener Forschungs- und Theoriearbeiten untermauert und abstrahiert werden und bleiben zugleich Theoretisierungen von eher kleiner bis mittlerer Reichweite.

Diese Theoretisierungen wurden zudem aus einer Samplegröße von zwölf Interviewpartnerinnen abgeleitet, die ausschließlich Mütter in monogamen Elternbeziehungen waren. Damit wurden lediglich diese Perspektiven sichtbar. Einschätzungen ihrer Beziehungspersonen, Kinder oder weiterer Personen aus dem Fürsorgenetzwerk bleiben durch das Forschungsdesign unbekannt. Weitere Einschränkungen durch die Sampleauswahl ergeben sich bezüglich der Marginalisierungen. Der Fokus dieser Arbeit richtet sich hinsichtlich der Diskriminierungslinie Ableismus ausschließlich auf psychische Erkrankungen. Körperliche Erkrankungen und/oder Behinderungen oder Lernschwierigkeiten, die die Interviewpartnerinnen haben könnten, oder auch Pflegetätigkeiten, die sie für behinderte oder erkrankte Familienmitglieder übernehmen, wurden in dieser Arbeit nicht untersucht. Eine weitere erhebliche Leerstelle dieser Arbeit stellt die empirische Untersuchung von trans* Mutterschaft dar. Es wurde keine trans* Mutter im Rahmen dieser Arbeit interviewt. Für zukünftige Arbeiten gilt es trans* Mütter in jedem Fall mitzudenken und diese Leerstelle nicht erneut zu reproduzieren. Auch in Bezug auf die Ergebnisse hinsichtlich der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit kann überlegt werden, ob diese anders ausgefallen wären, wenn meine Positionierung anders wäre, ich zum Zeitpunkt der Interviews sensibilisierter⁶⁶ oder wenn mehr rassistisch marginalisierte Mütter im Sample gewesen wären.

Hinsichtlich der Methode zeigen sich Limitationen in der Ausführung. Die Situationsanalyse, die sich durch ihre „messiness“ auszeichnet und stellenweise dafür Kritik erfährt, bietet zahlreiche Möglichkeiten, auch über Interviewdaten hinausgehend Daten zu involvieren und analysieren. Diese Möglichkeiten der Methode wurden bei Weitem nicht ausgeschöpft. So hätten beispielsweise mediale Berichterstattungen über Familie und Mutter- und Elternschaft oder Gleichberechtigungstagebücher, die Eltern schreiben könnten, in das Datenmaterial aufgenommen werden können, um längere Zeiträume überblicken zu können, Interviewerinneneffekte zu reduzieren oder alltagsweltliche und mediale Diskurse stärker in die Analysen integrieren zu können. Ebenso hätte eine Netzwerkanalyse der Fürsorgesysteme, in denen beispielsweise auch Großeltern, Freund*innen und Pädagog*innen der Kinderfremdbetreuungen interviewt werden, aufschlussreich für die Untersuchung der Fragestellung sein können.

Der vorab bekannten „Schwäche“⁶⁷ der Situationsanalyse als „messy“ Methode wurde durch eine eher traditionelle Ausführung, die sich in den ersten Auswertungsschritten stark am offenen und axialen Codieren der Grounded Theory orientiert, begegnet. Ebenso wurden die Daten frühzeitig und kontinuierlich in Dialoge mit theoretischen Zugängen gesetzt, welche insbesondere in Hinblick auf diskriminierende Lebensbedingungen Struktur und Vertiefungen ermöglichen. Dieses Vorgehen erlaubt auf der einen Seite ein tiefergehendes

⁶⁶ Die ausführliche Vertiefung der Interviewerinneneffekte erfolgt in Kapitel 4.3.

⁶⁷ Offengestanden halte ich die „messiness“ eher für eine Bereicherung, da sie die Heterogenität, die Wandelbarkeit, den Herstellungscharakter und die Ambivalenzen sozialer Phänomene flexibler herausarbeiten kann, als andere Methoden wie beispielsweise eine qualitative Inhaltsanalyse es ermöglichen. Ob die Grounded Theory Methodologie eine vergleichbare Flexibilität anbietet, lässt sich diskutieren. Siehe vertiefend Kapitel 4.1.

Verständnis der Intersektionen von Mutterschaft und spezifischen einzelnen Diskriminierungslinien, wodurch sich die „messiness“ der Methode reduzieren lässt. Auf der anderen Seite erschwert dieses Vorgehen zu einem gewissen Anteil die Sichtbarmachung der Verwobenheit diskriminierender Lebensbedingungen und versucht, Diskriminierungsphänomene an Stellen zu trennen, wo sie möglicherweise nicht zu trennen sind. Im Rahmen der Möglichkeiten vertiefen die Auswertungen weitere Intersektionen und versuchen den Konstruktionscharakter wie auch die Wandelbarkeit sozialer Phänomene um Mutterschaft zu verdeutlichen. Und gleichzeitig bleibt das Dilemma aus Sichtbarmachung und Reproduktion bestehender Verhältnisse.

Aus diesen Limitationen lassen sich Ausblicke für weitere Forschungen ableiten. Trotz aller Herausforderungen mit der kritisch-reflektierten Sichtbarmachung diskriminierender Verhältnisse halte ich es nach wie für zwingend, diesen Herausforderungen immer weiter zu begegnen und Diskriminierungsverhältnisse grundsätzlich in Forschungen einzubeziehen. Darauf aufbauend ist neben einer weitergefassten Analyse der Elternbeziehungen und der Fürsorgennetzwerke insbesondere die Untersuchung von trans* Elternschaften von Bedeutung. Vor allem nach der Einführung des Selbstbestimmungsgesetzes am 1. November 2024 ist davon auszugehen, dass trans* Menschen die Verbesserung ihrer Reproduktionsrechte umsetzen möchten. Zugleich stehen nach wie vor Diskriminierungen sowohl auf rechtlicher als auch auf sozialer Ebene im Raum, die die Lebensbedingungen und Möglichkeitsräume von trans* Eltern beeinflussen. Diese gilt es im Forschungsdiskurs sichtbar zu machen. Darüber hinaus entscheiden sich immer mehr Menschen für heteronormativitätskritische Elternschaftskonzepte, die bislang in der Forschung unterrepräsentiert sind. Für umfassende Eindrücke heteronormativitätskritischer, gleichberechtigungsorientierter Elternschaft sind die Untersuchungen und Repräsentationen multipler Elternschaftsprojekte, Co-Parenting-Konzepte oder Patchworkfamilien unerlässlich. Analysen dieser Elternschaftskonzepte machen wichtiges Wissen um soziale Elternschaften sichtbar und würdigen Elternbeziehungen, die mehr oder weniger als zwei Elternpersonen integrieren und/oder die die Einheit von romantischer Beziehung und Familiengründung auflösen. Unabhängig von der letztlichen Wahl des Elternschaftskonzepts bieten sich in Analysen stärkere Fokussetzungen auf Communities an, da Elternschaft immer schwerer in der Isolation der heteronormativen Kleinfamilie gelebt werden kann und Menschen zunehmend Netzwerke um sich herum involvieren, um Fürsorge gewährleisten zu können. Auch diese können und sollten Gegenstand weiterer Forschungen um Mutterschaft, Elternschaft und Gleichberechtigung sein.

7 Implikationen für die Elternbildungarbeit

Abschließend lassen sich aus den Ergebnissen dieser Arbeit Implikationen für eine Elternbildungarbeit ableiten, die Eltern aller Geschlechter darin unterstützen kann, gleichberechtigte Elternschaften zu führen. Diese Implikationen betreffen sowohl Prämissen und Inhalte für die Elternbildungangebote selbst, als auch Formate und Bedingungen, um einen Rahmen anzubieten, der es Müttern, Eltern, Vätern und Familien überhaupt erst möglich macht, diese Angebote wahrzunehmen. Weiterhin sind diese Implikationen auch als Inhalte für die Professionalisierung von Elternbildenden zu verstehen.

Mütter in ihren Perspektiven und Anliegen ernst nehmen

Die interviewten Mütter legen großen Wert darauf, ihre Kinder unter bestmöglichen Bedingungen aufzuziehen. Dabei haben sie meist einen geübten Blick für die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und zahlreiche Strategien, wie sie die Ressourcen so nutzen, dass die unterschiedlichen Bedürfnisse ihrer Familienmitglieder so gut wie möglich erfüllt werden. Belastend erleben die Mütter insbesondere einschränkende Lebensbedingungen, jedoch kaum ihr Muttersein selbst. Auf dieser Basis empfiehlt sich eine Elternbildungsarbeit, die Mütter in ihren Perspektiven und Anliegen ernst nimmt und dieses Ernstnehmen zum Gegenstand von Elternbildungsangeboten macht. Auch wenn die Interviewpartnerinnen oft einen sehr guten Überblick haben, zweifeln sie häufig an ihren Einschätzungen. Diese Elternbildungsangebote sollten nicht nur Mütter darin stärken, ihre eigenen Perspektiven, Anliegen und Bedürfnisse ernst zu nehmen. Auch ihre Beziehungspersonen sollten unabhängig von ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit, darin gestärkt werden, eigene wie auch Perspektiven der Mütter anzuerkennen.

Heteronormative Geschlechterrollen kritisch reflektieren

Auch wenn die Interviewpartnerinnen und teilweise ihre Beziehungspersonen den Anspruch an gleichberechtigte Elternschaften äußern, zeigen sich wiederholt Dynamiken, die eine Gleichberechtigung unterwandern. Für Elternbildungsangebote bedeutet dies, insbesondere väterliche Fürsorgeverantwortung und Tendenzen des maternal gatekeeping zu reflektieren. Sowohl die interviewten Mütter als auch ihre Beziehungspersonen erleben gesellschaftlich oder sozialisatorisch nahegelegte Möglichkeiten, Mutterschaft und Elternschaft zu leben. In einer gleichberechtigungsorientierten Elternbildungsarbeit werden Mütter und Eltern darin gefördert, eigene heteronormative Sozialisationen zu erkennen und zu hinterfragen, damit Möglichkeiten sichtbar werden, wie sie Mutterschaft und Elternschaft nach ihren eigenen Vorstellungen umsetzen können. Ein Teil dieser Bildungsprozesse kann in heterosexuellen Elternbeziehungen die Unterstützung von Vätern in der Akzeptanz und Umsetzung ihrer Fürsorgeverantwortung sein, aber auch die Weiterentwicklung des Vertrauens der Mütter in die väterlichen Fähigkeiten wie auch die Stabilisierung ihres Selbstwertgefühls als „gute Mutter“ unabhängig von den Tätigkeiten des Vaters bzw. der Beziehungsperson.

Gleichberechtigungskonzepte und -momente in Elternschaften reflektieren

Um zu verstehen, wie Mütter und Eltern Gleichberechtigung verstehen und wo diese für sie im Lebensalltag wirksam wird, lohnt sich die Reflexion eigener Gleichberechtigungskonzepte wie auch eine Sensibilisierung für gleichberechtigungsrelevante Momente in Elternschaften. Diese können beispielsweise Abhängigkeitsverhältnisse, Rollenvorstellungen, Alltagspraktiken, Verantwortungen oder Lebensentwürfe betreffen. Jene Bereiche sind gegenwärtig oft durch mangelnde Gleichberechtigung geprägt, für die teils ein elterliches Bewusstsein besteht, teils aber auch nicht. Mögliche Aspekte, die in Elternbildungsarbeit bearbeitet werden können, sind beispielsweise die Fürsorgeaufteilungen. So können Wechselmodelle schon in Paarbeziehungen und verantwortungsbewusste Vaterschaften in heterosexuellen Elternschaften⁶⁸ Entlastung verschaffen. Aber auch die Reflexion mütterlicher Bildungs- und Karriereambitionen können so zum Gegenstand werden, wenn Mütter „mehr“ oder anderes

68 Tobias Kläser (2011) weist nach, dass Eltern in gleichgeschlechtlichen Beziehungen besonderen Wert auf die Fürsorge und Beziehungspflege in Familien legen.

wollen, als ihnen gegenwärtige Mutterideale nahelegen. Weiterhin kann die Reflexion, welche Ansprüche als legitim und als illegitim empfunden werden, nützliche Wendungen zu gunsten gleichberechtigter Elternschaft bringen. Dazu können auch legitime Veränderungswünsche hinsichtlich der Anerkennung der Fürsorgeverantwortung aller Elternpersonen gehören.

Elternschaften als Lernprozesse würdigen

In einer gleichberechtigungsorientierten Elternbildungsarbeit geht es nicht nur darum, die Lebenszusammenhänge außerhalb der Elternschaft zu würdigen, sondern auch die Elternschaft als Lernprozess selbst. Dabei können Eltern in der Perspektive des Erlernens von Elternschaft unterstützt werden, sodass sich Eltern mit mehr Gelassenheit und Fehlerfreundlichkeit begegnen können. Dies wird begleitet von Wissen um sexistische Verhältnisse, sodass Eltern lernen zu erkennen, wem gesellschaftlich beispielsweise eher Gelassenheit zugeschrieben wird und wer die Konsequenzen zu tragen hat, wenn Gelassenheit als vermeintliche Nachlässigkeit interpretiert wird. Diese Perspektiven verdeutlichen die gegenwärtige Mehrverantwortung in der Fürsorge, die derzeit Müttern zugeschrieben wird, eröffnen den Raum, dass Väter ihrer Fürsorgeverantwortung nachkommen und können zu einer erheblichen Entlastung innerhalb der Familie beitragen.

Wissen über diskriminierungskritische Elternschaft vermitteln

Eine weitere Implikation für eine gleichberechtigungsorientierte Elternbildungsarbeit ist die Vermittlung von Wissen über diskriminierungskritische Elternschaft, welche vor allem die Wirkweisen diskriminierender Lebensbedingungen benennen kann. Neben den in dieser Arbeit untersuchten Diskriminierungslinien der Heteronormativität, des Klassismus, des Rassismus und des Ableismus werden auch weitere Diskriminierungslinien wie u.a. Antisemitismus oder Adultismus relevant. Mit ihnen verbunden sind verschiedene Formen individueller, institutioneller, struktureller und symbolischer Benachteiligung und Privilegierung, die neben den Lebensbedingungen auch die Haltungen und Handlungen beeinflussen, die Eltern in ihre Elternbeziehung hineinragen und die Elternschaft auf vielfältigen Ebenen beeinflussen. Es gilt eine Sensibilisierung für die Bereiche zu schaffen, in denen Eltern Verantwortung übernehmen können und teilweise auch müssen, Verantwortung individuell oder institutio-nell einfordern können und wie Eltern durch communities oder sozialstaatliche Maßnahmen gleichberechtigte Elternschaft so gut, wie es unter gegenwärtigen Bedingungen geht, umsetzen können. Auch wenn der gesellschaftliche Status Quo nur sehr langsam verändert werden kann, ist gleichberechtigungsorientierte Elternarbeit von einer Perspektive begleitet, die diskriminierende Strukturen infrage stellt und sich für soziale Gerechtigkeit in der Familie und darüber hinaus einsetzt.

Differenzsensibel über Elternschaft, Mutterschaft und Vaterschaft für Familien mit Kinderwunsch informieren

Gleichberechtigte Elternbildungsarbeit richtet sich nicht nur an Eltern, sondern auch an Menschen, die es werden wollen. Unabhängig von ihrer Positionierung haben Menschen ein Recht darauf, in ihren Familiengründungswünschen differenzsensibel begleitet und informiert zu werden. Dies betrifft sowohl Menschen, die in cis-heterosexuellen, monogamen Kleinfamilien leben wollen, als auch queere Eltern, von Armut bedrohte Eltern oder Eltern

mit nicht-deutscher Staatsangehörigkeit, psychisch erkrankte, Solo-Eltern oder Eltern in Co-Parenting oder Elternschaftsprojekten. Insbesondere für Eltern und Mütter in marginalisierten Positionen stellen Beratungs- und Elternbildungsinstitutionen wichtige Elemente der Familienplanung dar. So bieten gleichberechtigungsorientierte Elternbildungsangebote Informationen über Elterngeldregelungen, relevante Gesetze und Möglichkeiten für queere Familiengründungen, Informationen, wann Staatsangehörigkeit wichtig werden kann und welche Umgänge sich individuell empfehlen, generelle Informationen zu mütterlichen Lebensbedingungen und diese ebenfalls vor dem Hintergrund diskriminierender Verhältnisse. Um dies zu ermöglichen, bieten sich Kooperationen und Vernetzungen von verschiedenen Elternbildungs- und -beratungsangeboten an.

Elternbildungsangebote familiengerecht gestalten

Damit Eltern überhaupt erst an Elternbildungsangeboten teilnehmen können, gilt es, diese familiengerecht zu gestalten. Das bedeutet, dass beispielsweise Kinderversorgungen eingeplant werden, dass sie zu familiengerechten Tages- und Wochenzeiten stattfinden, dass die Angebote kostengünstig bis kostenlos sowie räumlich gut zu erreichen, barrierefrei und ggf. online und mehrsprachig sind oder bei Bedarf angeboten werden können.

Auf Basis dieser Arbeit möchte ich zudem einen letzten Vorschlag für eine gerechtere, gleichberechtigungsorientierte Gesellschaft machen: Lasst uns so vielfältig und divers denken und handeln wie die Mütter, die sich tagtäglich im Großen oder im Kleinen für Gleichberechtigung einsetzen. Lasst uns die strukturellen Bedingungen, denen wir unterworfen sind, kritisch hinterfragen und gleichzeitig das Beste daraus machen, um eine gerechtere und gleichberechtigungsorientierte Gesellschaft zu schaffen!

8 Literaturverzeichnis

Achilles, Ilse/Walter, Joachim (2002): Was macht Ihr Sohn denn da? geistige Behinderung und Sexualität. München: E. Reinhardt.

Ahmed, Sara (2004): Affective Economies. In: *Social Text*, 22/2, S. 117–139.

Ahmed, Sara (2014a): Kollektive Gefühle oder die Eindrücke, die andere hinterlassen. In: Baier, A./Binswanger, C./Haberlein, J./Nay, Y. E./Zimmermann, A. (Hrsg.): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus, S. 183–214.

Ahmed, Sara (2014b): *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Ahmed, Sara (2018a): *Das Glücksversprechen. Eine feministische Kulturkritik*. Münster: Unrast Verlag.

Ahmed, Sara (2018b): *Feministisch leben! Manifest für Spaßverderberinnen*. 2. Auflage. Münster: Unrast Verlag.

Ahmed, Sara (2019): *What's the use? On the Uses of Use*. Durham/London: Duke University Press.

AK Fe.In (2020): *Frauen*rechte und Frauen*hass. Antifeminismus und die Ethisisierung von Gewalt*. Berlin: Verbrecher Verlag.

Anzengruber, Maria/Riegel, Christine/Schubert, Pia (2022): Unterschiedlich verschieden. Diskriminierungserfahrungen von LSBTIQ* Eltern und deren Kindern. In: Chama-kalayil, L./Ivanova-Chessex, O./Leutwyler, B./Scharathow, W. (Hrsg.): *Eltern und pädagogische Institutionen. Macht- und ungleichheitskritische Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 201–220.

Aumair, Betina/Theißl, Brigitte (2020): *Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt*. Wien: ÖGB Verlag.

Auswärtiges Amt (2022): *Staatsangehörigkeitsrecht*. In: *Konsularischer Service*.

Baar, Robert/Maier, Maja S. (2022): Familie im Spiegel erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Baar, R./Maier, M. S. (Hrsg.): *Familie, Geschlecht und Erziehung in Zeiten der Krisen des 21. Jahrhunderts*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 11–25.

Baig, Samira (2023): *Mutterschaft und Feminismus. Eine Studie zu Konzepten feministischen Mutterseins*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.

Barmer (2024): Psychische Erkrankungen. Psychotherapie: Was bezahlt die Krankenkasse? <https://www.barmer.de/gesundheit-verstehen/psyche/psychische-erkrankungen/kostenuebernahme-psychotherapie-1058416> [Zugriff: 20.11.2024].

Bayerischer Gewichtheber- und Kraftsportverband e.V. (2024): Was ist Gewichtheben? <https://www.bgkv.de/gewichtheben/was-ist-gwh/> [Zugriff: 24.11.2024].

Becker, Karina (2020): Gender Health Gap als Folge ungleicher Vernutzungsbedingungen von Arbeitskraft und Arbeitsvermögen. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3, S. 107–123.

Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R./Kortendiek, B./Budrich, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–74.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (2020): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Wilz, S. M. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Verlag, S. 13–59.

Bilden, Helga (1994): Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung. In: Journal für Psychologie, 2/3.

Bilge, Sırma (2014): Intersectionality Undone. Saving Intersectionality from Feminist Intersectionality Studies. In: Du Bois Review Social Science Research on Race, 10/2, S. 405–424.

BMFSFJ (2011): Gender Pension Gap. Entwicklung eines Indikators für faire Einkommensperspektiven von Frauen und Männern. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

BMFSFJ (2024): Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag (SBGG). <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/queerpolitik-und-geschlechtliche-vielfalt/gesetz-ueber-die-selbstbestimmung-in-bezug-auf-den-geschlechtseintrag-sbgg--199332> [Zugriff: 03.12.2024].

Bourdieu, Pierre (1989): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre (2012): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Bauer, U./Bittlingmayer, U. H./Scherr, A. (Hrsg.): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 229–242.

Breuer, Franz/Mey, Günter/Mruck, Katja (2011): Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 427–448.

Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2018): Reflexive Grounded Theory. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Brooks, Meredith/Peiken, Shelly (1997): Bitch. Capitol Records, Kobalt Musik Publishing.

Buchenau, Peter (Hrsg.) (2016): Chefsache Frauenquote. Pro und Kontra aus aktueller Sicht. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Bundesministerium der Justiz (2015): Gesetz über den Aufenthalt, die Erwerbstätigkeit und die Integration von Ausländern im Bundesgebiet. § 28 Abs. 1 Nr. 3 Familiennachzug zu Deutschen. In: Aufenthaltsgesetzes (AufenthG).

Bundesministerium der Justiz (2017): Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen. § 7 Unwirksamkeit. In: Transsexuellengesetz (TSG).

Bundesministerium der Justiz (2024): Abstammungsrecht – Fragen der Eltern-Kind-Zuordnung. https://www.bmj.de/DE/themen/gesellschaft_familie/kinder/abstammungsrecht/abstammungsrecht_node.html [Zugriff: 17.09.2024].

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2024): Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag. In: (SBGG).

Bundesministerium für Justiz (2010): § 1626a (BGB). Elterliche Sorge nicht miteinander verheirateter Eltern; Sorgeerklärungen. In: Bürgerliches Gesetzbuch.

Busch, Anne (2013): Der Einfluss der beruflichen Geschlechtersegregation auf den „Gender Pay Gap“. Zur Bedeutung geschlechtlich konnotierter Arbeitsinhalte. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 65 (2), S. 301–338.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht – Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (2020): Die Macht der Gewaltlosigkeit. Über das Ethische im Politischen. Berlin: Suhrkamp.

Cammarata, Patricia (2022): Mental Load. In: Haller, L. Y./Schlender, A. (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opaden/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 483–492.

Campbell, Fiona Kumari (2009): Contours of Ableism. The Production of Disability and Ablelessness. Hampshire: Palgrave Macmillan.

Campbell, Fiona Kumari (2014): Ableism as a Transformative Practice. In: Cocker, C./Hafford-Letchfield/Trish (Hrsg.): Rethinking anti-discriminatory and anti-oppressive theories or social work practice. London: Palgrave, S. 78–92.

Campbell, Fiona Kumari (2020): The Violence of Technicism: Ableism as Humiliation and Degrading Treatment. In: Brown, N./Leigh, J. (Hrsg.): Ableism in Academia. Theorising Experiences of Disabilities and Chronic Illnesses in Higher Education. London: UCL Press, S. 202–224.

Charsley, Katherine/Bolognani, Marta/Ersanilli, Evelyn/Spencer, Sarah (2020): Marriage Migration and Integration. Cham: Palgrave Macmillan.

Clarke, Adele E. (2005): Situational Analysis. Grounded Theory after the Postmodern Turn. London: SAGE Publications.

Clarke, Adele E. (2011): Von der Grounded-Theory-Methodologie zur Situationsanalyse. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 207–233.

Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: Springer VS.

Clarke, Adele E./Washburn, Rachel/Friese, Carrie (2022): Situational Analysis in Practice. New York: Routledge.

Clough, Patricia Ticineto (2008): The Affective Turn: Political Economy, Biomedia and Bodies. In: Theory Culture Society, 25; 1, S. 1–22.

Collins, Patricia Hill (1998): It's All In the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation. In: Hypatia 13, 3, S. 62–82.

Collins, Patricia Hill (1999): Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness and the Politics of Empowerment. New York, London: Routledge.

Collins, Patricia Hill/Bilge, Sirma (2020): Intersectionality. 2. überarbeitete Auflage. Cambridge/Medford: Polity Press.

Combahee River Collective (2019): Ein Schwarzes feministisches Statement. In: Kelly, N. A. (Hrsg.): Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte. Münster: Unrast Verlag.

Connell, Raewyn (2013): Gender. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Cottier, Michelle (2022): Ein Recht der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. In: Schnegg, K./Tschuggnall, J./Voithofer, C./Auer, M. (Hrsg.): Inter- und multidisziplinäre Perspektiven der Geschlechterforschung. Innsbrucker Gender Lectures IV. Innsbruck: innsbruck university press, S. 39–56.

Crenshaw, Kimberlé (2019): Das Zusammenwirken von Race und Gender ins Zentrum rücken. Eine Schwarze feministische Kritik des Antidiskriminierungsdogmas, der feministischen Theorie und antirassistischer Politiken. In: Kelly, N. A. (Hrsg.): Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte. Münster: Unrast Verlag.

Dahmen, Brigitte/Firk, Christine/Konrad, Kerstin/Herpertz-Dahlmann, Beate (2013): Adolescente Mutterschaft. Entwicklungsrisiken für die Mutter-Kind-Dyade. In: Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, 41 (6), S. 407–418.

Dalla Costa, Mariosa (2022): Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. Münster: Unrast Verlag.

Daniels, Julia N. (2019): Disabled Mothering? Outlawed, Overlooked and Severely Prohibited: Interrogating Ableism in Motherhood. In: Social Inclusion, 7:1, S. 114–123.

Davis, Angela Y. (2019 [1981]): Women, Race & Class. London: Penguin Books.

Degele, Nina (2008): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: utb.

Dern, Susanne/Wersig, Maria (2020): Armutsrisiko Unterhaltsabhängigkeit – Der Spuk der Ernährerehe und seine Folgen für Einelternfamilien. In: Dackweiler, R.-M./Rau, A./Schäfer, R. (Hrsg.): Frauen und Armut – Feministische Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich, S. 143–167.

Deutscher Sportakrobatik-Bund e.V. (2024): Akrobatik. <https://www.ispc-sport.de/deutscher-sportakrobatik-bund/>.

Diekmann, Andreas (2012): Empirische Sozialforschung. Grundlagen - Methoden - Anwendungen. Hamburg: rowohls enzyklopädie.

Donath, Orna (2016): #regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen. 3. Auflage. München: Albrecht Knaus Verlag.

Dresing, Thorsten/Pehl, Thorsten (2018): Praxisbuch. Interviews, Transkription und Analyse. Marburg: dr. dresing & pehl GmbH.

Dreßler, Sabine (2017): Zwischen "gleichberechtigter Elternschaft" und "mütterlicher Deutungshoheit". Kollektive Orientierungen unter Müttern im akademischen Milieu. In: Tolisch, E./Seehaus, R. (Hrsg.): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 109–123.

Duden (2024): Akrobat. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Akrobat>.

Duggan, Lisa (2003): The Twilight of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy. Boston: Beacon Press.

Erel, Umut (2011): Migrantinnenmütter transformieren ethnische Identitäten. In: Bertram, H./Ehlert, N. (Hrsg.): Familie, Bindungen und Fürsorge. Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 321–328.

Fahrer, Julia M.K. (2023): Kinder von Eltern mit psychischen Erkrankungen. Messbarkeit und Identifikation von Interaktionsunterschieden auf Grundlage eines Modells der Transgenerationalen Transmission psychischer Erkrankungen. Marburg: Philipps-Universität Marburg.

Familienreport (2020): Familie heute. Daten. Fakten. Trends. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Familienreport (2024): Familienreport 2024. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Feldmann-Savelsberg, Pamela (2016): Migranten, Recht und Identität. Afrikanische Mütter und das Ringen um Zugehörigkeit in Berlin. Bielefeld: transcript.

Flaake, Karin (2022): Paardynamiken. In: Lisa Yashodhara, H./Schlender, A. (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Verlag Barbara Budrich, S. 389–400.

Frasl, Beatrice (2022): Patriarchale Belastungsstörung. Geschlecht, Klasse und Psyche. Innsbruck: Haymon Verlag.

Goel, Urmila (2022): Intersektional forschen – kontextspezifisch, offen, selbst-reflexiv. In: Biele Mefebue, A./Bührmann, A./Grenz, S. (Hrsg.): Handbuch Intersektionalitätsforschung. Wiesbaden: Springer Verlag, S. 131–144.

Grundmann, Matthias/Wernberger, Angela (2015): Familie und Sozialisation. In: Hill, P. B./Kopp, J. (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 413–435.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen? In: Hess, S./Langreiter, N./Timm, E. (Hrsg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: transcript Verlag, S. 77–100.

Haidinger, Bettina (2016): Transnationale Mutterschaft: Zwischen jetzt und dort, zwischen hier und später. In: Dolderer, M./Holme, H./Jerezak, C./Tietge, A.-M. (Hrsg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-)Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 62–70.

Hartmann, Jutta (2017): Heteronormative Bildungsherausforderungen – queere Impulse nicht nur für Lehrer*innen. In: Balzter, N./Klenk, F. C./Zitzelsberger, O. (Hrsg.): Queering MINT: Impulse für eine dekonstruktive Lehrer_innenbildung. Opaden/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 31–46.

Heinemann, Alisha M.B./Mecheril, Paul (2017): Erziehungswissenschaftliche Diskriminierungsforschung. In: Scherr, A./El-Mafaalani, A./Yüksel, G. (Hrsg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 117–132.

Hermes, Gisela (2004): Behinderung und Elternschaft leben - kein Widerspruch! eine Studie zum Unterstützungsbedarf körper- und sinnesbehinderter Eltern in Deutschland. Neu-Ulm.

Hermes, Gisela (2015): Elternschaft bei Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderungen. <https://www.familienhandbuch.de/familie-leben/familienformen/behinderung/elternschaftbeimenschenmitkoerperundsinnesbehind.php> [Zugriff: 12.06.2024].

Hernandez Bark, Alina S./Hentschel, Tanja (2021): Geschlecht, Gleichberechtigung und Kommunikation in Unternehmen. In: Einwiller, S./Sackmann, S./Zerfaß/Ansgar (Hrsg.): Handbuch Mitarbeiterkommunikation. Interne Kommunikation in Unternehmen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 621–636.

Herwartz-Emden, Leonie (2022): Mutterschaft im interkulturellen Vergleich. In: Haller, L. Y./Schlender, A. (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opaden/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechter(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In: Rusconi, A./Wimbauer,

C./Motakef, M./Kortendiek, B./Berger, P. A. (Hrsg.): Paare und Ungleichheit(en) – Eine Verhältnisbestimmung. Opa-den/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

hooks, bell (2014): Revolutionary Parenting. In: hooks, b. (Hrsg.): Feminist Theory: From Margins to Center. New York: Routledge, S. 133–147.

hooks, bell (2019): Schwarze Frauen* und Feminismus. In: Kelly, N. A. (Hrsg.): Schwarzer Feminismus. Grundgentexte. Münster: Unrast Verlag.

Hurrelmann, Klaus (2008): Sieben Maximen der Sozialisationstheorie. In: Baumgart, F. (Hrsg.): Theorien der Sozialisationsforschung. 4. Auflage. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 19–30.

Hurrelmann, Klaus/Grundmann, Matthias/Walper, Sabine (2008): Zum Stand der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K./Grundmann, M./Walper, S. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. 7. überarbeitete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

IfD Allensbach (2015): Weichenstellungen für die Aufgabenteilung in Familie und Beruf. Allensbach: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

IPPF (2008): Sexuelle Rechte: Eine IPPF-Erklärung. London: International Planned Parenthood Federation.

Jansen, Petra (2022): Das neue ABC des Studiums. Ein etwas anderer Ratgeber für Studierende. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Jurczyk, Karin (2020): Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb. Widersprüchliche Modernisierungen. In: Wilz, S. M. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Verlag.

Kadera, Stepanka/Minsel, Beate (2018): Elternbildung – Weiterbildung im familialen Kontext. In: Tippelt, R./Hippel, A. von (Hrsg.): Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung. 6. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 1253–1267.

Kalcher, Martina (2015): Mutterschaft mit Körperbehinderung. Graz: Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaften.

Kalkstein, Fiona (2021): "Geld lässt ruhiger schlafen, das hab' ich erlebt". Vereinbarkeit zwischen Mutterschaft und Beruf aus klassensensibler Perspektive. Hamburg: Alma Marta.

Karatas, Dilan/Hogebach, Sophia/Zängl, Friederike (2023): Who cares? – Eine feministische Perspektive auf Caring Communities. In: Sempach, R./Steinebach, C./Zängl, P. (Hrsg.): Care schafft Community – Community braucht Care. Wiesbaden: Springer VS, S. 119–132.

Kemper, Andreas/Weinbach, Heike (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast Verlag.

Klapeer, Christine M. (2015): Vielfalt ist nicht genug! Heteronormativität als herrschafts- und machtkritisches Konzept zur Intervention in gesellschaftliche Ungleichheiten. In: Schmidt, F./Schondelmayer, A.-C./Schröder, U. B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkenntung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer VS, S. 25–44.

Kläser, Tobias Andreas (2011): Regenbogenfamilien. Familien mit gleichgeschlechtlichen Elternteilen – Selbstwahrnehmungen und Wünsche an die Soziale Arbeit. In: Sozialmagazin 36, 5, S. 43–53.

Klein, Alexandra/Ott, Marion/Seehaus, Rhea (2018): Die Kategorie der „Risikomutter“. In: Stehr, J./Anhorn, R./Rathgeb, K. (Hrsg.): Konflikt als Verhältnis - Konflikt als Verhalten

- Konflikt als Widerstand. Widersprüche der Gestaltung Sozialer Arbeit zwischen Alltag und Institution. Wiesbaden: Springer VS, S. 127–142.
- Klein, Alexandra/Schweitzer, Jann (2020): Kinderarmut und Geschlecht. In: Rahn, P./Chassé, K. A. (Hrsg.): Handbuch Kinderarmut. Opladen, Toronto: Barbara Budrich, S. 170–177.
- Kleiner, Bettina (2016): Heteronormativität. <https://www.gender-glossar.de/post/heteronormativitaet> [Zugriff: 02.11.2024].
- Kleiner, Bettina/Klenk, Florian Cristobal (2017): Genderkompetenzlosigkeitskompetenz. Grenzen pädagogischer Professionalisierung in der Perspektive der Queer Theory. In: Hartmann, J./Messerschmidt, A./Thon, C. (Hrsg.): Queertheoretische Perspektiven auf Bildung. Pädagogische Kritik der Heteronormativität. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opaden/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 97–119.
- Klenk, Florian Cristobal (2023): Post-Heteronormativität und Schule. Soziale Deutungsmuster von Lehrkräften über vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen. Opaden/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Köbsell, Swantje (2010): Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper. In: Jacob, J./Köbsell, S./Wollrad, E. (Hrsg.): Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript, S. 17–34.
- Kohlrausch, Bettina/Zucco, Aline (2020): Die Corona-Krise trifft Frauen doppelt: Weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hrsg.): WSI Policy Brief, Ausg. 40.
- Koller, Hans-Christoph (2018): Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. 2. akt. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Korn, Aaron/Scholz, Sylka (2022): Fürsorge sichtbar werden lassen. eine tiefenhermeneutische Analyse der Lebenswelten männlicher Jugendlicher. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 2, S. 11–25.
- Körner, Constanze (2015): Regenbogenfamilien – Kinderwunsch und Familienleben im Kontext von LSBT-Lebensweisen. In: Schmidt, F./Schondelmayer, A.-C./Schröder, U. B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer VS, S. 111–118.
- Krüger-Kirn, Helga (2022): Mutterschaft. In: Haller, L. Y./Schlender, A. (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opaden/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 13–26.
- Krüger-Kirn, Helga/Wolf, Laura (Hrsg.) (2018): Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung. Aktuelle Studien und Standpunkte. Opladen: Barbara Budrich.
- Kunstmann, Anne-Christin (2022): Familie: Care, Pflege und Verantwortung. In: Schierbaum, A./Ecarius, J. (Hrsg.): Handbuch Familie. Band II: Erziehung, Bildung und pädagogische Arbeitsfelder. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 385–402.
- Lalvani, Priya (2019): Constructing the (M)other. Narratives of Disability, Motherhood, and the Politics of Normal. New York: Peter Lang Publishing.
- Lehnert, Daniel (2022): „Und das wäre dann sozusagen die Vollendung der Emanzipation“. Zur Funktion politisierter Mutterschaft. In: Sorce, G./Rhein, P./Lehnert, D./Kaphegyi, T. (Hrsg.): Exkludierende Solidarität der Rechten. Wiesbaden: Springer VS, S. 191–214.

Liechti, Lena (2017): Mutterschaft und die Veränderung der Einstellungen zu Geschlechterungleichheiten. In: *Swiss Journal of Sociology*, 43 (1), S. 137–162.

Maier, Maja S. (2022): Paaridentitäten. Zur narrativen Konstruktion von Paarsein aus heteronormativitätskritischer Perspektive. 2. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Malich, Lisa (2014): Verunsicherungsmaschinen. Anmerkungen zu feministischer Mutterschaft. In: Franke, Y./Mozygemba, K./Pöge, K./Ritter, B./Venohr, D. (Hrsg.): *Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 155–168.

Malich, Lisa/Weise, Susanne (2022): Historische Mutterschaftsdiskurse. In: Haller, L. Y./Schlender, A. (Hrsg.): *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 39–57.

Mayer, Gesa (2022): Polyamorie. In: Haller, L. Y./Schlender, A. (Hrsg.): *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 597–607.

Mecheril, Paul (2002): Natio-kulturelle Mitgliedschaft - ein Begriff und die Methode seiner Generierung. In: *Tertium comparationis* 8, 2, S. 104–115.

Mecheril, Paul (2019): Migrationspädagogik. In: SchlaU-Werkstatt für Migrationspädagogik (Hrsg.): *Heterogenität in der fluchtbezogenen Bildungsarbeit. Analytische und praktische Perspektiven*. München: SchlaU-Jahrestagung, S. 8–18.

Menke, Katrin (2019): »Wahlfreiheit« erwerbstätiger Mütter und Väter? Zur Erwerbs- und Sorgearbeit aus intersektionaler Perspektive. Bielefeld: transcript Verlag.

Mertens, Alina (2016): Behinderung und reproduktive Selbstbestimmung. In: Katzer, M./Voß, H.-J. (Hrsg.): *Geschlechtliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung. Praxisorientierte Zugänge*. Gießen: Psychosozial Verlag, S. 315–331.

Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie (2021): „Du kannst natürlich nicht alles irgendwie auf andere Leute schieben und nur so Nannys besorgen“. Überlegungen zur Analyse normativer Anforderungen an die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf in Gruppendifussionen. In: *Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung* 17, S. 89–102.

Mihciyazgan, Ursula (2010): Elternschaft im interkulturellen Vergleich. In: Romeike, G./Imelmann, H. (Hrsg.): *Eltern verstehen und stärken. Analysen und Konzepte der Erziehungsberatung*. Weinheim, München: Beltz Juventa, S. 103–119.

Mohr, Sören/Nicodemus, Johanna/Stoll, Evelyn/Weuthen, Ulrich/Juncke, David (2023): Diskriminierungserfahrungen von fürsorgenden Erwerbstätigen im Kontext von Schwangerschaft, Elternzeit und Pflege von Angehörigen. Berlin: Nomos.

More, Rahel (2021): Disability, Elternschaft und Soziale Arbeit. Zur Bedeutung von Zuschreibungen, Fremdwahrnehmungen und Selbstverständnissen für Eltern mit Lernschwierigkeiten. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Motakef, Mona/Bringmann, Julia/Wimbauer, Christine (2018): Gerechtigkeitsvorstellungen im Lebenszusammenhang – eine geschlechtersoziologische Perspektivenerweiterung am Beispiel von Für- und Selbstsorgearrangements prekär Beschäftigter. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3, S. 101–117.

Nash, Jennifer C. (2008): re-thinking intersectionality. In: *Feminist Review*, 89.

Offenberger, Ursula (2019): Grounded Theory und Situationsanalyse: Die zweite Generation. <https://www.ph-freiburg.de/quasus/was-muss-ich-wissen/daten-auswerten/grounded->

<theory/grounded-theory-und-situationsanalyse-die-zweite-generation.html> [Zugriff: 09.08.2023].

O'Reilly, Andrea (2021): Matricentric Feminism. Theory, Activism, Practice. Bradford: Demeter Press.

Pfahl, Svenja/Rauschnick, Laura/Hobler, Dietmar/Alin, Selina (2017): Partnerschaftliche Arbeitszeiten aus Kinder- und Elternsicht. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Puar, Jasbir (2005): Queer Times, Queer Assemblages. In: *Social Text* 23, 3-4, S. 121–139.

Puar, Jasbir (2017): Terrorist Assemblages – homonationalism in queer times. Durham/London: Duke University Press.

Quirling, Ilka/Tuider, Elisabeth (2022): (Verschlossene) Wege zur Elternschaft. Heteronormative und rassifizierende Verhandlungen von Mutterschaft im Aufenthalts- und Adoptionsrecht am Beispiel eines binationalen lesbischen Paares. In: *KJ Kritische Justiz* 55, 2, S. 167–179.

Rendtorff, Barbara (2015): Zugewinne und Fallen. aktuelle Veränderungen in Geschlechtervorstellungen und ihre Probleme. In: Dausien, B./Thon, C./Walgenbach, K. (Hrsg.): Geschlecht - Sozialisation - Transformationen. *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opaden/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 77–92.

Reynolds, Tracey (2020): Studies of the Maternal: Black Mothering 10 Years On. In: *Studies in the Maternal*, 13(1), S. 1–11.

Rich, Adrienne (1980): Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence. In: *Journal of Women's History* 15, 3:3, S. 11–48.

Richards, Akilah S. (2016): Affirming the Value of Black Motherhood - A Personal Essay. In: Dolderer, M./Holme, H./Jerzak, C./Tietge, A.-M. (Hrsg.): *O Mother, Where Art Thou? (Queer-)Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 114–125.

Riecher-Rössler, Anita (2016): Weibliche Rollen und psychische Gesundheit. In: Wimmer-Puchinger, B./Gutiérrez-Lobos, K./Riecher-Rössler, A. (Hrsg.): *Irrsinnig weiblich. Psychische Krisen im Frauenleben*. Heidelberg: Springer Verlag, S. 19–34.

Riegraf, Birgit/Metz-Göckel, Sigrid/Theobald, Hildegard (2011): Neudefinition von privater und öffentlicher Care-Versorgung – festgefügte Geschlechterbeziehungen? In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3, S. 7–8.

Ritter, Bettina (2022): Armut, Mutterschaft und Klasse - Impulse für eine kritische Mädchen*arbeit. In: *Betrifft Mädchen*, 4, S. 166–172.

Ross, Loretta J. (2017): Reproductive Justice as Intersectional Feminist Activism. In: *Souls - A Critical Journal of Black Politics, Culture, and Society* 19:3, S. 286–314.

Ruddick, Sara (1993): Mütterliches Denken. Für eine Politik der Gewaltlosigkeit. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Rupp, Martina (2009): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger Verlag.

Rybníkova, Irma/Menzel, Viktoria (2021): Führung und Frauen: Ein zähes Ringen um die Gleichberechtigung. In: Rybníkova, I./Lang, R. (Hrsg.): *Aktuelle Führungstheorien und -konzepte*. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 433–470.

Sagmeister, Maria (2019): Mutterschutz, Papa-Monat und heteronormative Familienorganisation. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 3, S. 116–131.

Said, Edward (1979): Orientalism. New York: Vintage Books.

Sauer, Arn T./Nieder, Timo O. (2019): We care. Überlegungen zu einer bedarfsgerechten, transitionsunterstützenden Gesundheitsversorgung. In: Appenroth, M. N./Castro Varela, María do Mar (Hrsg.): Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung. Bielefeld: transcript, S. 75–101.

Scherr, Albert (2015): Systemtheorie in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K./Bauer, U./Grundmann, M./Walper, S. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. 8. überarbeitete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Verlag, S. 216–232.

Schetsche, Michael (2011): Fürsorge. In: Fuchs-Heinritz, W./Klimke, D./Lautmann, R./Rammstedt, O./Stäheli, U./Weischer, C./Wienold, H. (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie. 5., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 221.

Schultz, Susanne/Kyere, Anthea (2020): Humanvermögen und Zeitpolitik als familienpolitische Konzepte in Deutschland. Eine Kritik aus der Perspektive der Reproductive Justice. In: Dackweiler, R.-M./Rau, A./Schäfer, R. (Hrsg.): Frauen und Armut – Feministische Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich, S. 201–218.

Schutzbach, Franziska (2021): Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit. München: Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Seeck, Francis (2021): Care trans_formieren. Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit. Bielefeld: transcript Verlag.

Spahn, Annika (2019): Heteronormative Biopolitik und die Verhinderung von trans Schwesternschaften. In: Appenroth, M. N./Castro Varela, María do Mar (Hrsg.): Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung. Bielefeld: transcript, S. 167–185.

Speck, Sarah (2016): Bilder und Bürden. Funktionen und Transformationen von Mutterschaft. In: Dolderer, M./Holme, H./Jerzak, C./Tietge, A.-M. (Hrsg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-)Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, 26–46.

Statistisches Bundesamt (2024): Zeitverwendung (ZVE) 2022. Qualitätsbericht. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Zeitverwendung/_inhalt.html#1128348 [Zugriff: 07.11.2024].

Steinbach, Anja (2017): Mutter, Vater, Kind: Was heißt Familie heute? - Essay.

Strauss, Anselm (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.

Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Strübing, Jörg (2021): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Swing-Kantine Bremen e.V. (2024): Lindy Hop Anfänger*innen Workshops. <https://swing-kantine.de/anfaengerinnen-workshops/>.

Thoen-McGeehan, Yandé (2022): Mutterschaft als Person of Colour. In: Lisa Yashodhara, H./Schlender, A. (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Verlag Barbara Budrich, S. 67–78.

Tichy, Leila Zoe/Krüger-Kirn, Helga (2020): „Mama, Mami, Kind“ – zur Diskursivierung lesbischer Elternschaft in Elternzeitschriften. In: Peukert, A./Teschlade, J./Wimbauer, C./Motakef, M./Holzleithner, E. (Hrsg.): Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Opaden/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 108–123.

Tietge, Ann-Madeleine (2019): Make Love, Don't Gender! Heteronormativitätskritik und Männlichkeit in heterosexuell definierten Paarbeziehungen. Wiesbaden: Springer VS.

Tolasch, Eva (2016): Die protokolierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung. Wiesbaden: Springer VS.

Toppe, Sabine (2021): Mutterschaft im Umbruch?! Spannungsfelder prekärer Mutterschaft in aktueller und historischer Perspektive. In: Krüger-Kirn, H./Tichy, L. Z. (Hrsg.): Elternschaft und Gender Trouble. Geschlechterkritische Perspektiven auf den Wandel der Familie. Opaden/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 19–38.

Toppe, Sabine (2022): Mutterschaft und Prekarität. In: Haller, L. Y./Schlender, A. (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opaden/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 91–101.

Tuider, Elisabetzh/Trzeciak, Miriam (2015): Migration, Doing difference und Geschlecht. In: Reuter, J./Mecheril, P. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 361–378.

Turner, Jennifer L. (2020): Black Mothering in Action: The Racial-Class Socialization Practices of Low-Income Black Single Mothers. In: Sociology of Race and Ethnicity, 6(2), S. 242–253.

UN women Deutschland (2023): #Muttertagswunsch. <https://unwomen.de/feministischer-muttertag-2023/> [Zugriff: 02.11.2024].

Vasquez-Tokos, Jessica/Yamin, Priscilla (2021): The racialization of privacy: racial formation as a family affair. In: Theory and Society, 50, S. 717–740.

Vieira, Cristina C./Coelho, Lina/Portugal, Sílvia (2019): The „learned disadvantage“: Unraveling women's explanations about their greater responsibilities in doing household chores in Portuguese heterosexual couples with children. In: Endepohls-Ulpe, M./Ostrouch-Kamińska, J. (Hrsg.): Gender – Diversity – Intersectionality. (New) Perspectives in Adult Education. Münster/New York: Waxmann Verlag, S. 19–34.

Wagenknecht, Peter (2007): Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Hartmann, J./Klesse, C./Wagenknecht, P./Fritzsche, B./Hackmann, K. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17–34.

Wegener, Angela (2005): Regenbogenfamilien. Lesbische und schwule Elternschaft zwischen Heteronormativität und Anerkennung als Familienform. In: Feministische Studien 23, 1, S. 53–67.

Weinbach, Heike (2020): „Klassismus“: eine Analysekategorie für Frauenarmutskontexte? In: Dackweiler, R.-M./Rau, A./Schäfer, R. (Hrsg.): Frauen und Armut – Feministische Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich, S. 105–124.

Westphal, Manuela/Otyakmaz, Berrin Özlem/Uçan, Yasemin (2020): Migration und Familie: Perspektiven auf Erfolg in der Migration. In: Genkova, P./Riecken, A. (Hrsg.): Handbuch Migration und Erfolg. Psychologische und sozialwissenschaftliche Aspekte. Wiesbaden: Springer Verlag, S. 265–281.

Wicki, Eleonora (2023): Zur Ambivalenz von Mutterschaft. In: *conexus*, 6/1, S. 184–202.

Wimmer-Puchinger, Beate (2016): Weiblicher Selbstwert auf dem gesellschaftlichen Prüfstand. In: Wimmer-Puchinger, B./Gutiérrez-Lobos, K./Riecher-Rössler, A. (Hrsg.): Irrsinnig weiblich. Psychische Krisen im Frauenleben. Heidelberg: Springer Verlag, S. 3–18.

Winker, Gabriele (2020): Care als Armutsrisiko – Care Revolution als politische Antwort. In: Dackweiler, R.-M./Rau, A./Schäfer, R. (Hrsg.): Frauen und Armut – Feministische Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich, S. 450–468.

Wirz, Eugenie (2020): Care-Arbeit und Familie transnational. Rekonstruktionen sozialer Netzwerke ukrainischer Arbeitsmigrantinnen. Wiesbaden: Springer VS.

Zerle, Claudia/Keddi, Barbara (2011): „Doing Care“ im Alltag Vollzeit erwerbstätiger Mütter und Väter. Aktuelle Befunde aus AID:A. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3, S. 55–72.

Zimmermann, Janin/Allroggen, Marc (2023): Psychische Erkrankung und Erziehungsfähigkeit. In: Fegert, J. M./Meysen, T./Kindler, H./Chauviré-Geib, K./Hoffmann, U./Schumann, E. (Hrsg.): Gute Kinderschutzverfahren. Tatsachenwissenschaftliche Grundlagen, rechtlicher Rahmen und Kooperation im familiengerichtlichen Verfahren. Berlin: Springer VS, S. 407–421.

Zinsmeister, Julia (2010): Diskriminierung ist (fast) immer mehrdimensional: »Rasse«, Geschlecht und Behinderung aus rechtlicher Sicht. In: Jacob, J./Köbsell, S./Wollrad, E. (Hrsg.): Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript, S. 113–128.

9 Anhang

9.1 Leitfaden

1. Bitte erzähle mir, wie ihr als Eltern euer Familien- und Arbeitsleben organisiert.
 - a. Warum habt ihr euch für diese Organisation entschieden?
2. Was bedeutet dir Muttersein?
 - a. Warum hast du dich dafür entschieden Mutter zu werden?
3. In welchen Moment ist dir so etwas wie Gleichberechtigung in der Elternschaft besonders wichtig?
 - a. Was bedeutet Gleichberechtigung in der Elternschaft für dich persönlich?
4. Wie haben sich deine Vorstellungen über Gleichberechtigung in der Elternschaft entwickelt? (Falls unklar: War es nie Thema? Warum?)
 - a. Welche Rolle spielte Gleichberechtigung, als du aufgewachsen bist?
 - b. Welche dieser Vorstellungen findest du erstrebenswert, welche weniger?
 - c. Welche Menschen sind für dein persönliches Bild von Gleichberechtigung relevant?
5. Was bedeutet Mutterschaft für dein persönliches Bild von Selbstverwirklichung?
 - a. Wie sehr können du und deine Beziehungsperson euch jeweils selbst verwirklichen?
 - b. Welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede siehst du?
 - c. Wie sähe dein Leben aus, wenn du jetzt gerade keine Mutter wärst?
6. Für welche Momente in deinem Leben erhältst du Wertschätzung und von wem?
7. Wie beeinflussen deine Lebensbedingungen die Umsetzung von Gleichberechtigung in der Elternschaft (z.B. soziales Umfeld, berufliche Bedingungen, Kitas, Einkommen, Gesundheit, ggf. Diskriminierungserfahrungen...)?
8. Welche Rolle spielt dein Geschlecht bei der Umsetzung von Gleichberechtigung in der Elternschaft?
9. Wenn du einen beliebigen Wunsch frei hättest, um deine Situation noch besser zu machen, welcher wäre das?

9.2 Transkriptionsregeln

In Anlehnung an die erweiterte inhaltlich-semantische Transkription nach Dresing/Pehl 2018, zusätzliche Großschreibung von Betonungen sowie Interpunktionszeichen für Senken und Heben der Stimme und Orientierung des Satzbaus am gesprochenen Wort

| | |
|-----------------|-------------------------------|
| (in Klammern) | Tätigkeiten und Ausdrücke |
| (...) | Pause im Redefluss |
| ? | Stärkere Anhebung der Stimme |
| , | Geringere Anhebung der Stimme |
| ! | Stärkere Senkung der Stimme |
| . | Geringere Senkung der Stimme |
| GROSSBUCHSTABEN | Betonung |
| (unv.) | Unverständlich |

9.3 Darstellung des Kategoriensystems

Die Darstellung erfolgt bis zur fünften Ebene der Subkategorien. Weitergehende Subkategorien sind digital in einem MaxQDA-Projekt zu finden.

- Wie werden die Lebensbedingungen beschrieben?
 - Diskriminierungsverhältnisse
 - Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit
 - Rassismen
 - werden nicht in der Beziehung verortet
 - Hauptorte für Rassismuserfahrungen
 - Privilegien durch weiße Positionierung
 - Migration
 - Beschränkt Leben neben dem Muttersein
 - Vermeidung internationaler Fernbeziehung
 - Migration im Erwachsenenalter
 - Migration in Jugend
 - Psychische Gesundheit und Erkrankung
 - keine Diskriminierungserfahrungen
 - In Elternbeziehung
 - Belastend in Elternbeziehung
 - andere Bedürfnisse als "gesunde" Menschen
 - eigene psychische Erkrankung
 - beeinflusst durch soziale Verbindungen
 - Therapieplatzsuche herausfordernd
 - Therapieerfahrung
 - des Partners/der Beziehungsperson
 - Erschwernis für Gleichberechtigung

- Verhaltensweisen belasten Beziehung
- Klassenverhältnisse
 - Habitus
 - mit Erwerbstätigkeit
 - mit Studium
 - Güter
 - Mutterschaft als Wert
 - Arbeitsfähigkeit/-vertrautheit
 - Entitlement
 - Ökonomisches Kapital
 - Finanzielle (Un)Sicherheit
 - Wohnen
 - kulturelles Kapital
 - Beratungsangebote
 - Abbruch der 2. Ausbildung durch Mutterschaft
 - Musikunterricht
 - Bildungsaufstieg
 - soziales Kapital
 - belastende Präsenz
 - Wunsch nach Nähe/Unterstützung
 - (In)Offizielle Netzwerke zur Kinderversorgung
- Heteronormative Matrix
 - Cisgeschlechtlich
 - Sexismen
 - Kinderfremdbetreuung
 - Geschlechtervorstellungen/Sexismuserfahrungen
 - Heteronorm
 - Gesetzliche Regelungen (stabilisieren Heteronorm)
 - Entlastung, wenn Heteronorm entsprochen wird
 - Singlemutter-Sein
 - Frauenbeziehung
- Wie werden soziale Welten konturiert?
 - Commitment in Paarbeziehung
 - Eindrücke (gegenwärtige Lebensbedingungen)
 - Ausprägung von Gleichberechtigung
 - Strategien in der Paarbeziehung
 - Konturen (Antizipationen und Werte)
 - Gleichberechtigungskonzeptionen
 - Wo wird Gleichberechtigung konkret wirksam?
 - Historizität (Sozialisation und Begründungen)

- erklärende Faktoren der Eindrücke in die Paarbeziehung
- erklärende Faktoren in die Gleichberechtigungskonzepte
- Commitment in Elternbeziehung
 - Historizität (Sozialisation und Begründungen)
 - Erklärung der Organisation des Arbeitslebens
 - Erklärung der Organisation des Familienlebens
 - Konturen (Antizipationen und Werte)
 - Wünsche in Bezug auf Organisation des Arbeitslebens
 - Eindrücke (gegenwärtige Lebensbedingungen)
 - Ausprägung der Organisation des Arbeitslebens
 - Ausprägung der Organisation des Familienlebens
 - Affekte in der Organisation des Arbeitslebens
 - Affekte in der Organisation des Familienlebens
- Commitment zu sich selbst
 - Eindrücke (gegenwärtige Lebensbedingungen)
 - Selbstverwirklichung im Verhältnis zum Muttersein
 - Mutterschaft
 - Konturen (Antizipationen und Werte)
 - Subjektive Bilder von Selbstverwirklichung
 - Historizität (Sozialisation und Begründungen)
 - "gute Mutter"/"die Mutter"
 - Transformation von Mutterschaft

9.4 Relations-Maps in tabellarischer Form

Relationen um Klassenverhältnisse

- Klassenverhältnisse – Organisation des Arbeitslebens
 - Code: Habitus – mit Erwerbstätigkeit (Relation 1)
 - Code: Habitus mit Studium (Relation 2)
 - Code: Habitus - Arbeitsfähigkeit/-vertrautheit (Relation 5)
- Klassenverhältnisse – Organisation des Familienlebens
 - Code: Habitus – Güter (Relation 3)
 - Code: Ökonomisches Kapital – Finanzielle (Un)Sicherheit – eher sicher (Relation 8)
 - Code: Ökonomisches Kapital – Finanzielle (Un)Sicherheit – eher unsicher (Relation 9)

- Code: Soziales Kapital – (In)Offizielle Netzwerke zur Kinderversorgung (Relation 14)
 - Klassenverhältnisse – Freund*innen: Code: Soziales Kapital – Wunsch nach Nähe/Unterstützung (Relation 19)
- Klassenverhältnisse und soziales Umfeld
 - Code: Ökonomisches Kapital – Finanzielle (Un)Sicherheit – sicher (Relation 7)
 - Code: Kulturelles Kapital – Bildungsaufstieg (Relation 12)
 - Code: Habitus – Mutterschaft als Wert (Relation 4)
 - Code: Kulturelles Kapital – Beratungsangebote (Relation 13)
 - Code: Habitus – Entitlement (Relation 6)
 - Code: Ökonomisches Kapital – Finanzielle (Un)Sicherheit – unsicher (Relation 10)

Relationen um psychische Gesundheit und Erkrankung

- Psychische Gesundheit und Erkrankung – Thematisierung von Gleichberechtigung
 - Code: Psychische Gesundheit und Erkrankung – In Elternbeziehung (Relation 15)
 - Code: Psychische Gesundheit und Erkrankung – des Partners (Relation 17)
 - Code: Psychische Gesundheit und Erkrankung – Eigene psychische Erkrankung (Relation 16)

Relationen um natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit

- Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit – Nicht-Verbundenheit
 - Migration – Sexismen
 - Code: Migration in der Jugend (Relation 23)
 - Mitgliedschaftssignale:
 - Rassismen – Bildungssystem
 - Code: Hauptort für Rassismuserfahrungen (Relation 21)
 - Rassismen – Nicht-Verbundenheit
 - Code: Deutsche Staatsangehörigkeit
- Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit – Verbundenheit
 - Rassismen – Elternbeziehung
 - Code: werden nicht in der Beziehung verortet (Relation 20)
 - Migration – Vater des Kindes
 - Code: Migration im Erwachsenenalter (Relation 24)

Relationen um Heteronormativität

- Cis-Geschlechtlichkeit
 - Leerstelle durch überwiegende Nicht-Benennung
 - Code: Cis-Geschlechtlich

- Sexismen – Kinderfremdbetreuung
 - Code: Kinderfremdbetreuung (Relation 25)
 - Mangel an Kitaplätzen
 - Einflüsse um Fremdbetreuung
- Sexismen – Reproduktion und Transformation geschlechterbezogener Orientierungsmuster
 - Sexismen – Vater des Kindes
 - Code: Wenig andere präsente Väter (Relation 29)
 - Code: Partner entwickelt Beschützerinstinkt (Relation 30)
 - Sexismen – Organisation des Familienlebens
 - Code: Lernfähigkeit/-willigkeit von Männern (Relation 28)
 - Sexismen – „gute Mutter“
 - Code: Internalisierte Stereotype über Frauen (Relation 27)
- Sexismen – Transformation von Muttersein
 - Sexismen – Interviewpartnerin
 - Code: Geschlechtervorstellungen/Sexismuserfahrungen – Frauen – Empowerment (Relation 26)
- Heteronorm – Regelungen zur Elternzeit
 - Code: Heteronorm – Gesetzliche Regelungen – zur Elternzeit
- Heteronorm – Regelungen zur Familiengründung von gleichgeschlechtlichen Paaren
 - Code: Heteronorm – Gesetzliche Regelungen – zur Familiengründung von gleichgeschlechtlichen Paaren
- Heteronorm – Regelungen zur Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie
 - Code: Heteronorm – Gesetzliche Regelungen – zur Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie
- Heteronorm – Lebensbedingungen als Solo-Mutter
 - Code: Heteronorm – Single-Mutter – alleinerziehend
- Heteronorm – Umgang mit Queerfeindlichkeit in der Elternbeziehung
 - Code: Heteronorm – Frauenbeziehung

Intersektionale Perspektiven auf Mutterschaft und Gleichberechtigung

Die Verantwortung von Fürsorge wird oft noch mit bestimmten Geschlechtervorstellungen verbunden und schränkt so die Gleichberechtigung von Müttern deutlich ein. Die Autorin zeigt intersektionale Perspektiven von Müttern auf die Diskriminierungsverhältnisse Heteronormativität, Klassismus, Rassismus und psychische Gesundheit. Sie gibt Einblick in Aushandlungen um Gleichberechtigung mit Beziehungspersonen sowie in ihre Entscheidungen als Mütter.

Die Autorin:

Dr. Julia Tietjen, Wissenschaftliche Mitarbeiterin,
Institut Technik und Bildung, Universität Bremen

ISBN 978-3-8474-3185-5



9 783847 431855

www.budrich.de